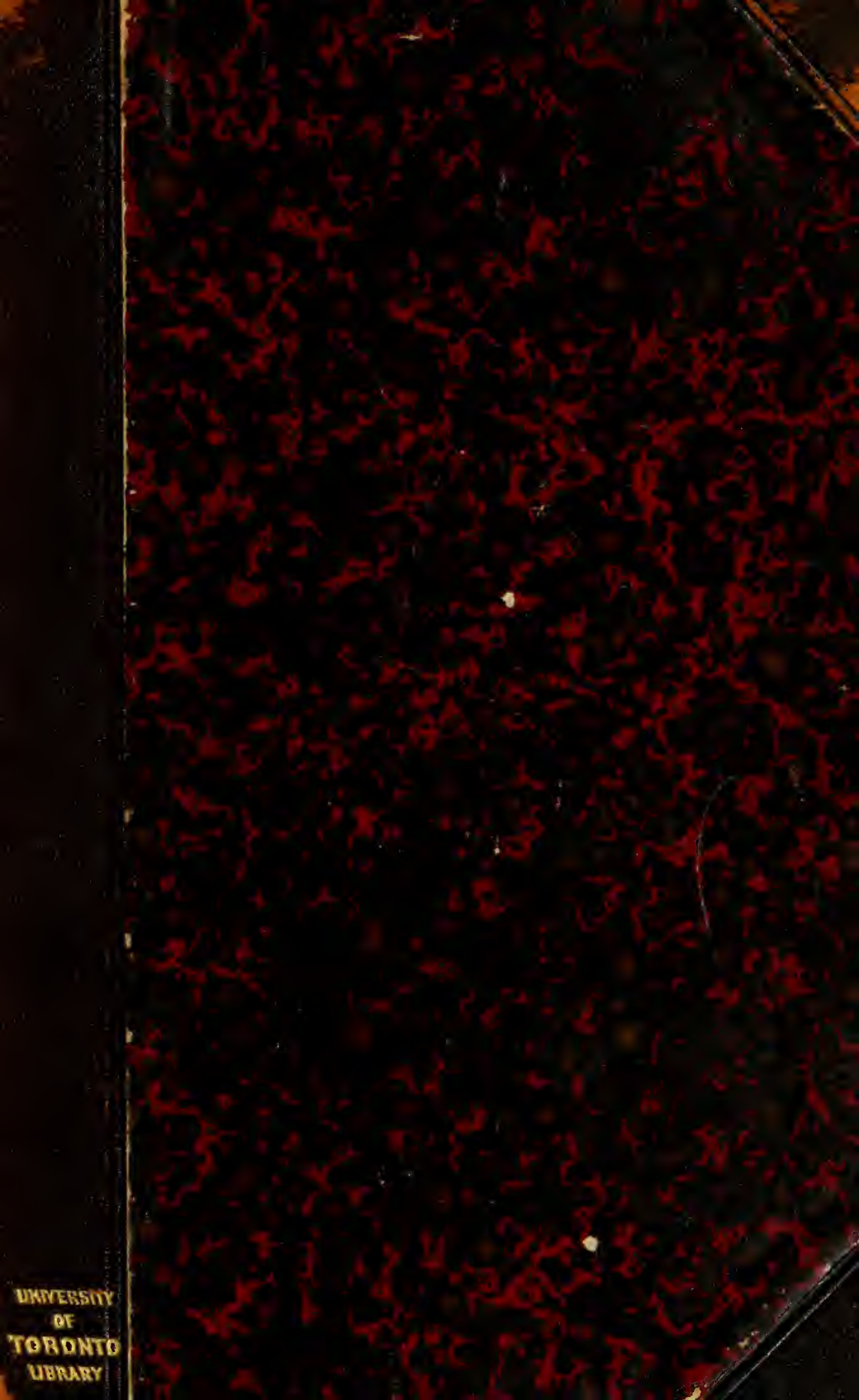

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







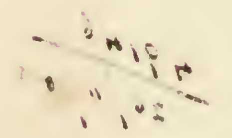
Schiller und seine Zeitgenossen.

Von

Julian Schmidt.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1863.





Druck von C. E. Elbert in Leipzig

An Otto Ludwig.

Gr.-Lengden bei Göttingen, 7. September 1859.

Vor zehn Jahren — man war eben daran, ein deutsches Reich zu gründen — bemerkte Herr von Schmerling, man dürfe es dem Oestreicher nicht verargen, wenn er sich sträube in Deutschland aufzugehn: denn Oestreich habe eine ruhmvolle Geschichte, Deutschland noch keine; wobei er die Hoffnung aussprach, diese deutsche Geschichte werde noch kommen.

Herr von Schmerling vergaß dabei so manchen ruhmvollen Act der Geschichte, der Deutschland angehört ohne Zuthun Oestreichs: die Hansa, die Reformation; die Schlachten von Prag, Leuthen, Roßbach, Zorndorf; auch an Waterloo hätte man ihn erinnern können. Allenfalls hätte es genügt, ihm ins Gedächtniß zu rufen, daß man eben im Begriff war, das Jubelfest unsers größten Dichters zu begehn.

Neben Goethe steht noch eine stattliche Reihe von Bürgen, daß wir eine Nation sind, daß wir eine Geschichte haben: obenan der Dichter des Wallenstein und des Tell. Wenn wir uns des Tages freuen, an dem er vor hundert Jahren geboren wurde, ist es nicht unzeitig daran zu erinnern, daß dieser Tag zu der großen Kette von Begebenheiten gehört, auf die wir stolz sind und die uns kein Politiker verkümmern wird.

Großer Männer bemächtigt sich stets die Sage: das Volk arbeitet ihr Bild nach seinen eignen Idealen aus. So ist Schiller fast eine mythische Figur geworden, und noch jetzt bemüht sich eine wohlgemeinte Pietät, ihn etwa nach dem Schema des Max Piccolomini oder des Marquis Posa zu idealisiren. Schiller ist

solchen Schimmers nicht bedürftig; er erträgt das Tageslicht, ja er wird uns werther, je deutlicher seine Gestalt uns entgegentritt.

Das gegenwärtige Büchlein sollte ursprünglich nur einzelne Schlaglichter auf diese Gestalt werfen, zur Ergänzung des unvollständigen Gemäldes, das ich in meiner „Literaturgeschichte" (4te Ausgabe 1858) versucht. Wenn nun eine Art Ganzes daraus geworden ist, so macht es doch auf Vollständigkeit keinen Anspruch; wenn nur die charakteristischen Merkmale bestimmt hervortreten.

Im Schreiben habe ich viel an Sie gedacht: hauptsächlich als an meinen lieben Freund; dann weil dem Schriftsteller, der die poetischen Kräfte unserer Zeit an denen des goldenen Zeitalters mißt, der Dichter der Makkabäer zuerst einfällt.

In einem Brief an Schiller sagt Humboldt: „Für Sie darf man den Himmel um nichts weiter bitten als um Gesundheit; das Weitere werden Sie Sich selber geben." — Auch Sie, lieber Ludwig! sind ein glücklicher Mensch; die innere Freudigkeit Ihres Herzens hat tapfer den trüben Eindrücken der Krankheit und Sorge widerstanden. Gebe der Himmel, daß diese Tapferkeit Ihnen ferner erspart sei; auch auf Ihre Schöpfungen wird dann ein hellerer Frühlingsstrahl fallen. Gleich Ihnen hat Schiller gekämpft und gesiegt, freilich in Tagen, wo die Poesie noch gläubiger, jugendlicher aussah; aber eigentlich ist sie ja ewig jung, und so wenig der Muth in der Menschenseele stirbt, so wenig erbleichen jemals die Farben dieser holden Gestalt.

Man klagt über den Materialismus unserer Zeit, die der Kunst unfähig sei: in Schiller's Tagen hat man noch viel lauter darüber geklagt. Unser Geschlecht ist besser als das unserer Großväter, wenn auch weniger träumerisch. Das Ideal ist kein Feind der Wirklichkeit; nicht den Stoff zu vertilgen, ihn zu erobern für das Reich des Ideals, ihn zu läutern durch das Feuer des Geistes, ist der Beruf der Dichtkunst. Wenn Schiller diese Wahrheit in seinen Gedanken wie in seinen Versuchen zuweilen verkannte, so hat er in den Werken, die ihn unsterblich machen, selbst den schönen Beweis geführt, daß was aus dem echten Quell des Lebens geschöpft ist, die Macht besitzt, die Lebendigen zu zwingen.

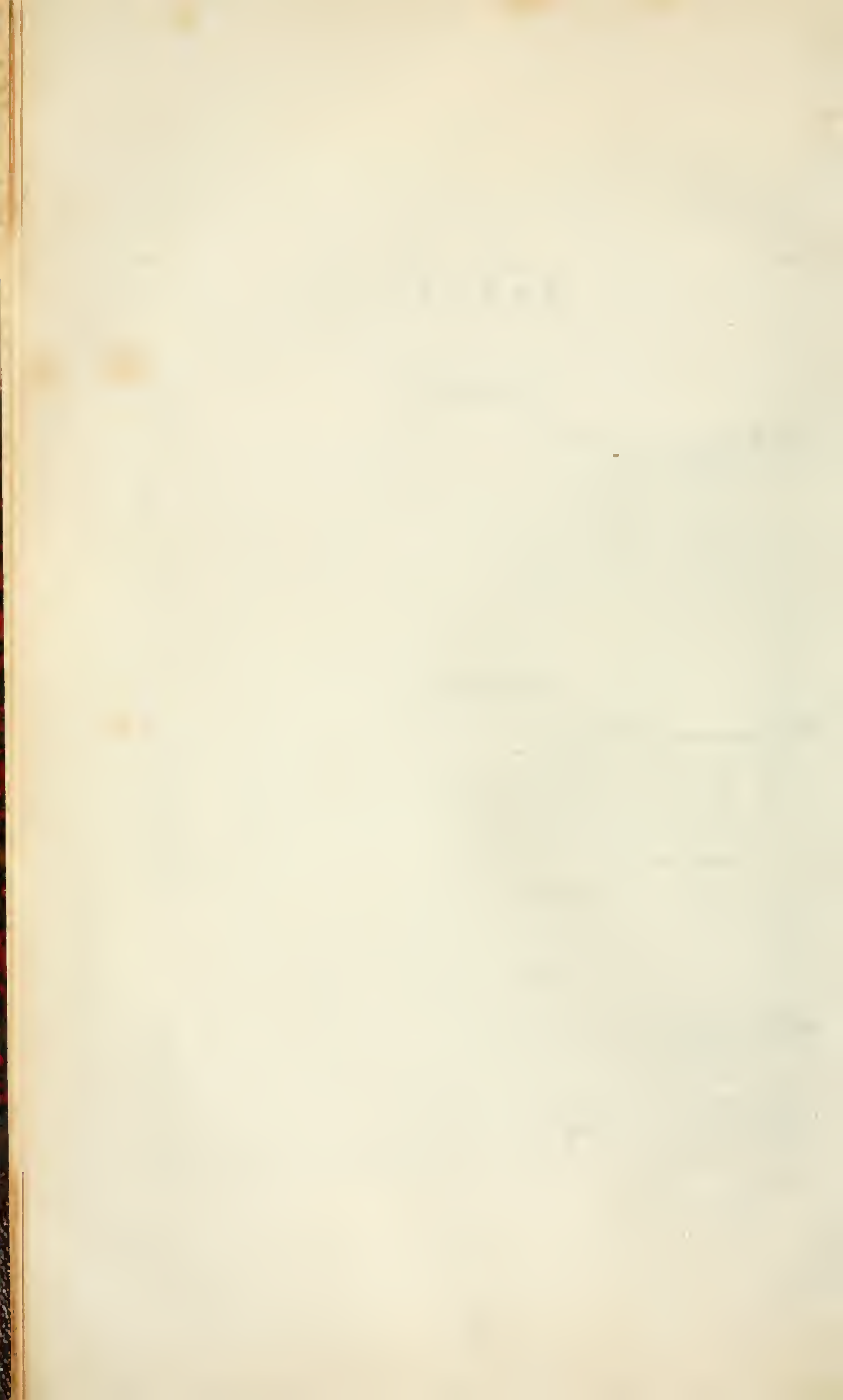
Julian Schmidt.

Inhalt.

Erstes Buch.

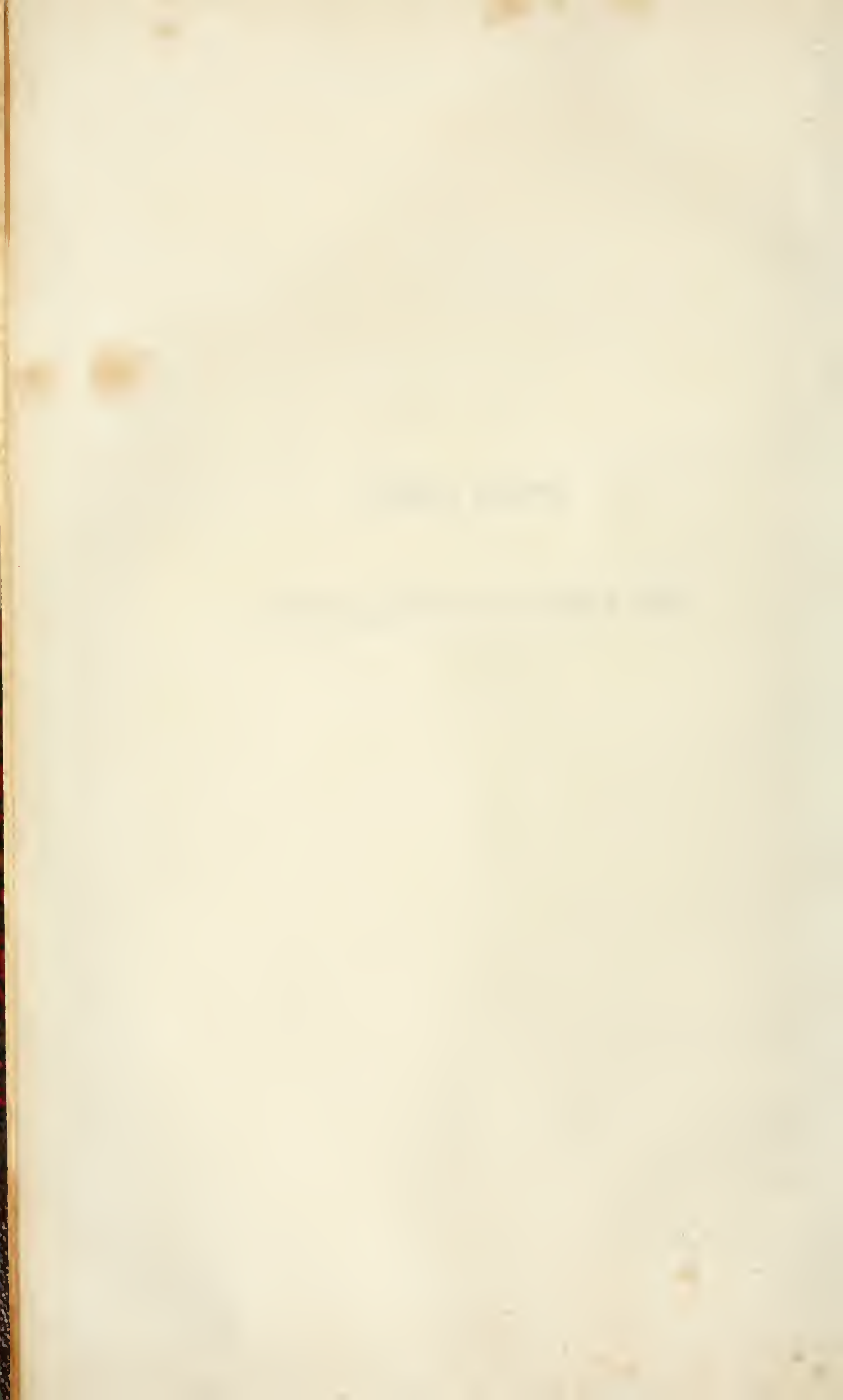
Zweites Buch.

Drittes Buch.



Erstes Buch.

Die Sturm- und Drangperiode.



Erstes Capitel.

Schillers Jugend.

1759—1783.

Auf ihrer Rückkehr von einer lustigen Schweizerreise kamen im December 1779 der Herzog Carl August von Weimar und sein Günstling Goethe durch Stuttgart. Der Fürst reiste im strengsten Incognito und hatte nicht die Absicht gehabt, seine Standesgenossen aufzusuchen; doch kam ihm jetzt ein anderer Gedanke: die Schneider mußten eilig ans Werk, und ohne daß gerade das Incognito gebrochen wurde, hatte der Herzog von Würtemberg Gelegenheit, den ausgezeichneten Gästen Ehre anzuthun und ihnen die Merkwürdigkeiten seiner Hauptstadt vorzuweisen. Die größte Merkwürdigkeit, weil sie ihn am lebhaftesten beschäftigte, war seine vor acht Jahren gegründete Militairakademie.

Der Herzog von Würtemberg hatte eine wilde und zügellose Jugend durchlebt, und die Willkürlichkeiten seiner Regierung waren so weit über das gewöhnliche, keineswegs geringe Maß der damaligen deutschen Kleinstaaten hinausgegangen, daß sogar vom Ausland her Warnungen und Rechtsbedenken einliefen. Jetzt im fünfzigsten Jahr legte er sich mehr auf Beglückung seiner Unterthanen, zum Theil veranlaßt durch seine Geliebte, Gräfin Franziska von Hohenheim, die er ihrem Mann entführt hatte und sich später zur linken Hand antrauen ließ. Besonders bemühte er sich, Bildung und Aufklärung zu verbreiten, und das Hauptwerkzeug war seine Akademie, die, seit 1775 in die Hauptstadt verlegt, den Zweck hätte, Officiere und Beamte, aber auch Techniker und Handwerker auszubilden. Seit 1775 war auch ein Lehrstuhl der Medicin errichtet; nur die Theologie war nicht vertreten.

Eben hatte die Akademie ihre Prüfungen beendet, die beiden Gäste wurden eingeladen, am 14. December, dem Jahrestag der

Gründung, den Festlichkeiten und namentlich der Preisvertheilung beizuwohnen.

Unter denen, welche Prämien erhielten, war auch der Eleve Friedrich Schiller. Er erhielt drei Preise: in der praktischen Medicin, in der materia medica und in der Chirurgie. Um den vierten Preis, in der deutschen Sprache und Schreibart, mußte er mit mehreren andern Bewerbern loosen und das Loos entschied gegen ihn.

Jedesmal, so oft er einen Preis erhielt, mußte er an den Herzog, der zwischen Carl August und Goethe stand, herantreten und ihm dankend den Rock küssen. Wäre er „Cavalier“ gewesen, so hätte er ihm die Hand küssen dürfen, so war er aber nur „Eleve“. Der Umstand ist noch nicht vollständig erläutert. Die Anstalt war nämlich in Cavaliere, d. h. Officierssöhne, und Eleven eingetheilt, die auch abgesondert speisten und eine verschiedene Uniform trugen. Nun hatte zwar Schillers Vater, ursprünglich Feldscheer, dann Werbeofficier, endlich Aufseher einer Baumschule in der Solitude, Hauptmannsrang, es scheint das aber nicht für voll angenommen zu sein, denn Schiller wird immer nur Eleve genannt.

Goethe, damals in der vollsten Blüte seiner Schönheit und seines Glücks, der Abgott aller Frauen, nicht blos der Geheimerath, sondern der Busenfreund seines Herzogs, dem Volk als Dichter des Götz, des Werther, des Clavigo, dem Hof von Weimar als Dichter der Iphigenie bekannt, stand damals auf einem Wendepunkt seiner Bildung. Bisher Führer und Anstifter des wild genialen Lebens in Weimar, das der edlen Herzogin Luise manches Herzeleid bereitete, war er seit dieser Reise entschlossen, mit seiner Vergangenheit abzurechnen und auch äußerlich den Welt- und Staatsmann hervorzukehren. Da er in Weimar Regen und Schönwetter machte, so wurde nach seiner Rückkehr alles anders; das geniale Wesen hörte auf und der Hof von Ferrara, wie er im Tasso sich spiegelt, wurde eine Wahrheit.

Zehn Jahre jünger als er, war der Eleve Schiller keine blendende Erscheinung: hoch aufgeschossen (6 F. 3 Z.), aber linkisch in seiner Haltung, blaß, mit Sommersprossen und rothem Haar, die Augen beständig geröthet und blinzelnd, in eine geschmacklose Uniform gepreßt und wenig achtsam auf sein Aeußeres. Zu den verschiedenen Experimenten, welche der Herzog mit seinen Eleven

machte, gehörte auch, daß sie sich gegenseitig charakterisiren mußten; ein Freund hatte einmal Schiller charakterisirt: ein guter Christ, aber nicht sehr reinlich! und der Sergeant Nieß, der Oberaufseher über die jungen Leute, pflegte ihn mit dem Zuruf „Schweinpelz!“ zu begnaden. Aber dieser ungeschickte, von vielfachem Druck belastete junge Mann hatte das stolze Gefühl, der großen Erscheinung, die ihm gegenüberstand, einmal ebenbürtig zu werden. Er hatte es in diesem Augenblick, wo er dem Herzog den Rock küßte, mehr als siebzehn Jahr später, wo er bereits in engster Freundschaft mit Goethe verbunden den Wilhelm Meister anstaunte. Auch seine nähern Freunde in der Akademie, obgleich sie sich nicht selten über ihn lustig machten, ahnten in ihm den großen Mann, wobei sie sich freilich in der Weise der damaligen Zeit gleichfalls als künftige große Männer fühlten. Dieser Studiosus der Medicin, der in der deutschen Schreibart mit drei andern concurriren mußte, arbeitete bereits seit zwei Jahren an den Räubern.

Goethe kannte er gar wohl, aber er liebte ihn nicht, er pflegte ihn das arrogante Genie zu nennen. Der Clavigo gehörte zu den Schriften, die er am eifrigsten studirte, und einige Zeit nach jenem Besuch hatte er Gelegenheit, bei einem Hoffest jene Rolle zu geben, zum Schrecken und Gelächter aller Zuhörer, so wüthend declamirte er.

Schiller und Goethe gingen auseinander, ohne sich gesprochen zu haben. Neun Jahre darauf sahen sie sich zum erstenmal wieder, fremd, kalt und mit innerer Abneigung, ja die Abneigung war bei Schiller beinahe Haß. Und doch versteckte sich hinter diesem Haß eine geheime Liebe, die dann nach weiteren sechs Jahren endlich zum Durchbruch kam.

Goethe hat in höherem Alter selber bemerkt, daß in der Art, wie er mit Schiller zusammengeführt wurde, etwas Dämonisches lag, und noch heute wird der Beobachter unaufhörlich gereizt, die beiden größten Dichter Deutschlands, die eine Reihe von Jahren hindurch in innigster Freundschaft die Literatur beherrschten, in jedem Augenblick ihres Lebens miteinander zu vergleichen und überall den grenzenlosen Contrast zu empfinden.

Die beiden größten Dichter Deutschlands! den ersten und den zweiten. Goethe hat später gegen Eckermann der Deutschen gespottet, daß sie sich darüber stritten, wer der größere sei; sie sollten sich doch freuen, zwei solche Kerle zu haben. Ihm kam es

zu, so zu sprechen; die Literaturgeschichte muß das Wort etwas anders fassen.

Zwischen Schiller und allen folgenden Dichtern ist ungefähr ein ebenso großer Abstand, als zwischen Goethe und Schiller. Goethe äußerte einmal gegen Eckermann: es wäre doch ungehörig, ihm Tieck an die Seite zu stellen; das wäre ja gerade, setzte er hinzu, als wenn ich mich neben Shakespeare stellen wollte! Setzen wir anstatt Tieck, der nur durch einen vorübergehenden Zeitgeschmack dahin kommt, Schiller, so wird ungefähr das richtige Verhältniß hergestellt sein.

Der Contrast zwischen den beiden Dichtern zeigt sich in allen Lebensbeziehungen. Schon der Unterschied der Jahre. Zehn Jahre scheinen nicht viel zu sein, aber in diesen zehn Jahren war eine Revolution vorgegangen. Goethes Auftreten fällt im Ganzen genommen in eine Zeit des Werdens. Klopstock und Lessing hatten zur Vorbereitung viel gethan, die wirkliche Muse aber erwartete man noch, und Goethe, der sie heimzuführen berufen war, mußte erleben, was er dichten wollte. Der Werther enthält in seinem schönsten Theil seine eigenen Erlebnisse und Empfindungen, er ist fast Copie der Wirklichkeit; die Räuber, die einen ähnlichen Sturm erregten, sind zum Theil Frucht der Lectüre. Eine reiche, wenn auch verwilderte Literatur lag zwischen beiden Werken, und dieser Unterschied ist doch sehr merklich.

Noch tiefer ist der Contrast, wenn man ihre äußere Lebensstellung ins Auge faßt, und zwar hauptsächlich die Lebensstellung ihrer Jugend. Denn in den letzten Jahren Schillers war der Unterschied nicht so groß, als man gewöhnlich annimmt, und hätte er noch zehn Jahr gelebt, so wäre ihr äußerer Glanz vollkommen gleich gewesen. Dies muß denjenigen entgegengehalten werden, die das deutsche Volk anklagen, es hätte Schiller verhungern lassen. Für die Jugend seiner Dichter ist das deutsche Volk nicht verantwortlich. Daß Goethe der Sohn eines wohlhabenden reichsstädtischen Patriciers, Schiller der Sohn eines würtembergischen dürftigen Werbeofficiers war, ist Sache des Glücks; freilich war es entscheidend für ihre Bildung.

Es treten uns in ihnen zwei Schichten des deutschen Bürgerthums entgegen, die ebenso grell voneinander abstechen als die Lebensatmosphäre Wilhelm Meisters von der Lebensatmosphäre in Kabale und Liebe.

Durch Goethes Jugend athmet der Geist der Freiheit. In der kleinen Republik, in der er aufwächst, kennt er keinen über sich, kein Hof tritt das Bürgerthum mit Füßen; der Schöffe der Stadt ist sein Großvater, der Vater, ein wohlhabender unabhängiger Mann, hat sich den Titel eines kaiserlichen Raths geben lassen, um jede Versuchung abzuschneiden, einen untergeordneten Posten anzunehmen. Seine ganze Zeit wendet er an die Erziehung seiner Kinder, die eine ganz ungewöhnliche Bildung erlangen. Die Tochter wird freilich durch diesen pädagogischen Trieb sehr gequält, der Sohn aber wächst dem Vater bald über den Kopf, und dieser begnügt sich, den genialen Einfällen des Knaben und Jünglings mit Ordnung und Maß nachzugehen. Im Uebrigen ist der junge Mensch souverain, er macht es sogar möglich, schon im vierzehnten Jahr in zweideutigen Gesellschaften den frühreifen Wilhelm Meister zu spielen, und als er in Leipzig die altmodischen Röcke vom feinsten Tuch, die ihm der sorgsame Vater mitgegeben, gegen moderne Kleider austauscht, ist seine Emancipation fertig. Da er Jurisprudenz studirt, tritt er auch in ein Collegium, aber ganz als großer Herr, so weit es ihm beliebt; seine Hauptbeschäftigung sind die Friederiken, die Lotten u. s. w. Die ersten Geister Deutschlands drängen sich um den vielverheißenden Jüngling, der Vater treibt ihn beständig nach Italien, um auch das Vergnügen zu seiner Bildung zu verwenden. Diesen Geist der Freiheit ist er nicht gemeint aufzugeben, als er Mitglied des Hofes wird. Carl August, ihm fast schwärmerisch ergeben, betrachtet es als eine Gunst, daß er die erste Stelle seines kleinen Staats einnimmt, jeden Augenblick bleibt ihm die Freiheit, den Dienst wieder zu verlassen. Wenn Wilhelm Meister ängstlich auf Schritt und Tritt eines jeden Edelmanns achtet, um gute Manieren zu lernen, so hat das Goethe nicht nöthig; alles richtet sich nach ihm; sein Benehmen ist Gesetz für die hochadelige Welt, und als man ihm endlich 1782 den Adelsbrief giebt, ist er ganz verwundert; er hatte gar nicht daran gedacht, daß ihm so etwas noch fehlte.

Betrachten wir jetzt die Atmosphäre, in der sich Schillers erste dichterische Kraft entwickelte.

In Marbach wurde Schiller geboren, 10. November 1759. Die Dienstgeschäfte des Vaters führten die Familie dann nach Lorch, zuletzt nach der Solitude. Es ist auffallend, daß sich in Schillers Gedichten und sonstigen Erinnerungen keine landschaft-

lichen Eindrücke vorfinden; für die Natur im Allgemeinen zeigte er stets viel Sinn, aber während er ein so großes Talent besaß, nach bloßen Beschreibungen Naturbilder in lebensvoller Fülle zu entwerfen, scheint er ihrer wirklichen Zeichnung keine unmittelbare Aufmerksamkeit entgegengebracht zu haben, woran vielleicht seine Kurzsichtigkeit schuld war. Die Freunde bezeugen, daß er auch die Nachtigall erst aus Büchern bewundern lernte.

Der Vater, ein gedrungener, resoluter Militair, hielt den Knaben, der noch als gemachter Mann mit Er angeredet wurde, knapp und streng; so lieb er ihn hatte, brachte er ihm ein barsches Wesen entgegen; es setzte auch mitunter Schläge, welche die sanfte Mutter zu mildern suchte. Auch die Schullehrer waren grimmige Gebieter; wenn man sie aber der Bigotterie und des Pietismus beschuldigt, so ist das aus der Luft gegriffen: der Junge mußte nur den großen Katechismus mit allen Nebenfragen auswendig lernen und durfte nicht raisonniren, wozu er schon früh einige Anlage zeigte. So zweifelte er damals lebhaft an der Anwendbarkeit des Hohen Lieds auf die Kirche. Der Vater war im Grund derselben Meinung, aber ein junger Rekrut muß Ordre pariren! Vater, Mutter, Schwester machten Gedichte, es sind noch einige davon übrig, nicht gerade hohe Poesie, aber in der Form viel correcter und gewandter als die spätern Hymnen Friedrichs in der Anthologie.

Das barsche Wesen des Vaters, gelegentliche Prügel, die Nothwendigkeit, den Katechismus auswendig zu lernen, das alles hat noch keinen gesunden Knaben ruinirt; schlimmer ist für ein stolzes und ehrgeiziges Gemüth das Gefühl, daß der Vater andern gegenüber in einem untergeordneten Verhältniß steht. Der Sohn des Handwerkers oder des Bauern empfindet das lange nicht so, als der Sohn des Dienstmanns, dessen Gedanken sich um die Gunst der Vorgesetzten, um Versorgung u. dgl. drehn. Uebrigens war der alte Schiller ein braver, pflichttreuer Mann, und der Sohn, der seine Schuldigkeit gegen die Familie im vollsten Maß erfüllt hat, lernte ihn später auch von menschlicher Seite besser würdigen.

Schiller war natürlich zum Theologen bestimmt und zeigte auch große Neigung, sich vor den Leuten hören zu lassen. Der natürliche Lauf der Dinge hätte ihn in eine von den zahllosen schwäbischen Klosterschulen geführt, aber der Herzog brauchte Re-

kruten für seine Militairakademie, und der junge Schiller, von seinen bisherigen Lehrern empfohlen, wurde für das aufstrebende Institut gepreßt, um die Rechte zu studiren. Den 17. Jan. 1773 trat er ein, dreizehn Jahre alt. Es ist durch glaubwürdige Zeugnisse belegt, daß er im corpus iuris keine Fortschritte gemacht hat; dazu war doch zu viel gesunder Fond in ihm! Es scheint aber auch sonst nicht viel gelehrt oder gelernt worden zu sein, nur im Lateinischen wird er gerühmt. 1775 endlich erlaubte oder gebot man ihm, das Studium der Jurisprudenz mit dem der Medicin zu vertauschen.

Schiller hat sich später in einer seiner Stilübungen darüber beklagt, in der Militairakademie habe er keine Menschen, sondern nur Uniformen gesehen; es ist kein wahres Wort daran. Seine Freunde waren nicht nur echte und recht tüchtige Menschen, sondern dabei eine Reihe der anziehendsten Originale, und die strenge Disciplin steigerte den Oppositionsgeist und die Erfindungsgabe in dummen Streichen. Die Cavaliere und Eleven waren des Herzogs Günstlinge, sie durften sich sogar gelegentlich etwas gegen ihn herausnehmen.

Aber der Despotismus hatte eine andere schlimmere Einwirkung. Der Herzog war den Schülern gegenüber leider in einer gemüthlichen Stimmung, und wollte von ihnen gemüthlich angeregt sein; sie mußten jährlich eine Charakterschilderung einliefern und sich namentlich über ihre Gesinnung gegen den fürstlichen Wohlthäter mit vollem Freimuth aussprechen. Wir haben von dem fünfzehnjährigen Schiller eine solche Charakteristik.

„Dieser Fürst, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel *schätzbarer als Eltern* sein, welche *unmittelbar von seiner Gnade abhangen*. — Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt ... Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht anbete! oder soll ich noch gar *schwören*, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters ... Welche Großmuth herrscht in Ihren Zügen! ... Lassen Sie mich, Durchlauchtigster, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien und Ihnen vor mein Glück danken. — Lassen Sie mich zwischen mein Vaterland treten und mit dem-

selben Ihnen, mein Vater, zurufen: er lebe! Lassen Sie mich endlich seufzen, daß ich nicht danken kann."

Bei der Lectüre dieser jugendlichen Rede rieselt es wohl jedem Leser eiskalt durch die Glieder. Unwillkürlich denkt man an das Gedicht in Ilmenau und die Art, wie Goethe sich seinem Herzog gegenüberstellte. Hier zeigt sich das gedrückte Selbstgefühl jenes Standes, aus dem Schiller hervorgegangen war. Ein junger Edelmann oder ein Patriciersohn wie Goethe hätte so nicht reden, so nicht empfinden können.

Und Schiller empfand wirklich so: es war nicht etwa Heuchelei, nicht Furcht, die sich wohl begreifen ließe, wenn man erwägt, daß der Herzog nicht den geringsten Anstand nahm, ungehorsame Hitzköpfe zur Erziehung in den Kerker zu werfen, wie er es noch eben mit Schubart gethan, der auf dem Hohenasperg auch Loblieder singen lernte; Schiller schwärmte vielmehr wirklich für den Herzog. Noch mehr für Franziska. Jahr aus Jahr ein scheint er der stehende Lobredner und Festdichter gewesen zu sein. Seine Ueberschwenglichkeit kennt keine Grenzen, und was uns am meisten wehe thut, die Mehrzahl dieser Huldigungen beginnt mit der Versicherung, daß er die kriechende Schmeichelei verachte! Ja noch am 6. März 1781 macht er unaufgefordert ein Festgedicht, worin versichert wurde, alle Republiken schielten neidisch auf das glückselige Würtemberg. Und damals wurden die Räuber schon gedruckt, und damals gährte das „republikanische Trauerspiel" Fiesco bereits im Kopf des jungen Dichters.

Es geht durch Schillers ganzes Leben eine Mischung scheinbar widersprechender Eigenschaften. Er verstand sehr gut, sehr scharf und sehr boshaft zu beobachten; Kabale und Liebe und die ersten Briefe aus Weimar legen ein glänzendes Zeugniß dafür ab. Dann aber hatte er das Bedürfniß der Exaltation, des Enthusiasmus, und wenn ihn die Rede überkam, so hörte die Wirklichkeit für ihn auf. Freilich sind diese Irrthümer zahlreicher in seiner Jugend, und er war dann auch nicht abgeneigt, plötzlich ins entgegengesetzte Extrem überzuspringen.

Das Bedürfniß des Komödienspielens war groß an diesem Hof. Rieger, der alte Sünder, Schubarts Gefängnißwärter, von dem Schiller später in seiner Erzählung „das Spiel des Schicksals" ein so abschreckendes Bild entworfen hat, ließ sich auf seinem Hohenasperg ebenso anräuchern als sein Landesherr, am liebsten von

seinen Gefangenen. Er führte einmal eine große Scene zwischen Schubart und Schiller auf und als er 15. Mai 1782 gestorben war, feierte ihn Schiller in einer feurigen Ode als Märtyrer der Freiheit! Das war ganz ehrlich gemeint, es mochte damals den Herzog sogar verdrießen, der sonst auf Schillers Talent große Stücke hielt.

Es war eine sehr schwüle, drückende Atmosphäre, in der Schillers Jugend aufblühte, und es verdient die tiefste Bewunderung der Nachwelt, was er aus sich gemacht hat.

Sein Freiheitssinn war durch seine Begeisterung für den Herzog auch damals schon keineswegs unterdrückt. Es existiren noch einige Billets, in welchen der angeborene Trotz ausbricht. So schreibt er kurz nach jener ersten feurigen Rede, 20. Februar 1775: „Du wähnst ich soll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinn der Inspectoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange mein Geist sich frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen, dem freien Mann ist schon der Anblick der Sklaverei verhaßt — und er sollte die Fesseln duldend betrachten, die man ihm schmiedet? O Carl! wir haben eine ganz andere Welt in unserem Herzen als die wirkliche ist; — wir kannten nur Ideale, nicht das, was wirklich ist. Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da einer Strafe entgegengehen soll, wo mein inneres Bewußtsein für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht."

Das ist zwar die echte Gymnasiastenrhetorik, aber es ist doch eine wesentliche Ergänzung jener Huldigungsreden, namentlich wenn man noch die Gespräche der Freunde Carl Moors dazu nimmt, die uns die Gespräche der Freunde Schillers versinnlichen. Die guten Jungen hatten zwar keine Gelegenheit, vierzigtausend Ducaten auf der leipziger Messe zu verthun und zum Begräbniß eines Hundes allgemeine Fasten auszuschreiben, aber es zeigt doch, wovon sie träumten. „Mir ekelt vor diesem tintenklexenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Männern;" das war der beständige Refrain ihrer Phantasien. „Pfui über das schlappe Castratenjahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen und die Helden des Alterthums mit Commentationen zu schinden und zu verhunzen mit Trauerspielen." — „Stelle mich vor ein Heer Kerle wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen." — Freilich gleich darauf: „im Schatten meiner

väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalie lockt mich ein edler Vergnügen."

Es bleibt noch übrig, einen Blick auf Schillers medicinische Studien zu werfen. Was man sieben Jahr lang als Hauptbeschäftigung treibt, kann nicht ganz ohne Einfluß auf das Leben bleiben, wenn auch die Gelehrsamkeit, die sich Schiller erwarb, nicht groß gewesen zu sein scheint; und in der That versteht man manches in Schillers frühern Dichtungen nur, wenn man daran denkt, daß sie ein junger Mediciner geschrieben hat.

Der Anfang des medicinischen Studiums führt, sobald man den ersten Schauder vor dem Menschenfleisch überwunden hat, nothwendigerweise zu einem gewissen Cynismus in der Weltanschauung und in den Lebensformen; später wird das wieder überwunden, sobald die reinwissenschaftliche Betrachtung die Gemüthsstimmung ganz zurückdrängt. Viele cynische Stellen in den ersten Dramen und Gedichten verrathen offenbar das Fleischmesser; aber es ist noch ein anderer Zusammenhang zwischen Schillers Studien und seinen ersten Dichtungen vorhanden.

Bekanntlich hatte Schiller die Dreistigkeit, in der Dissertation, durch welche er seinen medicinischen Cursus absolvirte, December 1780, und die jetzt in seinen gesammelten Werken wieder abgedruckt ist, „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen", sein eigenes noch nicht gedrucktes Trauerspiel unter falschem Namen zu citiren. Es ist die Stelle, wo Franz Moor seinen Traum erzählt. Weniger hat man darauf geachtet, wie fein der Dichter die von ihm erfundenen Seelenbewegungen auf physiologische Gesetze zurückführt. Dasselbe thut er mit zahlreichen Stellen aus Shakespeare, indem er überall nachweist, wie der Dichter durch seinen Instinkt ein allgemeingiltiges Naturgesetz getroffen hat. Das allgemeine philosophische Problem über den Zusammenhang des Geistes mit dem Körper lassen wir hier unerörtert; in dieser Beziehung ist die Dissertation nicht bedeutend. Sehr bedeutend aber ist sie für den dramatischen Dichter, der sich bemühte, jede Seelenbewegung bis in die Nerven, bis ins Blut zu verfolgen. Von diesem rein realistischen Streben ist Schiller ausgegangen; wenn er es später aufgab, so war es Folge eines veränderten ästhetischen Princips.

Seine ganzen medicinischen Studien haben diesen Charakter; überall betreibt er sie zum Zweck der Psychologie, zum Zweck der

Menschenkenntniß. Es existirt noch von ihm ein Rapport vom 26. Juni 1780 über eine Krankheitsgeschichte, in welcher er die psychischen Eindrücke mit den physischen sehr scharfsinnig combinirt. Das Thema seiner Dissertation hatte er bereits 1779 unter dem Titel „Philosophie der Physiologie“ behandelt. Damals aber hatte sein Vorgesetzter ein sehr ungünstiges Urtheil gefällt. „Zweimal habe ich diese weitläufige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht errathen können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Besserwissen allzuviel anklebt, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wo hinein ihm zu folgen ich mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe gefertigte Arbeit ist überstiegen, und daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllet. Dabei ist der Verfasser äußerst verwegen und sehr oft gegen die würdigsten Männer hart und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den viribus transmutatoriis handelt, greifet er den unsterblichen von Haller, ohne welchen er doch ein elender Physiologius wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Ebenso redet er wider den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lectionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekrieget er alles, was nicht vor seine neue Theorien passend ist. Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gährungen einen wirklich unternehmenden nützlichen Gelehrten.“

Wer erkennt hier nicht schon den spätern Kantianer heraus, der kaum in die Mysterien der neuen Philosophie eingeweiht, schon neue Combinationen versuchte und neue Entdeckungen machte! — Von seiner medicinischen Praxis erzählt man wunderliche Dinge, und er selber war nicht abgeneigt, sich über den Stand des Arztes lustig zu machen. Trotzdem war es noch, nachdem er Stuttgart verließ, seine Absicht, die Medicin als Brodwissenschaft fortzutreiben, und er kam auch später von Zeit zu Zeit darauf zurück.

Sein poetisches Schaffen ist bisher in dem Hintergrund geblieben und indem wir auf dasselbe eingehen, tritt uns wiederum das Bild Goethes vor Augen. — Goethe war ein Dichter von Gottes Gnaden. In seiner glücklichen Jugend von keiner Noth-

wendigkeit getrieben, gab er jedem Gelüst freien Spielraum, und alles, was er angriff, wurde unter seinen Händen zur Poesie. Die Leidenschaft des Ehrgeizes war ihm unbekannt, er wußte sehr gut, was in ihm war, aber er hatte nicht nöthig, ungestüm nach der Zukunft zu greifen, er genoß, wenn man so sagen darf, mit Andacht jeden Augenblick und freute sich der Gaben, die ihm die Götter in den Schooß warfen.

Mit Schiller war es anders. Die Gegenwart konnte ihm nicht genügen, es lebte in ihm ein brennender Ehrgeiz ohne bestimmtes Ziel. Er hatte das Gefühl seiner Größe und wußte auch in seinen Umgebungen den Glauben daran zu erregen, aber er hatte zugleich das Gefühl, daß seine Willenskraft das Meiste dabei thun müsse. Der Lorbeer des Dichters lockte ihn wohl, aber ebenso gern wäre er ein großer Staatsmann geworden. Er hatte mit schwerem Ungemach zu kämpfen und fühlte es bitter genug, aber mit großer Elasticität hob sich sein Gemüth immer wieder von neuem, und nur wenn es ihm wohl ging, zeigte er sich zuweilen klein und schwach.

Interessant ist die Art seines Schaffens, wie sie von seinen Jugendfreunden berichtet wird. Seine ersten Dichtungen waren kein leichter Erguß; mühsam drängte er die Eindrücke aus den gelesenen Schriften und was er im Leben beobachtet hatte, zusammen, stellte förmliche Bilderjagden an und machte Anstrengungen, die nicht selten einem wahren Pressen und Herauspumpen glichen. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Stampfen, Brausen und Schnauben zu Papier, wie er selber in einer Ode von 1777 sagt: „Fahr' ich wüthend auf, stampfe gegen die Erde, schalle mit Sturmgeheul deinen Namen, Verworfener!" Einmal wurde er als Studiosus an ein Krankenbett deputirt, statt aber den Kranken zu befragen, gerieth er dichtend in solche brausende Bewegungen und Zuckungen, daß dem Kranken bange war, der Arzt wäre toll geworden. In Stunden, wo die Muse über ihn kam, war er nach seinem eigenen Bericht wie durch einen Krampf ganz in sich zurückgezogen und für die Außenwelt nicht vorhanden. Die Lectüre wirkte mehr auf ihn als das Leben. Neben Plutarch, Klopstock und Virgil ergriffen ihn namentlich Schubarts Gedichte, Ugolino, Julius von Tarent, Clavigo. Den Shakespeare lernte er etwa 1776 kennen; nach seinem eigenen Bericht stieß dieser ihn erst ab; er kam ihm zu natürlich vor. Und doch hat

Shakespeare wohl am meisten auf ihn gewirkt; wenn seine ersten Dramen nicht hinlängliche Zeugnisse davon ablegten, so würde man es bereits aus den Citaten jener medicinischen Abhandlung entnehmen können.

Im Januar 1781 trat er, aus der Akademie entlassen, als Regimentsfeldscheer ins wirkliche Leben ein; am meisten betrübte ihn die lächerliche Uniform, die er tragen mußte und die ihn nach dem Bericht seiner Freunde wirklich sehr entstellte. Nach seiner Flucht war eine seiner Hauptbedingungen an den Herzog die Erlaubniß, bürgerliche Kleidung zu tragen. Seine Praxis war nicht bedeutend, er stand im Ruf der Liederlichkeit und fühlte sich selbst, wenn er mit seinen Freunden Schinken und Salat aß, schlechten Wein trank, der ihm wohl mitunter nicht bekommen mochte, und dazu Kegel oder L'Hombre spielte, als rechten „Libertiner". Bei der kleinen Gage wurden die Rechnungen auch nicht immer bezahlt, und da die Räuber und die Anthologie auf eigene Kosten gedruckt werden mußten, so vermehrten sich die Schulden. In der Wirthschaft sah es sehr unordentlich aus, die Hauswirthin war die Wittwe des Regimentsquartiermeisters Vischer, der die Oden vorgelesen und gewidmet wurden. Es sind noch einige Briefe vorhanden an gute Kameraden ganz im Stil der Räuber. Die Wildheit dieses Lebens war mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit.

Nun waren die Räuber gedruckt; sie waren in Manheim aufgeführt, hatten glänzenden Erfolg gehabt und der Intendant des Theaters, Heribert Freiherr von Dalberg, hoffte an Schiller eine gute Acquisition zu machen. In den Unterhandlungen mit diesem Mann zeigt sich Schiller von einer neuen Seite. Die Schmeicheleien, die er ihm sagt, sind nicht mehr, wie dem Herzog Carl gegenüber, Ausflüsse der blinden Rhetorik, sie sind richtig gewählte Mittel zum Zweck. Schiller hofft mit seiner Hilfe von Stuttgart loszukommen, das ihm immer unerträglicher wird. Er giebt dem vermeintlichen Gönner psychologisch sehr feingewählte Mittel an die Hand, auf den Herzog zu wirken, wobei er nur die Naivetät begeht, das Beleidigende zu übersehn, das darin liegt, einen aufgeblasenen Hofmann in der Intrigue unterrichten zu wollen. Er hat das Gefühl, ein tüchtiger Intrigant zu sein; schon trägt er sich mit der Idee des Fiesco: aber er ist zu sehr der gedrückte Bürger; gegen den herzlosen egoistischen Edelmann,

der mit kühler Ablehnung alle seine Stöße parirt, kommt er nicht auf. Indeß hätte sich vielleicht das Ganze friedlich entwickelt, wenn nicht das Schicksal seltsam mit ihm gespielt hätte. Die Räuber hatten, wie es scheint, den Herzog nicht verdrossen, vielleicht hatte er sie gar nicht gelesen, aber eine unbedeutende Stelle machte Lärm in Graubünden. Dieser Lärm verdroß den Landesherrn, und er untersagte seinem Regimentsfeldscheer, Komödien „und dergleichen Zeug" drucken zu lassen. Jetzt, wo es sich um das Heiligste seines Lebens handelte, regte sich der Freiheitstrotz des Dichters: er weigerte sich, besuchte sogar einmal ohne Erlaubniß das manheimer Theater, kam in Arrest und fiel in völlige Ungnade. Die Flucht wurde beschlossen und den 17. September 1782 ausgeführt; man athmet freier auf, da man ihn aus dieser drückenden Atmosphäre entfernt weiß, obgleich es ihm vorläufig noch unklar ist, was er auf seinen Wanderungen beabsichtigt.

In Dalberg hatte er sich natürlich verrechnet. Der feine Weltmann war nicht gemeint, sich ausnutzen zu lassen; noch weniger wollte er sich eines jungen Dichters wegen, dessen Befähigung ihm noch keineswegs ausgemacht schien, mit dem Herzog von Würtemberg überwerfen. Er war so unfreundlich, Schiller hinzuhalten und ihn dann rücksichtslos zu verabschieden; bis dieser endlich, nachdem seine und seines Freundes Hilfsquellen erschöpft waren, sich auf das in Thüringen gelegene Gut Bauerbach seiner Freundin und Gönnerin Frau von Wolzogen zurückzog, das diese ihm unmittelbar nach seiner Flucht als Zufluchtsort angeboten hatte. Dort blieb er vom November 1782 bis zum Juli 1783.

Die Flucht und die damit verbundenen Umstände zu erzählen, ist nicht unsere Absicht. Streicher, jener hingebende Freund, der mit einer Aufopferung ohne gleichen seine Interessen denen des angebeteten Dichters nachsetzte, hat die ganze Geschichte unnachahmlich schön erzählt. Da man aber nach seinem Vorgang die Sache in ein nicht ganz richtiges Licht stellt, so mögen wir einige Bemerkungen, die sich uns aufdrängen, nicht zurückhalten.

Zunächst schwindet bei näherer Betrachtung das Tragische einigermaßen. An eine ernste, gefahrdrohende Verfolgung des Herzogs hat niemand geglaubt, am wenigsten Schiller, und der Herzog selbst hat keinen Augenblick daran gedacht. Schillers Handlungsweise tadelte man aus einem ganz andern Gesichtspunkt. Man begriff nicht, wie er eine sichere Versorgung aufgeben und sich ohne

Aussicht auf Broderwerb ganz aufs Ungewisse in die Welt begeben konnte. Diese sehr natürliche Ansicht theilten alle außer Streicher, Iffland und Frau von Wolzogen. Streicher in seinem Enthusiasmus war überzeugt, die Welt habe die Verpflichtung, für seinen großen Freund zu sorgen. Iffland, der die Welt freilich besser kannte, der selber aber aus künstlerischem Trieb seiner Familie entlaufen war, wußte, was wir jetzt natürlich alle wissen, daß hier eine innere Nothwendigkeit vorlag. Frau von Wolzogen machte es am besten: sie sorgte unmittelbar für den Dichter; was um so höher anzuschlagen ist, da ihre Mittel schmal waren und da sie doch immer einigermaßen Gefahr lief, die Zukunft ihrer Kinder, die in Stuttgart erzogen wurden, aufs Spiel zu setzen.

Was Dalberg betrifft, so handelte er freilich nicht blos egoistisch, sondern mit einem Mangel an Delikatesse, der seinem Gemüth keine Ehre macht: seine frühern Schmeicheleien hatten doch immer mittelbar den Dichter zu dem Entschlusse vermocht. Nur in einem Punkt geht man zu weit, wenn man den entscheidenden Umstand, die Verwerfung des Fiesco, durch welchen der Dichter seine Stellung in Manheim begründen wollte, ausschließlich aus seinem Geiz und aus seiner Furcht vor dem Herzog erklärt. In jener Verwerfung war der ganze Theaterausschuß einig, auch Iffland, obgleich dieser auf eine Gratification für den Dichter antrug, weil das Stück doch viele Verdienste habe.

Wenn Dalbergs Betragen den aufgeregten Dichter veranlaßte, an Streicher zu schreiben, 8. December 1782: „behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihrem unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: wenn man die Menschen braucht, so muß man ein Hundsfott werden oder sich ihnen unentbehrlich machen; eines von beiden, oder man sinkt unter;“ — wenn Schiller in jenem Augenblick so empfand, so war das sehr natürlich. Aber wir können das Urtheil nicht bestätigen. Schiller hatte sich über niemand zu beschweren, als über Dalberg, und wenn er damals über den Egoismus der andern klagte, so vergaß er den Balken im eigenen Auge.

Jener Brief ist für seine damalige Gemüthsbildung sehr charakteristisch. Streicher, selber ganz unbemittelt, hatte, um Schiller nicht allein reisen zu lassen, sein ganzes kleines Capital angegriffen, und nur dieser Umstand nöthigte ihn, in Manheim zu

bleiben. Bei Schiller zeigt sich keine Spur von einem Gefühl dafür, er giebt ihm von oben herab sehr kühle Rathschläge über sein Benehmen und schließt mit den Worten: „Seien Sie vollkommen versichert, daß ich thätig an Sie denken werde, sobald sich meine Aussichten verschönern, welches, wie ich hoffe, nicht lange mehr anstehen soll." Wegen einiger unbezahlter Rechnungen verspricht er ihm eine Anweisung an den Buchhändler Schwan; statt dessen schreibt er diesem wiederum sehr kühl, er möge sich doch seines zurückgebliebenen Landsmanns annehmen. Kurz er ist durchweg nur der Gönner und das ganze Verhältniß ein Gegenbild des Verhältnisses zwischen Martin Chuzzlewit und Pinch, welches Dickens so unnachahmlich geschildert hat. Auch in Schillers späterem Leben findet sich nie eine Erinnerung an den guten Streicher; um ihm wirkliche Neigung einzuflößen, mußte man ihm zunächst imponiren.

Das alles ist sehr natürlich und wir weisen aus keinem andern Grunde darauf hin, als weil man für das vorübergehende Mißgeschick des Genies das Vaterland gescholten hat.

Statt dessen sollte man zu Schillers Ruhm immer eine andere Seite hervorheben. Wenn sich jemals Schillers Dichterberuf bethätigt hat, so war es hier. Die Noth war wirklich groß, die Aussichten sehr zweifelhaft, aber Schiller hielt im Drang des Mißgeschicks den Kopf empor und fuhr selbst in der Unruhe der Wanderschaft unablässig fort zu dichten. Er glaubte eben an seinen Genius. Diese Noth hat seine Entwickelung nicht beeinträchtigt. Er erprobte die Stärke seines Willens und sie bestand die Probe.

Der Aufenthalt in Bauerbach zeigt den Charakter des Dichters wieder von einer wenig beachteten Seite. Als Goethes Tasso erschien, machte Huber seinen Freund Körner auf die merkwürdige Verwandtschaft Tassos mit Schiller aufmerksam: und in der That, in Bauerbach spielte fast das ganze Drama von Tasso. Dieser Wechsel von Uebermuth und Mißtraun in sich selbst, von herausfordernder Anmaßung und thränenvoller Demuth, von wilder Eifersucht und poetischem Gleichmuth, kurz dieses ganze Räthselspiel des Tasso wiederholt sich in den wunderlichen Briefen jener Periode. Aber freilich war es nur ein Durchgangspunkt im Leben des Dichters, und das ist es, was uns im Tasso verstimmt: wir verstehn an sich die Zustände gar wohl, aber es fehlt die

dramatische Entwickelung. Als Schiller nach fünf Jahren diese ihm sonst so heiligen Stätten wieder besuchte, empfand er zu seiner großen Verwunderung gar nichts; er nahm nur mit einer gewissen Selbstgefälligkeit die Gelegenheit wahr, sich der früher angebeteten Lotte, der Tochter der Frau von Wolzogen, die gerade verheirathet werden sollte, als wohlwollender Gönner gegenüberzustellen.

Den größern Theil der Zeit in Bauerbach hat er einsam zugebracht, nur der gute Reinwald, sein späterer Schwager, verkehrte mit ihm. In einem Brief an Schillers Schwester machte er ihr bemerklich, die Einsamkeit habe das Gemüth des jungen Freundes verdüstert; ein zweiter Winter da zugebracht, werde ihn völlig hypochondrisch machen. „Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehn inclinirt, er scheint ganz an seine Wohlthäterin gefesselt. — Ich hatte die Idee, ihn nach Pfingsten mit nach Weimar zu nehmen — ich wollte ihn wieder an die offene Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewöhnen, die er beinah scheut und sich allerhand Unangenehmes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er zu Anfang zu meinem Vorschlage war, so sehr scheint jetzt sein Geschmack davon entfernt." — „Es war eine Zeit, schreibt Schiller an Frau von Wolzogen, 30. Mai 1783, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhms so gut als ein Gallakleid ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich und ich schenke Ihnen meine dichterischen Lorbeern in dem nächsten boeuf à la mode. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben. Mit meinem vormaligen Plan ist es aus, beste Freundin, und wehe mir! wenn das auch von meinem jetzigen gelten sollte. Daß ich bei Ihnen bleibe und womöglich begraben werde, versteht sich. — Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann, aber gründen will ich sie oder nicht leben."

Glücklicherweise hatte das Schicksal es anders beschlossen. Dalberg hatte sich mittlerweile überzeugt, daß vom Herzog nichts zu befürchten sei; er konnte einen brauchen, der ihm die Theaterstücke zuschnitt, und wandte sich als Weltmann ohne alle Verlegenheit an Schiller Schiller fand diesmal den richtigen Ton; er antwortete kühlhöflich, fast kann man sagen herablassend. Das that die richtige Wirkung; Dalberg drang lebhafter in ihn, und Schiller entschloß sich endlich Ende Juli zur Reise nach Manheim; er wollte

bald wiederkommen, ja noch am 7. Juli des folgenden Jahres schreibt er an Frau von Wolzogen, ob sie ihm nicht vielleicht ihre Tochter zur Frau geben wolle: „so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen.“ Damit war das Drama von Tasso ausgespielt.

Bereits im September 1783 hatte er mit Dalberg den Contract auf ein Jahr als Theaterdichter unterzeichnet und ging sofort rüstig ans Werk. Fiesco und Kabale und Liebe wurden im folgenden Jahr gegeben und vielleicht hätten sich die Verhältnisse leidlich gestaltet, wenn Schiller nicht in eine Krankheit verfallen wäre, die ihn längere Zeit arbeitsunfähig machte.

Es ist jetzt Zeit, seine bisherigen Leistungen fürs Theater ins Auge zu fassen.

Zweites Capitel.

Schiller und das Theater.

1781—1785.

Die drei ersten Stücke bilden einen so harten Contrast gegen diejenigen, welche auf den Wallenstein folgten, daß man zuweilen irre werden möchte, ob man es mit demselben Dichter zu thun hat, wenn nicht zwischen beiden der Don Carlos stände. In der Regel wird von den Verehrern Schillers die erste Reihe seiner Jugendwerke mit Mißbilligung betrachtet, und Schiller selbst dachte nur ungern an eine Periode seiner Bildung zurück, von der er durch eine so tiefe Kluft sich getrennt fühlte. Doch hat es nicht an Kritikern gefehlt, welche wenigstens der Anlage nach den ersten Stücken den Vorzug gaben und lebhaft bedauerten, daß der Dichter sich durch einen falschen Idealismus von einer so hoffnungsvollen Bahn ablenken ließ.

Es ist in beiden Gesichtspunkten etwas Richtiges. Wenn die erste Periode durch ihre Rohheit beleidigt, so zeigt sie eine Seite seines Talents, die später nur unvollkommen zur Geltung kam, ja die Schiller geflissentlich unterdrückte.

Wenn der Wallenstein eine Epoche fürs Theater begründete, die sich bis auf unsere Tage erstreckt, so war diese Wirkung zum Theil dadurch vermittelt, daß von den anerkannten Führern der Literatur für das Werk Propaganda gemacht wurde. Die Räuber dagegen, das Werk eines unbekannten Dichters, wirkten wie Werther und Götz durch ihre eigene Kraft gegen den Willen aller Autoritäten Deutschlands, und ihre Wirkung war ungeheuer. Freilich ist der Erfolg kein vollgültiges Zeugniß für den Werth: sieben Jahre nach den Räubern that „Menschenhaß und Reue" ungefähr dieselbe Wirkung, und trotz des ungeheuern Abstands im Talent mußte sich

Schiller gestehn, daß sie in beiden Fällen auf verwandten Motiven beruhte.

Die beiden charakteristischen Eigenschaften jener Stücke im Gegensatz gegen die folgende Periode können wir als Titanismus und als Realismus bezeichnen. In beiden Beziehungen stand Schiller ganz auf dem Boden seiner Zeit. Beides war eine Empörung gegen das Joch der französischen Regel. Das französische Theater suchte sich auf dem Niveau der allgemeinen Bildung zu halten: was zu gemein und was zu groß war, fand keinen Raum auf dieser in engen Schranken abgemessenen Bühne. Das erwachende deutsche Volk fühlte das Bedürfniß gewaltiger und ursprünglicher Naturen; es wollte sich an Menschen auferbauen, die noch durch die Bildung nicht abgeschwächt waren: Heroen oder Narren, ja Verbrecher, wenn nur in ihrem Verbrechen etwas Kräftiges und Ursprüngliches war.

Auf der andern Seite bemerkte man, daß die Franzosen und ihre Nachahmer auf ihrem Theater den Menschen mit seiner Leidenschaft, seinen Vorzügen und Schwächen nicht schilderten, wie er wirklich war, sondern nach einer vorher bestimmten Convenienz; sie ließen ihn, wie sich Lessing ausdrückt, die Kanzleisprache der Liebe sprechen. Jetzt forderte man unverfälschte Natur; das Theater sollte uns in die Geheimnisse der Seele einführen und ihre verborgenen Tiefen enthüllen. An Stelle der idealischen Masken des französischen Theaters sollte die Realität treten, in ihrer ganzen erschütternden Kraft, in ihrer widerspruchsvollen Fülle.

Fast alle Dichter jener Periode arbeiteten in allen Zweigen der Poesie und Prosa nach diesem Bedürfniß, und es war ein großer Gewinn, daß damals Shakespeare gleichsam von neuem entdeckt wurde, in welchem man den Titanen wie den Realisten bewundern konnte. Die Stücke wurden fürs deutsche Theater bearbeitet, in Prosa, um der Wirklichkeit noch näher zu kommen, mit Weglassung aller Mittelglieder, so daß nur die großen leidenschaftlichen Scenen hervortraten. Eins der merkwürdigsten Producte dieser Periode war Ugolino, in welchem der sonst gar nicht so grimmige Gerstenberg Studien über die Verzerrungen und Krämpfe des Hungertodes gab. Das Stück war eine Lieblingslectüre des jungen Schiller. Daran reihte sich, durch Lessing eingeführt, das rührende Familiendrama, welches nun der Menge ihre nächstliegende Noth und Sorge versinnlichte, so daß die Kunst

mit den Schrecken der Wirklichkeit wetteiferte, den Menschen zu quälen und zu ängstigen.

Als die Räuber erschienen, hatten sich die Führer der Sturm- und Drangperiode entweder schon von der Bühne zurückgezogen oder sie hatten sich wie Goethe der entgegengesetzten Richtung ergeben; auf das französische Theater war das griechische gefolgt; Iphigenie war geschrieben und bereits bei Hofe aufgeführt. Die Fabrikanten dagegen, und nur diese waren der Menge zugänglich, arbeiteten rüstig in der alten Weise fort, und so brachte das Publicum den Räubern eine empfängliche Stimmung entgegen.

Man kann Schiller nachsagen, daß er den Titanismus seiner Vorgänger bei weitem überboten hat. An Flüchen, Verwünschungen, Interjectionen aller Art hat es bei Klinger, Lenz und den andern nicht gefehlt; was will das aber sagen, wenn man die entsetzlichen Reden dagegen in die Wagschale wirft, die Schiller seinem Franz Moor in den Mund legt! Man hat diese Figur eine Nachahmung Richards 3. genannt; es ist möglich, daß dieser dem Dichter vorschwebte, aber Richard weiß doch überall, daß er ein Verbrecher ist, während Franz Moor eine Philosophie der Niederträchtigkeit aufstellt, von der sich in der zügellosesten französischen Literatur kaum ein Beispiel findet. Man schaudert mitunter, wenn man diese Blasphemien ansieht, die durch die Classikerausgaben in aller Händen sind. Es ist auch wohl zu bemerken, daß Schiller, den der Mythus einen tugendhaften Dichter nennt, noch in viel spätern Jahren an den liaisons dangereuses und an Rétif de La Bretonne ein dauerndes Interesse nahm; es war die psychologische, oder wenn man will, physiologische Analyse, was ihn reizte.

Die Seele großer Verbrecher zu analysiren, hielt er mit Rousseau für eine wesentliche Aufgabe des Denkers und des Künstlers. Hier Carl Moor, dann der Verschwörer und Wollüstling Fiesco, endlich Lady Milford, die fürstliche Maitresse mit der erhabenen Seele. Die Kraft, welche diese Figuren nach des Dichters Meinung entwickelten, sollte für ihre falsche Stellung gegen das Sittengesetz entschädigen.

Es lag nicht blos in den Problemen eine gewisse Brutalität, auch die Formen, in denen sie sich ausdrückten, waren entsetzlich roh, und wenn Schiller einige Jahre darauf (1790) dem armen Bürger nachzuweisen suchte, man müsse erst seine Seele gereinigt und in eine ideale Stimmung erhöht haben, bevor man durch

seine Dichtung die Welt wagen dürfte zu läutern, so wußte er aus eigener Erfahrung sehr wohl, was das sagen wollte. Wenn Fiesco, als er sein Weib umgebracht, „viehisch um sich haut" und „mit frechem Zähneblöken gen Himmel" den Wunsch ausspricht, „den Weltbau Gottes zwischen den Zähnen zu haben und die ganze Natur in ein grinsendes Scheusal zu zerkratzen, bis sie aussehe, wie sein Schmerz;" — wenn Verrina „bei allen Schaudern der Ewigkeit" ihm zuschwört, „einen Strick wolle er drehen aus seinen eigenen Gedärmen und sich erdrosseln, daß seine fliehende Seele in gichtrischen Schaumblasen ihm zuspritzen solle": — so empfindet man wohl, daß jene bittere Anklage gegen Bürger zugleich ein reuiges Bekenntniß enthält.

Die Fehler des Titanismus liegen in jenen Stücken so auf der Hand, daß eine bloße Erwähnung genügt. Ein anderer Fehler, daß Bilder und Stimmungen zuweilen mit dem Dichter durchgehn und ihn nicht blos den Charakter vergessen lassen, dem sie zugeschrieben werden, sondern den Sinn überhaupt, dieser Fehler tritt auch in den spätern Stücken zuweilen hervor, freilich seltener und durch eine gebildete Form versteckt. Die Haltlosigkeit der Charaktere im Großen und Ganzen ist später glücklich beseitigt; solche aus widersprechenden Bestimmungen zusammengesetzte und daher poetisch unbestimmte Figuren, wie Carl Moor, Fiesco, Ferdinand sind durch die ideale Haltung glücklich vermieden. Dagegen möchte in einzelnen Scenen die psychologische und dramatische Wahrheit in den ältern Stücken zuweilen größer sein, als in den spätern, und dies ist es, was wir als ihren Realismus in gutem Sinn bezeichnen möchten.

Man nehme in Kabale und Liebe etwa die Scene, in der Ferdinand seine Geliebte vergiftet. Der Dichter hat sich bemüht, was bei diesem schrecklichen Vorfall in der Seele und vermittelst der Seele in der Haltung und Geberde der beiden Betheiligten vorfällt, bis ins Physikalische hinein Schritt für Schritt, Nuance für Nuance zu verfolgen und deutlich auszumalen. Man sieht, daß bei diesem Realismus von einer bloßen Nachahmung der Wirklichkeit nicht wohl die Rede sein kann, denn wollte der dramatische Dichter sich mit der Ausführung auf solche Scenen beschränken, für die er irgend ein Gegenbild in der Wirklichkeit gesehn, so würde der Umfang seines Talents nicht groß sein. Wir beurtheilen die Naturtreue einer solchen Scene auch nicht durch

einen Vergleich mit der Wirklichkeit, sondern durch den entsprechenden Wiederklang unseres Gefühls. Schiller hat diese Scene mit voller Wahrheit ausgemalt, und dergleichen, mehr oder minder gelungen, finden sich in den drei ersten Stücken in großer Zahl. Auch wo es ihm mißlingt, verfolgt man doch seine Absicht und würdigt sein Talent.

In den spätern Stücken findet sich vielleicht nicht eine Scene dieser Art; nicht eine Scene, in welcher der Dichter sich bemüht, den Pulsschlag des individuellen Lebens dem Auge bis ins Detail bloßzulegen. Sollte Schiller das große, ja das ungewöhnliche Talent, welches er in den drei ersten Stücken nach dieser Seite entwickelt, mittlerweile verloren haben? — Er hat es nur in Folge eines neuen künstlerischen Princips zum Schweigen gebracht. — Nehmen wir ein anderes Beispiel.

Walther Fürst erzählt seinem Freund Stauffacher die Blendung des alten Melchthal. Der Sohn des Geblendeten belauscht das Gespräch und tritt dann hervor. 1784 würde er vermuthlich auch gewünscht haben, den Erdball zwischen die Zähne zu nehmen, oder etwas Aehnliches; was thut er 1803? Er hält eine lange, poetisch höchst vortreffliche Rede über das Glück des Gesichtssinns.

Das Beispiel ist insofern nicht ganz treffend, weil hier ein handgreiflicher Fehler liegt, der durch kein Princip gerechtfertigt oder auch nur entschuldigt werden kann; wir haben es aber der Deutlichkeit wegen gewählt. Nach seinem neuen Kunstprincip hielt Schiller jeden blos individuellen Lebensausdruck in der Kunst für unberechtigt, wenn nicht etwas allgemein Menschliches, der Aufbewahrung Werthes damit verbunden war. Das Individuelle galt ihm damals nur, wenn es sich zugleich als typisch und symbolisch darstellen konnte. Die Bewegung des Bluts zu verfolgen, wäre ihm damals als eine Entwürdigung der Kunst erschienen. Die Neigung zu Sentenzen und schönen Stellen, die freilich bei ihm auch Virtuosität war, ging vornehmlich aus dem Bestreben hervor, nur das Reinmenschliche festzuhalten.

Sehr wichtig war für ihn der Einfluß Goethes gewesen. Auch Goethe besaß freilich ein großes realistisches Talent, namentlich wo es mehr auf Stimmungen als auf Thätigkeit ankam. In dieser Beziehung sind z. B. die Scenen mit Gretchen unübertrefflich. Aber schon in seiner Jugend geht daneben die Neigung zum Symbolischen, und im Tasso und in der Iphigenie hat er verstanden,

die individuelle vollkommen wahre Entwickelung zugleich so zu symbolisiren, daß man fast die ganzen Stücke in Sentenzen und schöne Stellen auseinandernehmen kann. In dieser Verbindung war Schiller nicht so glücklich, und daher stehn zuweilen bei ihm die beiden Momente statt sich zu decken hart nebeneinander.

Als Uebergang von dem einen zum andern Stadium mag noch eine dritte Scene angeführt werden. Don Carlos sucht seinen Vater zu rühren, bricht in Thränen aus und wird darüber gescholten. „Ha, wer ist das! ruft er aus, durch welchen Mißverstand hat dieser Fremdling zu Menschen sich verirrt!“ — und schildert nun die Bedeutung der Thräne für das menschliche Empfindungsvermögen. Der Fehler ist um so greller, da die Sentenz scheinbar in der Form des Affects auftritt und indem sie ganz aus dem dialektischen Zusammenhang herausfällt, einen geradezu komischen Eindruck macht. Ueberhaupt kreuzen sich im Don Carlos, wo die beiden Principien noch gegeneinander aufgähren, ihre beiderseitigen Fehler zuweilen in einer sehr wunderlichen Art.

Bei der Frage: was die Tragödie soll? haben sich schon seit der ältesten Zeit zwei entgegengesetzte Auffassungen geltend gemacht. Alle Kunstlehrer stimmen darin überein, daß sie den Zweck hat, das Gemüth durch Erschütterung zu erhöhen, zu läutern, zu reinigen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Erschütterung um so größer sein wird, je mehr wir zur Mitleidenschaft der handelnden Personen herangezogen werden, je tiefer sich das Gefühl der Wahrheit uns einprägt. Jede anschaulich wahrgenommene starke und als wahr empfundene Seelenbewegung erweckt und erschüttert die verwandten Seiten unseres Herzens, und je vollkommener wir diese Seelenbewegungen verstehn, d. h. je verwandter sie uns sind, desto größer wird der Eindruck sein.

Dieser augenscheinlichen Wahrheit tritt nun der Idealist mit der sehr wesentlichen Bemerkung entgegen, daß eine Erschütterung, die den Schein als völlige Wahrheit empfindet, unmöglich eine Läuterung, Reinigung und Befreiung des Gemüths bewirken kann, die doch der letzte Zweck der Tragödie sein soll. Wenn wir an die Wirklichkeit des Leidens glauben, das wir vor uns sehn, so hört der ästhetische Eindruck auf; um diesen hervorzubringen, muß die Tragödie das Gemüth frei lassen; sie muß uns nie darüber täuschen wollen, daß wir nur ein Spiel vor uns sehen, und sie muß uns durch jedes Mittel der Idealisirung die Figuren und

Ereignisse in die Ferne rücken. So hat es die griechische Tragödie gethan.

Dies ist der Kern des Gegensatzes; alle andern Fragen beziehn sich nur auf die Mittel. Es ist z. B. begreiflich, daß der Realist, indem er alles Einzelne mit möglichster Naturtreue ausmalt, darüber leicht die großen Perspectiven, die charakteristischen Umrisse der Figuren aus den Augen verliert und so die Wahrheit der Wahrscheinlichkeit opfert. Es liegt ferner die Versuchung nahe, indem man das Wirkliche nachbildet, auch das Zufällige, ja das Gemeine nachzubilden, oder wenigstens das Zufällige mit dem Wesentlichen zu vermischen.

Es sind das Fehler, die allerdings dem Realismus naheliegen, die aber nicht nothwendig damit zusammenhängen. Die größte realistische Kraft, die wir kennen, Shakespeare, hat sie fast durchaus vermieden. Die Hauptsache bleibt, daß die eine Ansicht die Erschütterung, die andere die Läuterung des Gemüths betont. Die Lösung ist theoretisch leicht ausgesprochen: der Idealismus ist der Zweck, der Realismus das Mittel; aber praktisch ist es weniger leicht, die Grenze festzustecken.

Wir werden im Folgenden sehen, daß Schiller mit jedem Fortschritt seiner Bildung durch seine theoretischen Studien sich mehr und mehr in das Princip des Jedalismus einarbeitete; wir haben aber diese Bemerkungen schon jetzt vorweg genommen, um darauf aufmerksam zu machen, daß sein Bildungsprincip sich keineswegs aus seinem Talent entwickelte, sondern demselben hart entgegengesetzt war. Er hat sich in diesen drei ersten Stücken in Bezug auf das realistische Talent allen deutschen Dichtern überlegen gezeigt, seine Fehler entspringen theils aus seiner höchst unvollkommenen, ja auf einem argen Abwege begriffenen sittlichen und intellectuellen Bildung, theils aus einer gewissen Schwäche, ins Große zu componiren, die sich dann durch krampfhafte Anstrengung ins Einzelne zu entschädigen sucht.

Jene ersten Versuche geben uns zugleich einen interessanten Beleg, wo der berechtigte Realismus seine Grenze hat. Am nächsten steht uns in Bezug auf den Stoff Kabale und Liebe, aber auch die Ausführung ist realistisch betrachtet am vollkommensten. Zwar begegnen uns darin Widersprüche und Unwahrheiten der schlimmsten Art, aber wir können uns diese wegdenken und müssen uns gestehn, daß auch dann das Stück einen peinlichen und nieder-

schlagenden Eindruck machen würde. Das bleibt immer die Gefahr bürgerlicher Trauerspiele: sie stellen uns unsere eigene Noth und Sorge vor die Augen und lassen unser Gemüth nicht frei. Und so wenig wir das Erhabene der Brandung empfinden, wenn wir in Gefahr sind, darin unterzusinken, so wenig kann unser Gemüth sich reinigen, wenn unser Groll nicht Fictionen, sondern bittern empirischen Realitäten gilt. Uebrigens soll durch diese Bemerkung die Spielart des bürgerlichen Schauspiels nicht beseitigt werden. Bis jetzt sind zwar die größten Kräfte daran gescheitert, aber ob die Aufgabe nicht doch noch zu lösen ist, kann die bloße Aesthetik nicht bestimmen; als Vorschule der dichterischen Kraft ist sie unzweifelhaft viel werthvoller, als alle Uebung im idealen Stil.

Wir gehn nun zur Betrachtung des Einzelnen über.

Die Räuber.

Bei der vermeintlichen Subjectivität Schillers ist es bemerkenswerth, daß er nicht, wie Goethe im Werther, von der Gewalt einer ihn ganz beherrschenden und quälenden Empfindung ausging, die er von sich abschütteln mußte; noch weniger von einer Idee. Daß Franzens Grundsätze für die Welt nicht förderlich sind, und daß es unzweckmäßig ist, in den böhmischen Wäldern eine Räuberbande einzurichten, um das Recht wieder in seine Fugen einzulenken: — solche Plattitüden dem Publicum einzuschärfen, konnte wohl Schiller nicht einfallen. Weder das Glaubensbekenntniß Franzens noch der Irrthum Carl Moors lag im Gemüth des Dichters, und wenn man das Stück ein Selbstbekenntniß nennt, so ist wohl das Einzige, was diesen Namen verdient, der Ekel vor diesem tintenklexenden Säculum, „wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Männern.“ Ein großer Mann zu werden, stand schon bei dem Knaben fest. Daß aber das Recht aus den Fugen gegangen sei, und daß man es nur durch Unrecht wieder herstellen könne, ein solcher Einfall ist ihm weiter nichts als ein dramatischer Hebel, den er noch dazu ganz obenhin anwendet. Der Entschluß Carls, in die Räuberbande einzutreten, nachdem der gute Junge noch eben von den schönsten idyllischen Bildern geträumt,

ist so schwach motivirt, daß dadurch die Tragödie, wenigstens der Charakter der Helden, allen Zusammenhang verliert. Eigentlich soll ihm der Gedanke, er sei ein Rächer Gottes, erst einfallen, als er seinen Vater im Thurm findet und so die Entdeckung macht, daß andere gesittete Leute noch viel schlechter sind, als er, der geächtete Räuberhauptmann. Die Vignette des Löwen, der sich gegen die Tyrannen aufbäumt, kam erst bei der zweiten Auflage, und wenn Schiller sich äußerte, das Stück müsse vom Schinder verbrannt werden, so war das nicht eine Kriegserklärung gegen die Gesellschaft und ihre sittlichen Einrichtungen, über die er damals noch gar nicht nachgedacht hatte, bei der er im Gegentheil eine angemessene Stellung suchte, sondern der lebhafte Wunsch, schnell berühmt, allenfalls auch etwas berüchtigt zu werden. Das Revolutionaire, das im Stück allerdings vorhanden ist, liegt nicht in der politischen Gesinnung, sondern in der unbändigen Leidenschaft, die sich hier austobt, und in der Verwegenheit, mit der das Aergste und Verworfenste gerade herausgesprochen wird. Der Dichter ist ganz Dramatiker, er arbeitet mit Bewußtsein auf die Wirkung; er kann die Leidenschaft zwar nachfühlen, denn sonst könnte er sie nicht schildern, aber es ist nicht die seinige. Der Dichter der Räuber ist auch kein Schwärmer. Zwar lebt er aus Mangel an Erfahrung in manchen Illusionen, aber sonst nimmt er die Menschen ziemlich kühl; er fordert die Kritik seiner Freunde heraus, kritisirt das Stück selber sehr stark, berechnet seine Wirkung auf die Bühne, stellt es für jedes Publicum in den angemessenen Gesichtspunkt, sogar in den moralischen, und arbeitet es nach jedem beliebigen Schema um. So etwas wäre dem Dichter des Werther unmöglich gewesen: ihn lenkte zwingend die Natur, er mußte schreiben, wie er schrieb; der ungefähr gleichalterige Schiller, den die Natur freilich auch sehr reich ausgestattet hatte, schrieb ihr durch seinen starken Willen vor, was sie zu thun habe; er lenkte sie, ohne sie zu schwächen.

Um die Größe der Räuber zu würdigen, muß man zunächst von den Rohheiten absehn, dann aber das ganze Gewebe der Handlung fallen lassen, das aus Unmöglichkeiten und Absurditäten zusammengesetzt ist. Der alte Moor ist eine der schwächsten Figuren die je ein Dichter geschaffen; die Intriguen des jüngern Bruders ebenso ungeschickt, als in ihrem Ausdruck abscheulich, die Handlungsweise des älteren aus unberechenbaren Einfällen und

Stimmungen zusammengesetzt. Das Stück ist eine Mosaikarbeit, aber eine Mosaikarbeit aus grandiosen Scenen.

Das soll nicht etwa eine Verurtheilung sein. Man erwäge doch einmal, wie Shakespeare seine Stücke zusammensetzt. Wenn Schröder sie ganz zerpflückte, die großen Scenen herausnahm, die Lücken beliebig füllte und dadurch eine vollkommene Wirkung machte, so mag man das auf die Rohheit des damaligen Publicums schieben, aber Goethe ist mit Hamlet, mit Romeo nicht anders verfahren, und schon die Möglichkeit eines solchen Unternehmens zeigt doch, daß die Composition des Ganzen nicht Shakespeares Stärke war.

Mit Recht tadelt man die Effecthascherei, d. h. die Wirkung auf die rohe Masse durch einzelne Kraftworte und Kraftstellen; anders aber ist es mit der Wirkung durch eine langathmige Periode der Leidenschaft. Zu dieser gehört ein wahres, ja unter Umständen ein großes productives Talent.

Denken wir uns die Räuber verloren gegangen und nur den fünften Act und die letzte Scene des vierten aufbewahrt, womöglich noch einige Brutalitäten des Ausdrucks gemildert, gewiß würden wir glauben, den Torso eines Dichterwerks vom ersten Range zu haben. Man könnte sich dann die Intrigue, die Carl zur Verzweiflung getrieben, geschickter ausmalen, man könnte an etwas Aehnliches denken, wie die Geschichte des Kosinsky; man könnte in Franz einen vornehmeren, einen feineren Bösewicht vermuthen; und dann tritt die Größe jener Scene ins volle Licht. Die ganze Geschichte vom Traum bis zum Hereinstürmen der Räuber und dem Tode des Bösewichts ist ein prachtvolles Bild, und wie dialektisch richtig, mit einem wie vollen Athem der Leidenschaft bearbeitet! Aber wir stellen die Scene vom Tod der Amalia ihr fast völlig gleich. In diesen Stücken ist durchweg poetische Stimmung, große Kraft, ja wenn man die tollen Voraussetzungen zugiebt, auch poetische Wahrheit.

Das Talent der Charakteristik zeigt sich mehr in den Nebenfiguren, zum Theil Copien aus der Carlsschule. Worin die Schwäche des Helden besteht, hat schon Kuno Fischer richtig gezeigt: er träumt sich etwas Anderes zu sein, als er wirklich ist. Aber er hat den wahren Grund übersehn, die Mosaikarbeit. Carl ist in jenen großen Scenen wirklich eine dämonische Natur, in anderen theils ein gutmüthiger Bruder Liederlich, theils ein schäferlicher Schwärmer;

nur wo er sich zur künstlerischen Leidenschaft gesteigert hatte, konnte Schiller damals schaffen; die Uebergänge, motivirende Scenen und Intriguen sind schülerhaft.

Bekanntlich hat er in das neue Stück zahlreiche Reste älterer Versuche aufgenommen, aus dem Studenten von Nassau, aus Cosmo von Medici. Seine Hauptquelle, was die Fabel betrifft, war eine Erzählung Schubarts im schwäbischen Magazin von 1775; Schiller selbst erwähnt sie nicht, aber die Anklänge sind zu auffallend. In seiner anonymen Selbstrecension sagt er: „Wofern ich nicht irre, dankt Carl Moor seine Grundlage dem Plutarch und Cervantes [die Episode vom ehrwürdigen Räuber Roque], die durch den eigenen Geist des Dichters nach Shakespearescher Manier [Edgar und Edmund im Lear] zu einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamirt sind.“ Doch gaben alle diese Quellen nur die Anregung.

Interessant ist der Briefwechsel mit Dalberg über die nothwendigen Umänderungen; gegen manches, z. B. die Verlegung des Stücks in die Faustrechtzeit, sträubte sich Schiller aus allen Kräften, weil die Leidenschaften und Raisonnements des Stücks aus der modernen Bildung aufgewachsen sind; anderes hielt er selber für eine Verbesserung — Aber es sind durchweg Verschlechterungen, namentlich der Schluß, wo Franz wirklich gefangen und zum Hungertod im Thurme verurtheilt wird. Schweizer und Kosinski, die bei der gewaltigen Katastrophe nur stören, spielen zum Schluß eine ganz verkehrte Rolle. Zu den schlechten Zusätzen gehört auch die moralische Rechtfertigung des Stücks, die als Programm der Aufführung mitgegeben wurde.

Der Erfolg war der gebührende: die drei ersten Acte blieben wirkungslos, die folgenden, trotz der schlechten Zusätze, erregten Enthusiasmus. — Schillers Selbstkritik im würtembergischen Repertorium ist wegen einiger Bemerkungen wichtig: „Kraft eines ewigen Hanges, alles in den Kreis unserer Sympathie zu versammeln, ziehn wir Teufel zu uns empor und Engel herunter ... Endlich hat der Verfasser vermittelst einer einzigen Erfindung den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft: er liebt und wird geliebt.“ [— „Edmund wird doch geliebt!“ Shakespeare.] Im Uebrigen wird die Recension zu sehr gelobt; der Prosa war Schiller damals noch nicht mächtig.

Gewissermaßen ein Nachklang der Räuber war die spätere,

vortreffliche Erzählung: „der Verbrecher aus Infamie", 1786, auch psychologisch bedeutend. — Die nächste Folge des Stücks war eine Fluth von Banditenromanen, die jetzt die Werther-Siegwart-Empfindsamkeit verdrängten; im Grund eine neue Maske für das alte weltschmerzliche Gesicht.

Goethe erzählt (bei Eckermann) die Aeußerung eines deutschen Fürsten: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriff, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehn, daß Schillers Räuber würden darin geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen." — Das ist doch wohl zu viel gesagt.

Fiesco.

In der bereits erwähnten Abhandlung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen (1780) heißt es: „Zerrüttungen im Körper können ... den schlimmsten Leidenschaften den Weg bahnen. Ein durch Wollüste ruinirter Mensch wird leichter zu Extremis gebracht werden ... Catilina war ein Wollüstling, ehe er ein Mordbrenner wurde, und Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesco nicht fürchten zu dürfen glaubte."

Als Catilina also schwebte ihm Fiesco vor, als er sich doch bereits mit der Idee des Stücks trug; und so wird man auch die Episode mit Julia verstehn, in der auch nach der Ueberarbeitung immer noch Spuren vorhanden sind, daß der „wollüstige" Fiesco nicht blos aus Heuchelei mit der blendenden Gräfin spielte. Daher auch der Pact mit dem „Hurensohn der Hölle".

Später änderte sich freilich die Stimmung des Dichters; aus dem Wollüstling und Intriganten wurde der edle Verbrecher, bei der letzten Umarbeitung sogar der göttliche Held, allen Voraussetzungen zum Trotz.

Rousseau, Schillers Liebling in den letzten Jahren der Carlsschule, sagt von Plutarch: „er hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halbgroßen Menschen wählte, sondern große, tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neuern Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, einen Grafen Fiesco."

Nach der ersten Idee (Schiller war denn doch immer würtembergischer Unterthan) liegt Fiesco's Verbrechen in der Erregung der Anarchie; dann regt sich der Plutarchische Republikaner: das Unrecht liegt nicht in der Empörung, die vielmehr sehr berechtigt ist, sondern in der selbstsüchtigen Ausbeutung derselben. Verrina wird Fiescos Gewissen. Indessen durchkreuzt sich beides und der Eindruck ist zweifelhaft.

Das Stück, zum Theil schon in Stuttgart geschrieben, wurde in der Unruhe der Flucht vollendet, und trägt die Spuren dieser Unruhe. — Schöll giebt im weimarischen Jahrbuch eine eingehende, gründliche und geistreiche Kritik, in der aber doch eine Hauptsache vergessen ist, die Bestimmung des Werthes.

Was oben als das Hauptverdienst der Räuber bezeichnet wurde, die gewaltige Zusammendrängung der Motive und Stimmungen in einige große Scenen zu einer durchgreifenden Massenwirkung, ist im Fiesco nicht zu finden. Es sind lauter kleine Scenen, und Schillers Verdienst besteht hauptsächlich in der Hast, mit welcher er diese vorwärts treibt, so daß der Zuschauer stets in Athem gehalten wird. Rechnet man dazu den breiten Pinsel, mit welchem die Physiognomien der einzelnen Personen wenigstens so weit ausgeführt sind, daß sie sich dem Gedächtniß einprägen, und die kräftigen Worte, die bei Schiller niemals fehlen, so wäre ungefähr alles angeführt, was an dem Stück zu loben ist.

Solche Vorzüge reichen für ein Theaterpublicum aus, welches sich an Kotzebue erbaut, und dieses Publicum ist noch jetzt vorhanden, wie es denn auch an deutschen und französischen Kotzebues nicht fehlt. Doch hat auch bei der Aufführung von 1784 das Stück viel weniger Erfolg gehabt als die Räuber und Kabale und Liebe, und es steht in der That jenen beiden bedeutend nach; ja wäre es Schillers einziges Jugendwerk gewesen, so hätte man keine großen Hoffnungen darauf bauen können.

Wohlmeinende Verehrer Schillers haben sich zwar Mühe gegeben, durch philosophische oder politische Commentare eine verborgene Weisheit darin zu entdecken; aber in der Art, wie das geschehn ist, könnte man das schlechteste Stück verherrlichen, sobald nur einige Bildungsmomente der Zeit darin durchklingen. Das Stück ist vielmehr gerade merkwürdig durch die Unsicherheit und Verwirrung in den Motiven. Man merkt zwar meist, was Schiller ungefähr vorschwebt, aber es ist ihm nirgend gelungen,

diesen dunklen Stimmungen einen angemessenen Ausdruck zu geben.

Schiller bezeichnete sein Stück mit einem gewissen Selbstgefühl als ein republikanisches Trauerspiel, und schrieb einem Freund, da es in Manheim keinen Beifall finden wollte: in den Adern der Pfälzer flösse kein römisch Blut. Was er an republikanischen Velleitäten in sich tragen mochte, ist indessen wohl ausschließlich in der Figur des Verrina zusammengedrängt und diese Figur ist eine Ironie auf sich selbst. Vielleicht die größte Scene des Stücks ist diejenige, wo Verrina, der sich bereits mit der Idee einer Verschwörung trägt, um das entartete Genua zu sich selbst zu bringen, nach Hause kommt und seine Tochter entehrt findet, entehrt durch denselben Mann, den er bereits als den Tyrannen haßt. Der neue Virginius spricht über sie den Fluch aus, sie solle so lange in einem unterirdischen Verließ bleiben, bis die Schandthat gerächt sei. Seine Freunde, die edelsten Männer von Genua, knien neben der Unglücklichen nieder und geloben, diese Rache auszuüben.

So weit ist alles vortrefflich dramatisch gedacht. Aber die Scene verliert allen Sinn, wenn wir jene edelsten Männer näher ins Auge fassen. Der eine von ihnen, „ein hagerer Wollüstling", läßt sich in die Verschwörung ein, um bei der Gelegenheit die Gräfin Fiesco zu verführen; der andere, den Schiller als einen „unbedeutenden Menschen" kennzeichnet, will in der allgemeinen Unruhe sich seiner Gläubiger entledigen; der dritte, ein unreifer Knabe, der sich eben von einigen großen Worten des Grafen Fiesco wie ein Schüler hat abfertigen lassen, ruft nun entzückt: ich habe einen Tyrannen! und geht heroisch auf und ab.

Das sind die Edlen Genuas, um deren Freiheit es sich handelt, und so sind sie alle miteinander beschaffen. Wenn Verrina unter diesem Volk die Republik herstellen wollte, so kann er höchstens das Interesse eines wohlgesinnten Schwärmers erregen, wie Brutus bei Shakespeare; aber auch dieses Bild, das Schiller vorschwebte, ist fratzenhaft verzerrt.

Auf die Ermordung des Gianettino kam es ihm nicht an, das hätte in dem banditenreichen Genua einfacher bewerkstelligt werden können: vielmehr ist die Rache seiner Tochter nur ein Instrument, um die Republik herzustellen. Da seine Mittel dazu nicht ausreichen, wendet er sich an Fiesco, und als dieser ihm

bereits zuvor gekommen ist und den Verschworenen durch den fast reifen Plan imponirt, beschließt er heimlich, auch ihn umzubringen, sobald die Freiheit hergestellt sein würde, da er in Fiesco den gefährlichsten Tyrannen herauserkennt. Das ist nach seinem Princip vollkommen richtig, in dem Ausdruck der besten Kraftworte Corneilles würdig, und da er Fiesco liebt, ist es um so römischer gedacht. Aber leider ist die Republik noch keineswegs hergestellt, als er sein Vorhaben ausführt, im Gegentheil kehrt Andreas zurück, das Herzogthum wird wieder hergestellt und wahrscheinlich für die Verschwörer das angemessene Schaffot aufgerichtet. Anstatt nun wie ein Mann zu sterben, erinnert sich der Republikaner daran, daß er Familienvater ist, die geschändete Bertha, die wunderlicherweise im Getümmel als Page auftritt, wird mit ihrem wackern jungen Gemahl, der nun das stolze Bewußtsein, einen Tyrannen gehabt zu haben, mit sich nehmen mag, nach Marseille in Sicherheit gebracht und der alte Herr wird ihnen folgen, sobald er sein Geschäft verrichtet. Vorher geht er, um das Maß voll zu machen, noch zum Andreas über!

Es ist schwer, sich bei dieser Geschichte eines gewissen Unwillens zu erwehren. Die Menge läßt sich durch jenen breiten Pinsel täuschen, der die Stimmung deutlich versinnlicht, aber der schärfer Blickende erkennt hier, was für verhängnißvolle Folgen mit hohlen Redensarten verbunden sind. Nachdem der Republikaner seine Gesinnungsgenossen ans Messer geliefert, schifft er sich wie nach wohlvollbrachtem Tagewerk mit seiner lieben Familie in die Fremde ein. Die Vergleichungen liegen zu nah, die Verrinas, deren römische Reminiscenzen den Charakter nicht ganz decken, sind in unserm Jahrhundert keine zu seltene Erscheinung.

Aber auch die andern Figuren sind aus geistreichen, d. h. aus excentrischen Einfällen zusammengesetzt; vor allem der alte Andreas. Sein Neffe verletzt in der brutalsten Weise, die man sich vorstellen kann, die Verfassung; der alte Doge macht zwar große Worte gegen ihn, er tadelt ihn, „daß er wie ein Gassenjunge auf den Gesetzen herumtrampelt," aber er läßt ihn nicht blos ungestraft, sondern er stellt nicht einmal das Gesetz wieder her. Der Mohr macht ihm die Anzeige einer furchtbaren militairischen Verschwörung, die eben im Begriff sei auszubrechen. Statt die Sache zu untersuchen, hat der Doge die Pflichtvergessen-

heit, den Mohren dem Fiesco auszuliefern, weil er geplaudert habe; Fiesco, um sich an Großmuth nicht überbieten zu lassen, zieht bei Nacht vor dem herzoglichen Palais die Klingel. Der Doge, der wahrscheinlich keinen Portier hat, tritt selber heraus, und nun erfolgt jene lächerliche Unterredung, bei der man nicht weiß, was Fiesco eigentlich für eine Absicht hat, ob er wirklich sich und die andern ans Messer liefern will, oder ob er voraussieht, daß der Doge seine Denunciation zurückweisen wird, wo dann die Großmuth freilich wohlfeil war. Zum Schluß schickt Andreas durch seinen Lomellin, den würdigen Gegner von Calcagno, Sacco u. s. w., seinen empörten Unterthanen eine silberne Locke mit der Bemerkung, daß er achtzig Jahre alt sei und Genua glücklich, wobei er wahrscheinlich vergißt, daß sein Neffe ungestraft auf den Gesetzen herumgetrampelt. Die Genueser sind aber vom Theaterdichter gehörig geschult, die silberne Locke thut ihre volle Wirkung.

Sieht man vom Costüm und den Episoden ab, so ist das „republikanische Trauerspiel" ein Intriguenstück, wie es die Franzosen in neuerer Zeit mit großer Virtuosität ausgebildet haben; Scribe's Bertrand et Raton enthält eine ähnliche Fabel, aber viel geschickter und einheitlicher ausgeführt. Ein Lustspielstoff ist zu tragischen Zwecken mißbraucht. Fiesco ist ein entschlossener, geschickter und geistreicher Intrigant, der die einfältigen Genueser unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu geben, dazu benutzt, sich selber einen Thron zu bauen; sie verdienen nichts Besseres, und da auch seine Gegner schlechte Tölpel sind, so sympathisiren wir mit dem, was er thut, vollkommen. Da seine Intriguen hauptsächlich darin bestehen, daß er fremde Soldaten anwirbt und sie heimlich in Genua einschmuggelt, so würde das Ganze ziemlich trocken aussehn, wenn nicht Schiller sehr geschickt zwei Hebel benutzt hätte, die Handlung zu beleben: einmal den Mohren, den eigentlichen Maschinisten, dessen Humor den Verstandesplänen seines Meisters mehr Farbe giebt, und dann die Intrigue mit Julia, um nicht blos den Verstand, sondern die ganze Persönlichkeit des Helden zu entfalten. Bei der letztern Episode ist indeß nur die Absicht zu loben, die Ausführung ist gänzlich verfehlt. Man pflegt Schillers Frauen im Allgemeinen zu tadeln, und geht darin wohl zu weit; denn auch der Amalie in den Räubern fehlt zwar jene sinnige Ausführung der kleinen charakteristischen

Gemüthszüge, durch welche Goethe jeder seiner Frauengestalten eine so bezaubernde Physiognomie zu geben weiß; aber im Großen und Ganzen ist sie richtig gedacht. Bei Julia und Leonore dagegen möchte man annehmen, daß sie von den manheimer Theaterprinzessinnen inspirirt seien. Julia ist nicht eine Dame, sondern eine Grisette des gemeinsten Schlages, und der Held ist ihrer würdig, sowohl in seiner ersten Hingebung, als in seiner spätern Rache. So handelt ein Glücksritter, aber kein Edelmann. Freilich mochte ihn wohl die empfindsame und überspannte Leonore zur Verzweiflung bringen, bei der die Einfälle viel schneller wechseln, als man selbst bei einer Dame vom Theater gewöhnt ist. Bei der Hochzeit hat sie die Empfindung, er werde Genua von seinen Tyrannen befreien; als es nun wirklich geschehen soll, fleht sie ihn an, die Staatsgeschäfte ruhn zu lassen und in süßer Muße nur ihr zu leben; dann wieder eilt sie begeistert auf die Straße, findet die Kleider des erschlagenen Gianettino und wird aus Mißverständniß von ihrem Gemahl erstochen. Dieser Mißbrauch des Zufalls zu tragischen Zwecken war Schillers nicht würdig.

So handgreifliche Fehler können nur durch große Schönheiten gut gemacht werden, wie die glänzenden Laster von Schillers ersten Helden durch Geist und Energie, und davon findet sich hier zu wenig. Das Stück verräth nichts anders, als ein sehr großes theatralisches Talent, das aber in den Mitteln nicht sehr wählerisch ist, und wenn man, um Schiller zu ehren, eine tiefere Bedeutung hineinzulegen sucht, so ist das eine Versündigung an der Kunst. Schiller bedarf solcher Rechtfertigung nicht; auch ein Genie kann arg fehlgreifen, und wenn Shakespeare ein großer Dichter bleibt, obgleich er den Titus Andronikus geschrieben, so wird auch Schillers Ruhm durch den Fiesco nicht beeinträchtigt werden. Er selbst hat später das Werthverhältniß seiner Jugendstücke ganz richtig abgeschätzt.

Auch der Erfolg auf der Bühne entsprach demselben. Zweimal wurde (1782), in zwei verschiedenen Versionen, der Fiesco zurückgewiesen; in der dritten (11. Jan. 1784) wurde er freilich gegeben, aber das Publicum blieb kalt.

Freilich war die letzte Ausgabe — von der sich Schiller gerade sehr befriedigt fühlte — die schlechteste. Der große Verbrecher hatte sich in einen tugendhaften Mann verwandelt; er

zerbrach den Scepter und erklärte sich für Genuas glücklichsten Bürger, welches ihm fußfällig dankte, zur großen Befriedigung Verrinas und Leonorens, die am Leben blieb; auch Berthas Entehrung war nur ein Mißverständniß. — Toller ist nie ein Dichter mit seinem Stück umgegangen: es wäre ihm unmöglich gewesen, hätten die Gestalten wirklich in seiner Seele gelebt.

„Wenn jeder von uns, sagt das Programm der Aufführung, zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone wegwerfen lernt, die er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesco die größte des Lebens.“ „Es mag nun sein, daß ich in der Zeit, wo ich den Fiesco entwarf, gewissenhafter und verzagter gewesen — vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinanderlöst, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich genießen muß; und reizender ist es nun doch, mit dem großen Mann in die Wette zu laufen, als sich von einem gestraften Verbrecher belehren zu lassen.“

Kabale und Liebe.

Zu dem neuen Stück — begonnen auf der Flucht — fand Schiller bereits eine bedeutende Vorarbeit vor, den „deutschen Hausvater“ von Otto von Gemmingen, der 1780 erschienen war. Die Elemente sind alle darin vorhanden: ein empfänglicher, wohlwollender, junger Edelmann, der eine Malerstochter liebt, aber durch eine Gräfin Amaldi, die ebenso kokett als tugendhaft ist, beinahe abtrünnig gemacht wäre, wenn diese sich nicht des wimmernden Bürgermädchens erbarmte. Nur ist bei Gemmingen der „deutsche Hausvater“ ein Biedermann, der zwar im Princip die Mesalliance mißbilligt, aber doch in diesem Fall ein Auge zudrückt. Der tragische Ausgang bei Schiller ist wahrer und deshalb auch poetischer empfunden.

Kabale und Liebe hat vor den beiden früheren Stücken zwei erhebliche Vorzüge. Einmal ist die Charakteristik viel bedeutender. Von einzelnen Rohheiten und Excentricitäten abgesehn, ist die bürgerliche Welt in diesem Stück vortrefflich portraitirt. Der Musikant, seine Frau, auch die empfindsame Luise, auch Wurm

sind in der Hauptsache meisterhaft ausgeführt, und wir möchten selbst für den Hofmarschall ein gutes Wort einlegen, der zwar mit sehr dicken Farben, aber doch nicht unrichtig gemalt ist. Sein Ausruf in der Todesangst: „Gott sei Dank, er wird witzig!“ entschädigt für viele Mängel.

Die Gruppe ist wahrheitsgetreu, sie ist bis in die kleinsten Züge bedeutend ausgeführt; aber freilich ist sie nicht poetisch. Man hat nicht mit Unrecht bemerkt, daß der Stoff uns noch zu nahe steht. Zwar ist das Bürgerthum seit einem halben Jahrhundert bedeutend vorwärts geschritten und der klägliche Zustand dieser Classe, wie er sich in der Musikantenfamilie abspiegelt, trifft unsere Zeit nicht mehr ganz; aber er trifft sie immer noch mehr als wünschenswerth. Man hat in Deutschland so viel von dem Segen der Kleinstaaterei gefabelt, daß es gut ist, sich einmal ein so naturgetreues Gemälde vor Augen zu halten. Man denkt viel zu sehr an Wilhelm Meister, der freilich die Lichtseite dieser Zustände zeigt. Wir sind durch die Kleinstaaterei mit einer großen Menge von Höfen gesegnet worden, und durch diese hat sich denn die Zahl der Präsidenten Walther, der Hofmarschälle, der Secretaire, der fürstlichen Maitressen und ihre weitere Umgebung gleichfalls sehr vermehrt, und das Mark des Bürgerthums ist ausgesogen worden. Wenn man bei Jean Paul die Schilderung des verkümmerten Bürgerthums erträgt, wo es um so verkümmerter aussieht, da es seine Entwürdigung nicht einmal mehr fühlt, so muß man wohl auch einen Dichter gelten lassen, der es mit viel tieferer Berechtigung tragisch aufgefaßt hat.

Es ist in jenen vier Figuren eine tiefe, bittere Wahrheit; ja die Züge sind so fein erfunden (z. B. die Begeisterung des Musikanten bei dem Gedanken, daß der Hofschneider sein Gönner sei und ihm Recht verschaffen werde, und sein großer Entschluß in der letzten Scene, die Tochter Französisch lernen zu lassen und ihr einen „Kidebari“ zu kaufen), daß sich von der deutschen Bühne ihm nichts Aehnliches an die Seite stellen läßt. Es zeigt sich hier, was freilich noch aus andern Belegen erhellt, daß Schiller sehr gut und scharf beobachten und im Sinn seiner Beobachtung sehr fein erfinden konnte.

Der Präsident ist mißlungen. Daß er seinem Sohn die Schurkenstreiche anvertraut, durch die er gestiegen, ist eine zu große Naivetät, und sein Ausgang, freilich auch der Wurms, ein

bloßer Theatereffect. Wurm kann der Schauspieler etwas nachhelfen, wenn er die Neigung zu Luise, die auch ein Schurke haben kann, deutlicher hervortreten läßt.

Ferdinand ist kein glücklicher Held. An Einfällen ist er eben so reich, als seine Vorgänger Carl Moor und Fiesco, und seine Haltung um nichts besser. Da er von der Lady bezaubert und eigentlich nur noch durch Pflichtgefühl zur Treue gegen das Bürgermädchen bestimmt wird, so hatte er nicht mehr das Recht, sie umzubringen. Sein Verhalten gegen den Vater und die Lady ist durchweg kindisch.

Die unglückseligste Erfindung ist die Lady und ihre Entpuppung aus der fürstlichen Maitresse in eine stolze und tugendhafte Johanna Norfolk. Um den Dichter einigermaßen zu rechtfertigen, stellt Eckardt, dessen Commentar übrigens verdient gelesen zu werden, die Sache so dar, als ob Schiller ihren Ausgang ironisch auffaßte. Nichts kann verkehrter sein; sie soll durch ihre Majestät wirklich alles niederschmettern, und wenn ihr die Domestiken zum Abschied inbrünstig die Hand küssen, so thun sie das im Namen des Poeten, dessen Gefühl damals noch sehr im Unklaren war und der in der Lady wie im Carl Moor und im Fiesco das tugendhafte Laster zu poetisiren suchte. Was ist gegen diese Mißgeburt Orsina für ein königliches Weib! die doch ganz und voll empfindet, liebt und haßt.

Die Technik des Stückes ist im Ganzen vortrefflich, einheitlicher als in irgend einem andern von Schiller, von der glänzenden Ausführung einzelner Scenen haben wir schon gesprochen.

Das peinliche Gefühl, welches das Stück trotzdem erregte, mußte Schiller zeigen, daß er mit seinem Realismus auf der Grenze der Kunst angekommen war. In der That tritt jetzt eine Umkehr in seinen Principien ein, an der er vierzehn Jahre zu kämpfen hatte, bis er im Wallenstein siegreich aus diesem Kampf hervorging.

Goethe war mit seinen Gedichten fertig, sobald sie seine Seele befreit hatten; bei Schiller dagegen, der während seines Schaffens fast regelmäßig (nur der Geisterseher macht eine Ausnahme) über die Größe seines Werkes in Erstaunen gerieth, fing, sobald er fertig war, sofort zu kritisiren an und das eben noch bewunderte Werk wurde ihm bald unbequem, zuletzt wohl gar verhaßt. Bei seiner Selbstrecension der Räuber und der Antho-

logie kamen auch wohl äußere Gründe ins Spiel, er wollte das Publicum aufmerksam machen und hielt für schicklich, doch auch einiges zu tadeln. Bald aber wurde der Tadel ernst gemeint und er zerfetzte seine eigenen Werke wie die anderer. Bemerkenswerth ist, daß er darüber nie oder nur selten den Muth verlor, sondern im stolzen Bewußtsein der neugewonnenen Bildung sich auch dann das Größte zutraute, wenn er seine bisherigen Leistungen verurtheilte.

Seine Anstellung beim manheimer Theater gab ihm hinreichende Gelegenheit, über seine Kunst zu reflectiren: die Durchsicht älterer Stücke für den Theatergebrauch, die Vorstellungen selbst machten ihn zum Recensenten. Lessings Stellung in Hamburg schwebte ihm vor; indeß hat die dramaturgische Beschäftigung noch keinem Schriftsteller Segen gebracht.

Sehr glücklich machte ihn die Aufnahme in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft, 10. Februar 1784. Er hatte stets den Trieb nach „einer gewissen Bürgerlichkeit und Rechtlichkeit“ und glaubte nun als kurpfälzischer Unterthan das durch seine Flucht aufgegebene Vaterland wiedergefunden zu haben. In dieser Gesellschaft hielt er 21. Juni seine Eintrittsrede: „was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ Es war auf die moralische Bedeutung des Instituts hingewiesen, fast ausschließlich zu apologetischen Zwecken, da der Schauspielerstand noch so sehr in Verachtung stand, und sich eben erst zu heben anfing. Schon im würtembergischen Repertorium hatte er über die Aufgabe des Schauspielers verständig reflectirt.

Die Verhältnisse mit Dalberg wurden bald wieder unbequem; Schiller dachte eine Zeitlang ernstlich daran, das medicinische Studium wieder aufzunehmen; endlich warf er sich des Unterhalts wegen auf den Journalismus. Die „Rheinische Thalia“ wurde gegründet, und den 11. November 1784 durch folgendes phrasenreiche Programm eingeführt.

„Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurtheilt. Neigung zur Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst

ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus; aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte; unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur eine zur Reife, eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; unbekannt mit dem schönen Geschlecht (die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden und wenn sie aufgehört haben es zu sein); unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück nicht in der Welt vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrigen Vermischung der Subordination und des Genius entsprang. Ich meine die Räuber. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete.“ Er habe jetzt alle fesselnden Verbindungen gebrochen. „Das Publicum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andre Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt; an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke, und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publicum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.“

Wenige von diesen Reflexionen waren ernsthaft empfunden, am wenigsten sein Glaube an das Publicum, der ohnehin beim

Erscheinen des ersten Hefts (März 1785) schmählich wäre enttäuscht worden. Um Abonnenten zu gewinnen, hatte Schiller versprochen, ein Namensverzeichniß vordrucken zu lassen; er unterließ es aus guten Gründen. Was gerade an Papieren fertig war, wurde in die Thalia gegeben; so der erste Act des Don Carlos; leider auch eine bittere Kritik der manheimer Schauspieler, die seine Stellung in Manheim unhaltbar machte. Bevor wir aber zu der neuen Wendung seines Lebens, die mit dem Aufgeben seiner manheimer Stellung beginnt, übergehen, müssen wir einen Blick auf die zweite Seite seiner poetischen Thätigkeit werfen.

Drittes Capitel.

Schiller als Lyriker.

1775—1788.

Um sich von Schillers lyrischer Kraft einen rechten Begriff zu machen, muß man sich zunächst die Vorstellung aus dem Sinn schlagen, die man von der Schule mitbringt. Während seine Dramen vom ersten bis zum letzten ein Eigenthum des Volks geworden sind, kennt es von seinen Gedichten nur die Balladen, die Glocke, die Worte des Glaubens, kurz die Schöpfungen seit 1797, in denen sein Ausdruck klar, bestimmt und hinreißend ist, und seine Gedanken sich im Ganzen den Gedanken der Menge fügen. Von den ältern Gedichten haben nur diejenigen sich lebendig erhalten, welche am meisten mit dem Ton jener späteren verwandt sind.

Gehört nun jene Form und jener Ton auch wesentlich zum Charakter des Dichters, so giebt er doch keineswegs eine erschöpfende Vorstellung; wie er mit seinem ganzen dichterischen Treiben, namentlich seit seinem ersten Aufenthalt in Weimar, mit Bewußtsein gegen den Zeitgeist sich richtete, so ist auch seine frühere Lyrik nichts weniger als populär; gerade seine bedeutenderen Schöpfungen sind schwer verständlich, und um Gedichte, wie die Künstler, das Reich der Schatten und einige von den größeren Elegien zunächst nur zu fassen, dann aber sich für sie zu erwärmen, muß man sich vorher in eine erhöhte ideale Stimmung versetzen und von gewissen Forderungen ganz absehn, welche das Gemüth der Kunst gegenüber nur schwer aufgiebt. Diese Unverständlichkeit ist etwas ganz Anderes als bei manchen Gedichten von Goethe. Auch bei diesem bleibt vieles unklar, weil er überall die geheime Geschichte seines Innern giebt und die äußern Anhaltspunkte seiner Stimmungen verschweigt; seine Gedichte bedürfen zum Theil eines historischen Commentars. Wo er diesen aber

giebt, wie z. B. für die Harzreise im Winter, leuchtet uns jedes Wort, jedes Bild, jede Stimmung ein, und wir empfinden auch bei den gewagtesten Sprüngen die innere subjective Nothwendigkeit.

Bei Schiller würde ein solcher Commentar nicht viel fruchten. Er ist fast niemals subjectiv, d. h. seine poetischen Empfindungen sind fast niemals aus zeitlich bestimmten menschlichen Empfindungen hervorgegangen; seine Gedichte führen uns nicht in die Geheimnisse seines Innern ein, sondern in die Harmonie der Sphären, den Zusammenhang der Menschengeschichte und ähnliche Dinge, die zu der Seele des Dichters und zu seiner Geschichte nur in einer mittelbaren Beziehung stehn. Und hier schafft, verbindet, scheidet, zersetzt seine Phantasie mit solcher Kühnheit, daß uns zuweilen die tiefere Bedeutung des Gedichts um so ferner tritt, je mehr wir in den nächstliegenden Sinn eindringen.

Am seltensten liest man die Gedichte der ersten Periode, mit einzelnen Ausnahmen z. B. Hektor und Andromache, die Blumen, an Minna, Gedichte, die nicht blos durch ihre Stimmung und ihren Inhalt, sondern auch durch ihre Form seltsam gegen die übrigen abstechen: sie sind ganz abgerundet, von einem leichten Bilderfluß, selbst melodisch, man wird durch keine Incorrectheiten gestört und auch in keiner Weise gewaltsam angespannt. Von diesen soll nicht mehr die Rede sein, wenn wir die Werke jener Zeit charakterisiren: sie hätten nicht gerade nothwendigerweise von Schiller geschrieben werden dürfen.

Die „Anthologie, gedruckt zu Tobolsko", eingeführt durch eine fratzenhaft humoristische Widmung an den Tod, „den großmächtigen Czaren alles Fleisches" erschien im Februar 1782 unmittelbar zwischen den Räubern und dem Fiesco. Bei seiner spätern Gesammtausgabe hat Schiller nur den kleinern Theil dieser wilden Rhapsodien aufgenommen, und bei der Strenge des Kunstprincips, zu dem er sich damals hinaufgearbeitet hatte, wundern wir uns mehr über das, was er aufnahm als was er verwarf. Obgleich sie ihm in ihrer rohen Sprache, in ihrer zügellosen und durchaus unnatürlichen Empfindung damals aufs höchste zuwider sein mußten, bestimmte ihn doch eine geheime Sympathie, die er sich selber nicht gestehn mochte. Und in der That entdecken wir bei näherem Zusehn, trotz des Contrastes in der Form, zwischen den Gedichten von 1782 und denen von 1795 in Bezug auf die schöpferische Art eine höchst überraschende Verwandtschaft.

Die Gedichte der Anthologie in Schutz zu nehmen, was manche wohlmeinende Verehrer Schillers versucht haben, kann freilich nicht unsere Aufgabe sein. Als Kunstwerke betrachtet sind sie im Ganzen genommen schlecht, sehr schlecht; nicht blos dem absoluten Ideal gegenüber, das denn doch wirklich ist, sondern auch mit Rücksicht auf die historische Entwickelung unserer Poesie. Klopstocks, Bürgers und Goethes schönste Gedichte gingen der Anthologie voraus, und wenn man die übrigen Poeten mit jenen nicht in einem Athem nennen mag, so können sich selbst mit Stolbergs, Höltys u. s. w. die besten der Anthologie nicht messen.

Zunächst fällt die krankhafte, ja pestilenzialische Atmosphäre auf. Man möchte von Unsittlichkeit gar nicht reden, denn schon der unmittelbare ästhetische Eindruck genügt, das Urtheil zu bestimmen. Ueberall ein Jagen nach sinnlichen, fast durchweg häßlichen Bildern; ein wildes Durcheinanderwogen der Gedanken und Empfindungen, die nicht aus dem Herzen hervorquellen, sondern durch künstliches Feuer in Gährung gebracht sind; ein fieberhafter Drang, gerade dasjenige auszumalen, was das Schönheitsgefühl dem Blick zu entziehen strebt. Noch auffallender aber ist die unvollkommene Herrschaft über den Ausdruck. Fast überall, wo der Dichter sich bemüht, den Gedanken sinnlich vors Auge zu stellen, verfällt er in Schwulst: seine Sinnlichkeit wird durch Grübelei, sein Gedanke durch medicinische Vorstellungen verwirrt.

Die Gedichte sind sehr schlecht, aber — sie zeigen überall die Spuren eines genialen Menschen. Man schaffe sich nur die modernsten Versuche, in der Manier der Anthologie zu dichten und das Unvermögen durch Wahnsinn zu verstecken, aus den Gedanken: diese jüngsten philosophischen Dichter können allerdings den Rückblick auf Schiller verleiden.

Man kennt die reizende Geschichte in „Dichtung und Wahrheit", wie der kleine Goethe mit seiner Schwester sich heimlich in der Recitation satanischer Gespräche aus Klopstock übte. „Die wechselseitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünschungen flossen nur so vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit diesen höllischen Redensarten zu begrüßen. — Es war ein Samstagsabend im Winter — der Vater ließ sich immer bei Licht rasiren, um Sonntags früh sich zur Kirche bequemlich anziehn zu können — wir saßen auf einem Schemel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einseifte, un-

sere herkömmlichen Flüche ziemlich leise. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eisernen Händen zu fassen, meine Schwester packte mich gewaltig an, und recitirte, zwar leise genug aber doch mit steigender Leidenschaft:

> Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst,
> Ungeheuer, dich an! Verworfener, schwarzer Verbrecher,
> Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes!
> Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Hasse dich hassen,
> Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dies ist stechender Jammer!

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme, rief sie die folgenden Worte: O wie bin ich zermalmt! — — Der gute Chirurgus erschrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Aufstand" u. s. w. —

Wofgang und Cornelie waren damals gewiß noch in keiner weltschmerzlichen Stimmung; und wenn ein junger Dichter Oden auf die Vernichtung macht, so ist er deshalb noch kein Caligula. Der Zerstörungstrieb tritt im poetischen Gefühl früher ein, als das Behagen an der Welt.

Wie sich Schiller beim Schaffen verhielt, haben wir gesehn. In seinem ersten Gedicht, bereits 1776 gedruckt, mündet ein breiter Strom schöner Schilderungen in den Gedanken des Augenblicks aus, wo keine Zeit mehr ist, wo nur der Herr ist und die Ewigkeit. In einer Ode von 1777 flucht Friedrich den „Eroberern", wie Cornelie-Adramelech dem Satan; auf den Gegenstand kommt es nicht an. Ein damaliger Recensent vermißte die Feile, hoffte aber, der junge Dichter werde sich einst neben Schubart stellen können. Hatte doch Schubart im „ewigen Juden" jenes Thema bis zur Erschöpfung ausgeführt! Er war auch am meisten von den Gesängen seines Jüngers entzückt. Auch ein „Triumphgesang der Hölle" fehlte nicht; der Chor der Teufel wetteiferte mit Satan in greulichen Blasphemien. Ferner wurden die „schlimmen Monarchen" (die anders waren als der große Carl von Würtemberg) nicht glimpflicher behandelt, als ein Concurrent im Musenalmanach. Ja schon in einem der frühesten Versuche, „Schilderung des menschlichen Lebens", 1775, heißt es:

> Schlüpfen wir kaum erst aus unsrer Tonne
> In dies große, weite Narrenhaus,

Grüßen wir schon mit Geheul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus.

Aber einem jungen Dichter genügt die Zerstörung nicht; was wäre die Poesie ohne Liebe? — Schillers Hauswirthin in Stuttgart, die Wittwe des Regimentsquartiermeisters Vischer, ist schon genannt; natürlich einige Jahre älter als der Dichter der Räuber; nach der (gewiß übertriebenen) Aussage eines Schulfreundes „ein wie an Geist so an Gestalt gänzlich verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie;“ „Schiller war im Sinnlichen ohne alles Feingefühl: kratzende Weine, schlechter Schnupftabak, garstige Weiber.“ — Wo sollte der gute Junge damals gute Weine herbekommen? Nachher hat sich sein Geschmack sehr veredelt. — Laura war eine sehr gutmüthige Frau und empfänglich für junge Leute: 1785 ging sie mit einem adligen Juristen der Carlsschule aus Wien durch, wurde aber in Tuttlingen aufgefangen. „Ob sie in der Hoffnung ist, fügt der alte Schiller in dem Brief an seinen Sohn bei, das wird bald versichert, bald verneint.“ — Einerlei! ihr gelten die Oden an Laura. Man hat Untersuchungen darüber angestellt, wie weit Schiller mit ihr gekommen sei: jedenfalls hat er ihr seine Gedichte declamirt, und das ist wohl das einzige positive Band zwischen ihnen gewesen. Ob es die gute Frau Vischer war, ob Streicher oder wer sonst, irgend wem mußte er seine Schöpfungen vortragen; er war nicht wählerisch.

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie.
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der süßen Sympathie.

Von einer wahren Empfindung, die sich stets durch zarte, ursprüngliche Züge verräth, wie sie selbst in Goethes unbedeutendsten Gedichten vorkommen, zeigt sich nicht die leiseste Spur. Das Wesen, das seine Gedichte anhört, das er Laura tauft, aus dessen Clavierspiel „Sonnen, vom Schöpfungssturme aufgejagt, funkelnd aus der Nacht des Chaos fahren“, dem zuweilen aber auch der Kocythos mit seinem „verlorenen Heulen“ folgt; hinter der, wenn sie walzt, „die trunkenen Fichten springen“, deren Blicke „Leben durch den Marmor fächeln“: — dies Wesen existirt

nur in der Einbildung. Zuweilen scheint freilich die Anschauung sinnlicher zu werden:

> Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
> Wenn von deinem wollustheißen Munde
> Silbertöne ungern fliehen.

Aber das sind alles nur Allegorien. Er meint damit irgend eine kosmische Kraft, wie in der andern nur schwer verständlichen Strophe:

> Schwesterliche Wollust mildert
> Düstrer Schwermuth Schauernacht,
> Und entbunden von den goldnen Kindern
> Strahlt das Auge Sonnenpracht.

Er hat schon damals über das Weltall speculirt und gefunden, daß dasselbe durch ein Princip zusammengehalten wird, welches er die Liebe tauft. Natürlich muß dies Princip auch zwischen dem Dichter und Laura obwalten. Es verbindet Sonnenstäubchen mit Sonnenstäubchen, Welten mit Welten, die Hoffnung mit der Verzweiflung, die Reue mit der Sünde, die Gefahr mit der Größe, den Tod mit der Lüsternheit u. s. w. Auch durch das Reich des Uebels „waltet fürchterliche Sympathie"; „mit der Hölle buhlen unsere Laster": —

> Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
> In die Arme der Vergangenheit;
> Lange sucht der fliehende Saturnus
> Seine Braut, die Ewigkeit.
>
> Einst, so hör' ich das Orakel sprechen,
> Einsten hascht Saturn die Braut.
> Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
> Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Es ist eine grandiose Tollheit, aber — sie ist grandios! und der Dichter, dem die Phantasie solche Bilder zuführt, wird Großes leisten, sobald es ihm gelingt, seine Kraft zu begrenzen. Freilich sind es nur Visionen, keine Empfindungen; was er Liebe nennt, ist etwas ganz Anderes, als was die Menschen sonst darunter verstehn. Die wahre Brautnacht fängt erst an, „wenn die

Ewigkeit mit der Zeit sich traut". Er grübelt darüber nach, wie das zusammenhängt:

> Und in ewig fest verbundnen Wesen,
> Also hab' ich staunend dort gelesen,
> Waren wir ein Gott, ein schaffend Leben,
> Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
> Frei die Welt gegeben.
>
> Uns entgegen gossen Nectarquellen
> Ewig strömend ihre Wollustwellen,
> Mächtig lösten wir der Dinge Siegel.
> Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
> Schwang sich unser Flügel.
>
> Weine, Laura! dieser Gott ist nimmer;
> Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
> Und in uns ein unersättlich Dringen,
> Das verlorne Wesen einzuschlingen,
> Gottheit zu erschwingen.
>
> Darum, Laura, dieses Gluthverlangen,
> Ewig starr an deinem Mund zu hangen
> Und die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
> In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
> Sterbend zu versinken.

In ähnlichen Bildern bewegt sich die Hymne der Triumph der Liebe, ein auch in der Form grenzenlos verfehltes Gedicht, bei dem eigentlich nur die Citate aus der griechischen Mythologie, das Vorspiel zu den „Göttern Griechenlands" merkwürdig sind. Den feurigsten Ausdruck finden sie in dem Gedicht die Freundschaft „aus den Briefen Julius' an Rafael, einem noch ungedruckten Roman"; woraus einige Jahre darauf die „philosophischen Briefe" wurden, die prosaische Bearbeitung jener lyrischen Phantasiebilder. Die folgenden Verse lassen sich neben die schönsten seiner spätern philosophischen Gedichte stellen.

> Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
> Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
> Lechzen nach dem süßen Fesselzwang.
> Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
> Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
> Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reih't,
Wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

Freudlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

Dieser Pantheismus der Liebe, der in allen Gegensätzen der Welt eine seelenvolle Harmonie entdeckt, hat aber auch seine Kehrseite. Neben dem „Entzücken an Laura" findet sich eine „Melancholie an Laura", in welcher diesem Wesen der Einbildungskraft Dinge gesagt werden, wie sie wohl nie ein Liebender der Geliebten gegenüber empfunden hat. In der ganzen Welt sieht der Dichter nur die Verwesung. „Prahlst du mit des Auges Glut, mit der Wangen frischem Purpurblut, aufgeborgt von mürben Modern? Wuchernd fürs geliehne Roth, wuchernd, Mädchen, wird der Tod schwere Zinsen fodern!" ... „Jeder deiner Strahlenblicke trinkt deines Lebens karges Lämpchen ärmer;" „meine Pulse, prahlest du, hüpfen noch so jugendlich von dannen — ach die Creaturen des Tyrannen schlagen tückisch der Verwesung zu." Das wird dann noch weiter ausgeführt. Um diese seltsame Rhapsodie zu verstehn, muß man den „Spaziergang unter den Linden" vergleichen, der gleichzeitig im würtembergischen Repertorium erschien. Bekanntlich philosophirt Hamlet auf dem Kirchhof, indem er mit einem Schädel spielt, halb im Scherz, halb im Ernst über die seltsamen Metamorphosen des Stoffs. Diese auf einem Kirchhof sehr natürlichen Betrachtungen verlegt Schiller auf einen Spaziergang: der trübselige Wolmar malt den Gedanken, daß alles Leben aus der Verwesung aufgeht, in greulichen Bildern aus; sein schalkhafter Freund macht ihn auf die komischen Seiten dieses Gedankens aufmerksam: — aus dieser Ironie sieht man beiläufig, daß Schiller keineswegs in seinen Wolmar aufgeht. Aber ganz richtig hat er herausgefühlt, daß es nur auf die Stimmung der Seele ankommt, in dem Lehrgebäude des Pan-

theismus entweder die Freude über das allgemeine Leben, oder den Jammer über die allgemeine Verwesung hervorzukehren. Denn naturhistorisch betrachtet, ist Leben und Sterben wirklich identisch. Daß Schiller schon damals, wo er sich, durch zufällige Lectüre angeregt, ein solches Lehrgebäude poetisch nachbildete, mit dem tiefsten Gefühl seiner Seele keineswegs darin befangen war, zeigt der Schluß jenes merkwürdigen Gedichts.

Nachdem er nämlich seine Laura in ein Scheusal umgewandelt, kommt er auf sich selbst zu sprechen und schildert die Kraft seiner Seele: „Kühn durchs Weltall steuern die Gedanken, fürchten nichts als seine Schranken." „Lern' es, Mädchen: dieser Trank der Lust, dieser Kelch, woraus mir Gottheit düftet, Laura, ist vergiftet! Unglückselig, die es wagen Götterfunken aus dem Staub zu schlagen ... Der lohe Aetherstrahl Genie nährt sich nur vom Lebens-Lampenschimmer ... Ach, schon schwören sich, mißbraucht zu frechen Flammen, meine Geister wider mich zusammen ... und im eignen Strahle lösch' ich aus."

Als aber Laura darüber weint, erhebt sich der Dichter zum stolzen Gefühl seiner Kraft. Wie! Laura will —

Daß des Busens lichte Himmelsflamme
Mit erfror'nem Herzen ich verdamme?
Daß die Augen meines Geist's erblinden,
Daß ich fluche meinen schönsten Sünden?
Nein! versiege Thräne, Sünderin!
Brich die Blumen in der schönsten Schöne,
Lösch', o Jüngling mit der Trauermiene,
Meine Fackel weinend aus!
Wie der Vorhang an der Bühne
Niederrauschet bei der schönsten Scene,
Fliehn die Schatten und noch schweigend horcht das Haus.

Das Gedicht mit seinem seltsamen Klang und seinen oft unschönen Wendungen hat für uns etwas unaussprechlich Rührendes. Es ist Schiller's eigenes Leben. Mehr als bei irgend einem andern war sein Leben ein beständiges Sterben; was er im Reich des Geistes schuf, mußte er dem siechen, hinfälligen Körper abtrotzen, und jeder Triumph, den er ihm abgewann, führte ihn dem Grabe näher. In angestrengten Schöpfungen gab er sein Leben aus, und kaum war die eine vollendet, so griff sein rastloser Geist zu einer neuen; nicht etwa in fieberhafter Unruhe,

sondern in innerer Freude und in dem vollen Gefühl, daß sein Geist in seiner Freiheit höher stehe, als seine Voraussetzung. Wer in einseitig naturhistorischer Betrachtung stets das Leben mit dem Tod vermengt, soll aus Schiller's Beispiel lernen, daß das Leben noch etwas Anderes ist als dieser Proceß der Naturgewalten, und wenn man bei Schiller's frühem Tod versucht ist zu klagen, so möchte man mit des Dichters eigenen Worten die Thräne zurückweisen — die „Sünderin", die nicht sieht, daß unsterblich lebt, wer wirklich gelebt hat.

Der Klang jenes Gedichtes ruft uns ein anderes ins Gedächtniß, das schrecklichste vielleicht, das die deutsche Sprache kennt; von einem Dichter, der in Beziehung auf die lyrische Gabe ebenso hoch über Schiller steht, als Schiller über ihm in jeder andern; Heine's Gedicht mag hier stehn, um den Contrast zu versinnlichen zwischen dem, der an die Freiheit, d. h. an das Leben glaubt und dem, der der Natur, d. h. dem Tod verfallen ist.

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub', ich hörte Beifall schallen.
Ein hochverehrtes Publicum
Beklatschte dankbar seinen Dichter.
Jetzt aber ist das Haus so stumm,
Und sind verschwunden Lust und Lichter.

Doch horch! ein schrillend schnöder Klang,
Ertönt unfern der öden Bühne; —
Vielleicht, daß eine Saite sprang
Auf einer alten Violine.
Verdrießlich rascheln im Parterre
Etwelche Ratten hin und her,
Und alles riecht nach ranz'gem Oele.
Die letzte Lampe ächzt und zischt
Verzweiflungsvoll und sie erlischt.
Das arme Licht war meine Seele.

Eine gewisse Verwandtschaft zwischen Schiller's und Heine's ersten Gedichten ist nicht zu verkennen. Beide bewegen sich gern in Vorstellungen, wie die Götterdämmerung, beide grollen mit Gott und finden im Leben keine Harmonie. In der Form hat Heine unstreitig den Vorzug: seine wilden Gedanken sprechen sich

in einer correcten, fast möchte man sagen eleganten Form aus, während bei Schiller die Verwirrung der Form dem Inhalt nichts nachgiebt. Auch ist bei Heine mehr Innerlichkeit: der Weltschmerz der Schillerschen Gedichte ist mehr aus dem Bedürfniß tragischer Contraste hervorgegangen.

Goethe hat in Dichtung und Wahrheit bei Gelegenheit des Werther diese Stimmung, die sich in ihren Extremen bis zum Gedanken des Selbstmords steigerte, mit so vollkommener Objectivität dargestellt, daß sich nichts hinzufügen läßt. Diese Stimmung klang in den nächsten Jahren noch lebhaft nach. Wenn der sanfte Hölty selbst in Gedichten, welche die Freude verherrlichen sollten, hinter jeder Blüte das grinsende Antlitz des Todes wahrnahm, so mochte das in seiner Schwindsucht liegen; aber auch Claudius widmete seine Werke Freund Hain. Die Anthologie enthält zwei Leichenphantasien; sie sind auf bestimmte Veranlassungen gedichtet, und man hat neuerdings wieder ein tiefes Gefühl darin finden wollen; aber schon der äußerliche Umstand, daß er seine verstorbenen Freunde anders schildert als sie waren, und daß er mit einem gewissen Behagen erzählt, man habe ihn wegen des einen dieser Gedichte als einen neuen Herostrat verschrien, läßt an der Unbefangenheit der Empfindung zweifeln. Ein wahres Gefühl spricht sich einfacher aus als in diesen grellen, phantastisch gesteigerten Bildern. Die erste Elegie enthält fast nur Virtuosenarbeit, und die hüpfende Schilderung des jungen Mannes, der „Klagen im Golde der Reben ertränkte“ und „Schmerzen im wirbelnden Tanz verhüpfte“, macht im Contrast zu dem „heulenden Ach!“ des Vaters, dessen „Silberhaare sich bäumen“, einen fast komischen Eindruck. Viel bedeutender ist die zweite Elegie, aber auch sie verläßt den individuellen Fall und geht ins Allgemeine:

Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
Diesem komisch-tragischen Gewühl,
Dieser ungestümen Glückeswelle,
Diesem possenhaften Lottospiel,
Diesem faulen, fleißigen Gewimmel,
Dieser arbeitsvollen Ruh —
Bruder! diesem teufelvollen Himmel
Schloß dein Auge sich auf ewig zu.

Und in der weitern Anwendung:

Wo der Mensch, der Gottes Rathschluß prüfte?
Wo das Aug', den Rathschluß durchzuschaun!
Heilig, heilig, heilig bist du, Gott der Grüfte!
Wir verehren dich mit Graun.

Bedeutend schwächer sind die anderen Klagelieder, z. B. die Kindesmörderin, gegen welche die viel getadelte Pfarrerstochter von Taubenhain fast zart zu nennen ist, obgleich auch hier hin und wieder eins von den goldenen Schillerschen Worten uns entschädigt („Henker kannst du keine Lilie knicken? bleicher Henker zitt're nicht!") —

Wenn wir nun überlegen, worin bei dem Verfehlten des Ganzen das Bedeutende dieser Gedichte liegt, so kommen wir immer auf einzelne Dictionen zurück, in denen die Einbildungskraft des Dichters zerstreute Empfindungen und Gedanken in ein Bild mächtig zusammenfaßt, und dieses unauslöschlich dem Gedächtniß einprägt. Schiller hat mehr als irgend ein anderer deutscher Dichter die Gabe mächtiger Worte; deshalb ist er mehr als ein anderer zerpflückt worden. Diese Gabe soll man nicht gering anschlagen, denn sie ist doch nur das Eigenthum einer großen Seele, und manche von den kleinen lieblichen Gedichten, die nicht blos an Abrundung, sondern auch an poetischer Innigkeit weit über diese Jugendversuche hinausgehen, werden längst vergessen sein, wenn jene mächtigen Worte im Volk noch fortleben. Um hier gleich vorzugreifen: dies gilt nicht blos von der ersten Periode. Wer erinnert sich z. B. noch an das matte sentimentale Gedicht, das vorangeht, wenn man auf die mächtige Stelle stößt: „du mußt glauben, du mußt wagen, denn die Götter leih'n kein Pfand, nur ein Wunder kann dich tragen in das schöne Wunderland" u. s. w. Der Tiefsinn des Dichters hat dann ähnliche Eingebungen wie der Gemeinverstand und Volkswitz in den Sprichwörtern, und beide verdienen gleich sehr fortzuleben.

Aber noch eine andere Gabe zeigt sich bereits in diesen Jugendgedichten, die Gabe, eine unbestimmte allgemeine Vorstellung durch die Macht der Phantasie in lebendige Gegenwart umzusetzen. Das bedeutendste Gedicht der Anthologie in dieser Beziehung: „in einer Bataille von einem Officier", zeigt bereits dieselbe Kühnheit und eingeborene gestaltende Ordnung der Phantasie wie „der Löwengarten" und ähnliche spätere Romanzen. Der reifere Geschmack hat gegen diese Nachbildung der lebendigen Bewegung durch den

Rhythmus manches einzuwenden, aber der Rhythmus ist ergreifend und er bringt es zu einer wirklichen Gestalt. Das „grüße mein Lottchen, Freund!" wird man nicht leicht vergessen, und wenn der Dichter nur unbestimmte Vorstellungen von den Wirkungen einer Kanonade hat, so trifft er im Ganzen ebenso das Richtige wie im Taucher, im Eisenhammer, in der Einleitung zum Tell u. s. w. Der Dichter hat ebenso wenig einen Wasserfall gesehen als eine Schlacht, aber noch kein Reisebeschreiber hat so anschaulich jene Naturprocesse vergegenwärtigt. — In andern Bildern, wie Elysium, Tartarus, der Flüchtling u. s. w. ist wieder mehr Virtuosenwerk.

Die Anthologie enthielt auch die kleine Operette Semele, deren sich der Dichter in spätern Jahren äußerst schämte und durch die er sich an den Musen schwer versündigt zu haben glaubte. Das Ganze ist in der That nicht zu retten, aber auch hier begegnen uns wieder einzelne jener mächtigen Worte; so der zornige Abschiedsruf der Juno, der gar nicht vollendeter hätte ausgedrückt werden können.

— Wenn nun ihr wächserner, sterblicher Leib
Unter des Feuertriefenden Armen
Niederschmilzt, wie vor der Sonne Gluth
Flockiger Schnee — der Meineidige
Statt der sanften, weicharmigen Braut
Seine eigenen Schrecken umhalst — wie frohlockend dann
Will ich herüber vom Cithäron weiden mein Auge,
Rufen herüber, daß in der Hand ihm der Donnerkeil
Niederbebt: Pfui doch, umarme
Nicht so unsanft, Saturnius.

Von dem Dichter der Räuber wird man mit Recht erwarten, daß er auch gegen die Faulheit der bestehenden Zustände seine Geißel schwingt. Die schlimmen Monarchen, Rousseau, das Monument Moor des Räubers, Castraten und Männer u. s. w. sind ungefähr in der Weise Bürger's, erreichen aber bei weitem nicht dessen Kraft. Charakteristisch für seine sittlichen Ueberzeugungen ist das Gedicht, in welchem er sich für den „linken Mann", für Wieland gegen Klopstock entscheidet, und der Zuruf an einen Moralisten, er möge nicht versuchen, das heiße Blut zu bändigen, wir seien nicht bestimmt Engel sondern Menschen zu werden. Der Mythus hat Schiller zu einem abstracten Tugendprediger machen wollen, das war er nie; aber freilich war auch sein wirkliches

Leben nie so verwildert, als man es aus manchem seiner Gedichte z. B. dem Venuswagen (1781) schließen möchte.

Nach Herausgabe der Anthologie trat in den Gedichten eine Pause von einigen Jahren ein. Erst in der Thalia, nach dem leipziger Aufenthalt, trat er wieder mit drei größern Gedichten hervor. Das erste, die Freigeisterei der Leidenschaft, ist in die Werke nur theilweise aufgenommen; weil es für seinen Bildungsgang charakteristisch ist, setzen wir es ganz her. Die Ueberschwenglichkeit der Lauraoden, die Metaphysik der Sphärenharmonie macht einer sehr verständlichen, greifbaren Sprache Platz; der Dichter läßt diesmal keinen Zweifel über das, was er meint.

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
  Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
  In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
  Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
  Den die erröthende Natur bereut.

O zitt're nicht — du hast als Sünderin geschworen,
  Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht,
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren;
  Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
  An den der feierliche Spruch dich band,
Die Vorsicht kann den überflüss'gen Geist entrathen,
  Für den sie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
  Weil du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
  Und flüchte sich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
  Zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
  Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
  Als Vater mir gemalt?

So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Thränen machst du dich bezahlt?

Bestickt man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O, diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin!

Schiller fand in der Thalia nöthig hinzuzusetzen, daß hier nur die Leidenschaft eines erdichteten Liebhabers spreche. Ganz ist das wohl nicht richtig, denn diesmal sieht man es deutlich, daß man es nicht blos mit dem Schemen einer Laura, mit dem Substrat einer allgemeinen Weltliebe zu thun hat, sondern mit einem Wesen von Fleisch und Blut. Man würde aber Schiller's dichterische Weise vollkommen mißverstehen, wenn man volle Realität darin suchte. Die einzige verheirathete Frau, mit der er in jenen Jahren in einem ernstlichen Verhältniß stand, war Charlotte von Kalb; nun mag zwar in der manheimer Atmosphäre von 1784 das Verhältniß sich nicht ganz in den vornehmen Formen bewegt haben, wie in Weimar 1787; daß es aber nicht von der Art war, wie man es nach diesem Gedicht vermuthen sollte, sieht man aus den ersten Briefen aus Weimar an Körner, und aus den letzten Briefen an Charlotte. Schiller hätte der schamloseste Heuchler sein müssen, wenn er an die Heldin der Freigeisterei so zu schreiben gewagt hätte. Man denke immer daran, daß Schiller von Natur kein lyrischer, sondern ein dramatischer Dichter war, daß er sich damals mit dem Don Carlos trug, dessen Motiv, die Liebe des Stiefsohns zu seiner Stiefmutter, ihm fortwährend durch den Kopf ging. Es ist möglich, daß Herr von Kalb ihm zuweilen unbequem kam, wenn er Charlotten sein Trauerspiel vordeclamiren wollte, und daß er aus solchen vorübergehenden Stimmungen Motive für seinen Don Carlos und verwandte Stoffe nahm, aber als Glaubensbekenntniß hätte er die Freigeisterei der Leidenschaft ebenso wenig unterschrieben als die Zoten des Gotteslästerers Franz Moor. Wohlmeinende Pastoren haben Schiller zu einem Christen moderner Art machen wollen; das war er nun nicht, aber Invectiven gegen den lieben Gott wie die obigen,

schrieb er nur als Dramatiker, ungefähr wie den Monolog des Fiesco oder Passagen aus den Räubern. Wohl aber muß man diese Stimmung festhalten, um die nachfolgenden Gedichte zu verstehen; namentlich auch die Götter Griechenlands.

Unmittelbar an die Freigeisterei schließt sich die Resignation, die man auf die wunderlichste Weise commentirt und mißverstanden hat. Neuerdings hat man sie sogar als den Ausdruck eines neu erworbenen höhern Standpunkts in der sittlichen Bildung des Dichters ausgeben wollen! Und doch ist das Gedicht, namentlich wenn man es mit dem vorigen zusammenstellt, gar nicht mißzuverstehen; es ist, abgesehen von der etwas schwerfälligen Einkleidung, ganz deutlich und folgerecht ausgedrückt. Die Priester haben unter den Menschen den Glauben verbreitet, der Genuß sei etwas Sündhaftes und der Mensch habe die Pflicht, auf Erden zu entsagen; dafür erwarte ihn aber im Himmel der Genuß viel höherer Freuden. Es ergiebt sich nun, daß dieser Priesterglaube eine Illusion ist, und den armen Gläubigen, die in Folge dieser Illusion ihre Erdenfreuden in Aussicht auf die himmlischen aufgegeben haben, bleibt kein anderer Trost übrig, als sich zu sagen, daß diese Illusion selbst ihnen einen gewissen Genuß verschafft hat. Das Gedicht soll keineswegs eine Empfehlung der Resignation sein, sondern eine Verspottung derselben, und der Dichter fordert jeden Verständigen auf, hier zuzugreifen, weil die Aussicht auf das Jenseits eine sehr ungewisse sei. Dazwischen kommt nun jenes mächtige Wort, welches die Ausleger vielfach irre geführt hat: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Im Zusammenhang will es nichts Anderes sagen, als daß es kein Weltgericht giebt; daß alles, was man thut, auf Erden seine natürlichen Folgen nach sich zieht.

Es ist nicht nöthig, eine poetische Stimmung moralisch zu kritisiren; noch viel unnöthiger zu versichern, daß Schiller in keinem Augenblick seines Lebens ein Apologet des Faustrechts gewesen ist. Die richtige Empfindung, die diesem Gedicht zu Grunde liegt, ist folgende: die Tugend desjenigen, der nur in Aussicht auf künftige himmlische Belohnung tugendhaft ist, hat keinen höhern Werth als die mit Rücksicht auf irdischen Lohn eingerichtete Handlungsweise. Es ist derselbe Gedanke, den Kant gleichzeitig mit viel größerer Kühnheit und Consequenz in seinem kategorischen Imperativ durchführte.

Das Lied an die Freude, in Gohlis bei Leipzig gedichtet, erschien gleichfalls in der Thalia. Es ist seines guten Rhythmus wegen populärer geworden als irgend ein anderes jener Periode; im Uebrigen stellt es sich an Wunderlichkeit ganz neben die Lauraoden. Was dort „Liebe" genannt wird, heißt hier „Freude", dasselbe unbestimmte Princip, welches die Atome miteinander verbindet. Ein solches Durcheinander von Vorstellungen findet sich kaum in irgend einem anderen Gedicht; bei manchen Versen sucht man vergebens die Spur eines Zusammenhangs. Die Freude soll uns einen Freund geben, geprüft im Tod, die Freude soll Blumen aus den Steinen locken, Sonnen aus dem Firmament, die Freude soll Sphären in den Räumen rollen, sie ist identisch mit der Wahrheit, mit der Tugend, mit dem Glauben, aus ihr sollen die Kannibalen Sanftmuth trinken; die Menschen sollen vorwärts gehn wie die Sonnen u. s. w., kurz eine Reihe von Behauptungen wird aufgestellt, die man gar nicht verstehn würde, wenn man sie sich nicht aus der allgemeinen Stimmung der Trunkenheit erklärte. Durch diese Stimmung gewinnt das Gedicht wirklich eine gewisse Einheit: die trunkene jubelnde Brüderschaft ahnet in dem Gefühl ihrer Lust den großen Unbekannten, sie sucht ihn über dem Sternenzelt, — womit freilich noch nicht viel gesagt ist —; aber dieser Jubel des Herzens führt sie auch auf die goldene Inspiration: „Göttern kann man nicht vergelten; schön ist's ihnen gleich zu sein"; und in dem immer sich steigernden Jubel lassen sie die Gläser klingen; der liebe Gott soll leben, der Unbekannte über den Sternen!

Auch die Todten sollen leben!
Brüder trinkt und stimmt mit ein.
Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr sein.

Und diesen goldenen Spruch, der in seiner wildschönen Trunkenheit das Wort des ganzen Räthsels ausspricht, diesen Spruch, um dessen willen man alle Verkehrtheiten der vorhergehenden Strophen gern vergißt, diesen Spruch strich Schiller aus, als er das Gedicht in seine Sammlung aufnahm. So fremd war ihm die Stimmung geworden, die ihm diesen Dithyrambus eingegeben hatte. Freilich ist die Tyrannenkette, das Sterbebette und das Hochgericht nicht gerade ein Bild, durch das man an die

Freude erinnert sein möchte; aber nur die volle Kühnheit kann die Kühnheit rechtfertigen. Die Religion der Lust soll verkündet werden und fern von jenem finstern Priestergott, der in den früheren Gedichten als ein feindseliger Dämon erschien, allem Leben verhaßt, kündigt sich der große Gott der Freude an, der in dem Jubel aller seiner Geschöpfe zuckt. Diese dunkle Vorstellung leitete Schiller bei dem Lied an die Freude wie bei den Göttern Griechenlands; später verstand er sie nicht mehr.

„Das Lied an die Freude, schreibt er bei der Revision seiner Gedichte, 21. Oct. 1800 an Körner, ist nach meinem jetzigen Gefühl ganz fehlerhaft; und ob es sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfiehlt, so ist es doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen. Weil es aber einem fehlerhaften Geschmack der Zeit entgegenkam, so hat es die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden. Deine Neigung zu diesem Gedicht mag sich auf die Epoche seiner Entstehung gründen; aber diese giebt ihm auch den einzigen Werth, den es hat, und auch nur für uns, und nicht für die Welt noch für die Dichtkunst." — Jean Paul hat eine ausführliche Kritik des Liedes gegeben, in der eine Stelle Beachtung verdient. Schiller fordert denjenigen, der keine Seele sein nennt, auf, sich weinend aus dem Bund der Freudigen zu stehlen; Jean Paul versichert, einer solchen Gesellschaft mit dem Scheidenden zugleich den Rücken kehren zu wollen und empfiehlt die Variante: „der stehle weinend sich in unsern Bund." Und diese Variante trifft wirklich den Sinn des Dichters viel besser.

Die drei Gedichte wurden in jenen Jahren ausnehmend populär; die ganze Jugend wußte sie auswendig. Doch fehlte es nicht an Stimmen, die auf das Bedenkliche dieser Gedichte hinwiesen. In den Göttinger Gelehrten Anzeigen schrieb damals A. W. Schlegel — es ist das erste Mal, daß wir diesem Kritiker begegnen: „sie verrathen die kühne Hand desselben Verfassers, und verlieren nur hier und da durch kleine Incorrectheiten etwas an ihrer Schönheit. Selbst bei denen, welche die schaudervolle Erhabenheit in den beiden letzten Stücken ganz fühlen, möchte doch eine leise Stimme gegen manche Stelle sprechen. Sie werden es dem Dichter nicht verargen, daß er so etwas im Drange der Leidenschaft sagte, aber wohl, daß er es bei ruhiger Ueberlegung

drucken ließ. Die kränkende Betrachtung, daß Kraft auch unwillkürlich oft schadet und zerstört, sollte den Mann von Genie um so behutsamer machen, es nie willkürlich zu thun." — Bald darauf sagte Schiller über Bürger etwas Aehnliches, nur feuriger, psychologischer, zusammenhängender; was derselbe A. W. Schlegel sehr ungehörig fand.

Mit den drei Gedichten war das Anstößige in Schiller's Poesie noch nicht abgeschlossen, und wir sind genöthigt, des Zusammenhangs wegen weit über diese Periode hinauszugreifen.

Der Aufenthalt in Leipzig und Dresden war vorüber; Schiller war 1787 nach Weimar gegangen, durch schiefe Urtheile war ihm die Poesie verleidet, er hatte sich in historische Studien vertieft. Das äußere Bedürfniß führte ihn wieder zur Muse.

Den 17. März 1788 schreibt er an seinen Freund Körner: „Angenehm wird Dirs sein zu hören, daß ich mich aus dem Schulstaub meines Geschichtswerks auf einige Tage losgerüttelt und mich ins Gebiet der Dichtkunst wieder hineingeschwungen habe. Bei dieser Gelegenheit habe ich die Entdeckung gemacht, daß ungeachtet der bisherigen Vernachlässigung meine Muse noch nicht mit mir schmollt. Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Merkurstücke, und da machte ich in der Angst ein Gedicht. Es ist ziemlich das beste, das ich neuerdings hervorgebracht habe, und die horazische Correctheit, welche Wieland ganz betroffen hat, wird Dir neu darin sein." 12. Juni. „Mir gefällt dies Gedicht sehr, weil eine gemäßigte Begeisterung darin athmet, und eine edle Anmuth mit einer Farbe von Wehmuth untermischt — und just diese scheint flacher auf Dich gewirkt zu haben." — Um sich nun wegen des ketzerischen Inhalts, den Stolberg im Augustheft des Deutschen Museums vom theologisch-christlichen Standpunkt anfocht, zu rechtfertigen, schreibt er 25. Dec. an Körner: „Allgemeine Regel: der Künstler und dann vorzüglich der Dichter behandelt niemals das Wirkliche, sondern immer nur das Idealische, oder das aus einem wirklichen Gegenstand kunstmäßig Ausgewählte; z. B., er behandelt nie die Moral, nie die Religion, sondern nur diejenigen Eigenschaften einer jeden, die er sich zusammen denken will — er vergeht sich also auch gegen keine von beiden, er kann sich nur gegen die ästhetische Anordnung oder gegen den Geschmack vergehen. Wenn ich aus den Gebrechen der Religion oder der Moral ein schönes übereinstimmendes Ganze

zusammenstelle, so ist mein Kunstwerk gut; und ist auch nicht unmoralisch oder gottlos, eben weil ich beide Gegenstände nicht nahm, wie sie sind, sondern erst wie sie nach einer gewaltsamen Operation, d. h. nach Absonderung und neuer Zusammenfügung wurden. Der Gott, den ich in den „Göttern Griechenlands" in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern eine aus vielen gebrechlichen schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt. Die Götter der Griechen, die ich ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaube ich auch fest, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt." Und er setzt, aus den eben gedichteten „Künstlern" hinzu: „Was schöne Seelen schön empfinden, muß trefflich und vollkommen sein."

Wunderlicher hat sich wohl noch nie ein Dichter gerechtfertigt! Daß die Rechtfertigung aber wunderlich ist, muß man heute wieder lebhafter betonen, da manche jüngere Poeten Schiller nachstammeln, und jeden Unsinn für berechtigt halten, sobald er in schönen Bildern, Reimen und Rhythmen vorgetragen wird. Eine Widerlegung ist nicht nöthig.

Schiller, damals noch voll von der Entdeckung der absoluten Kunst, die er in den „Künstlern" gemacht, bedurfte zur Vertheidigung seines Gedichts solcher Sophismen gar nicht: irrt er auch in manchen einzelnen Punkten, so ist doch der leitende Gedanke kaum mißzuverstehn.

Um den wahren Sinn des Gedichts und die Stimmung, aus der es hervorgegangen, richtig zu würdigen, muß man die alte Ausgabe zur Hand nehmen, deren prägnanteste Stellen in der neuen Bearbeitung — nicht zum Vortheil des Zusammenhangs — sehr erheblich abgeschwächt sind.

Nach den ersten zehn Strophen, der Schilderung des griechischen Cultus, die mit dem Bacchusfest schließt, folgt die allgemeine Betrachtung:

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mitgenoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.*)
Nennt der Meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Nun wird der Cultus der Freude in den kronenreichen Festen des Isthmus geschildert, dann fährt der Dichter fort:

Seiner Güter schenkte man das beste,
Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhabnen Wirth. —
Wohin tret' ich? — Diese traur'ge Stille
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen, was ihn feiern kann.

Heine hat im Almansur die Naturfeindlichkeit der christlichen Kirche wilder ausgemalt; in der Hauptsache sagt er nichts Anderes. — Es folgt der Contrast des Todes, dessen Schrecken die Griechen poetisch zu mildern suchten:

— Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.
Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.

Wenn in der neuen Ausgabe die Bemerkung, daß der „frohe

*) Eine sehr feine Bemerkung macht Körner, 10. Febr. 1802, bei einem neuen Ausfall des Dichters (im „Sänger"). „Eine Bitterkeit gegen das Mönchswesen ist bei dem Dichter sehr begreiflich; und in einem dithyrambischen Gesang, wo er seine Ausdrücke nicht abmißt, kann er zu harten Aeußerungen gegen eine Religion hingerissen werden, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist. Das erste Wunder, das von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäste bei einer Hochzeit mit Wein versah."

Schatten seine Freuden in Elysium wiederfand, ohne Pointe bleibt, so tritt diese in der alten durch den Contrast sehr bestimmt hervor:

— — Ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.

Die sehr bezeichnende Strophe:

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn.
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn;

ist zwar in der neuen Ausgabe geblieben; sie ist aber darin lediglich auf den Contrast der (wissenschaftlichen) Abstraction zur (poetischen) Imagination bezogen, während in der alten der folgende wilde Schluß ihr eine ganz andere Bedeutung giebt:

Freundlos, ohne Brüder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olymp konnt' ich erreichen;
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen;
Was ist neben Dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erster, edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darniederschlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir

Nachzuringen, gieb mir Flügel! Wagen,
Dich zu wägen! — Oder nimm von mir,
Nimm die ernste strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

Schon längere Zeit trug sich Schiller mit dem Gedanken eines epischen Gedichts Julian, in welchem die Contraste des Christenthums und Heidenthums sich unmittelbar berühren sollten. Er selber nahm — freilich nur für einen Moment — die Stellung Julian's ein, des „Romantikers auf dem Throne des Cäsaren", der, was poetisch war, auch für lebensfähig hielt.

Der Dichter der Anthologie, der Pantheist, findet den lebensvollen Gestaltenreichthum seiner Naturphilosophie in den mythologischen Bildern Griechenlands wieder; er vermißt ihn in der modernen Weltanschauung, wobei er freilich dem Christenthum Schuld giebt, was Newton und seine Nachfolger gethan haben. Die Wissenschaft, indem sie die Naturkräfte maß, hat der Kunst die schönste Basis entzogen; wenn der Dichter das bedauert, so darf man ihm das nicht verargen, denn ein Bedauern ist keine Widerlegung. Fr. Schlegel und unmittelbar nach ihm Schelling stellten 1799 im Namen der Poesie die Anforderung an alle Gewalten der Zeit, auch an die Religion, sie sollten eine Mythologie hervorbringen; so weit war Schiller nicht gegangen; daß aber der Kunst die lebendige Mythologie fehlte, hatte er schon 1788 lebhaft genug ausgesprochen. Auch hier trat die Romantik in seine Fußtapfen.

Der Dichter der „Freigeisterei", der „Resignation" u. s. w. empörte sich gegen den Geist des Mönchthums, welches die Naturkraft für Sünde ausgab. Wer wollte ihm darin nicht beipflichten, auch wenn er in manchen Punkten zu weit ging! Heilig soll die schöne, zu ihrem wahren Begriff geläuterte Menschlichkeit sein; der Dichter ist im Recht, das zu verlangen; und wenn er in einer großen Phase der christlichen Geschichte einen bittern Verfolgungskrieg gegen die schöne Menschlichkeit sieht, so wird der Kenner der Geschichte ihm darin nicht unrecht geben. Der Gott, den die meisten specifisch christlichen Schriftsteller sich ausmalen — auch jetzt noch, und wieder mehr als je! — ist in der That jener finstere Einsiedler, den Schiller mit Grauen und Entsetzen, ja mit

einem gewissen Mitleid vor seiner Größe anschaut, wie Posa den König Philipp. Glücklicherweise erschöpfen diese Theologen nicht den Begriff des Christenthums; schon in der Bibel finden wir ganz andere Bilder.

Der Dichter des „Liedes an die Freude" findet den christlichen Cultus zu finster und trübselig, wie es aus jenem spiritualistischen Princip zu begreifen ist, und stellt ihm den „Cultus der Freude" bei den Dionysosfesten entgegen. — Offenbar schwebt ihm hier die protestantische Kirche vor, denn auf den katholischen Cultus — namentlich in den romanischen Ländern, denen er eigen angehört — würde diese Polemik nicht passen: die römische Kirche hat Feste, die an Heiterkeit den griechischen nichts nachgeben. — Man kann ein guter Protestant sein, und das hohe Verdienst der Reformation um die Menschheit dankbar im Herzen tragen, und doch zugestehn, daß unser Gottesdienst weniger trübselig und weniger kopfhängerisch sein könnte. Der Bildersturm hat in der That manches Schöne weggeweht, und unser Gefühl geht mit der Renaissance — mit Rafael und Correggio, mit Ariost und Erasmus — nicht weniger als mit Luther und Calvin. Diese Gegensätze auszugleichen, ist die sehr schwere aber nicht unmögliche Aufgabe unserer Zeit. — Der Dichter hatte das Recht, dem Gefühl der Entbehrung Worte zu leihen.

Ein Dichter, den man mit Recht einen frommen nennt, Uhland, der im Sonntagslied so schön das religiöse Gefühl verherrlicht, hat in „Mönch und Schäfer" dieselbe Empfindung ausgesprochen. — Als der Schäfer über das Sterben der Natur im Winter trauert, antwortet ihm der Mönch: „Du klage nicht! was ist dein Weh? was, als ein schwerer Traum?" — bald kehrt der Frühling wieder: —

Dann steht das Kreuz, davor ich knie,
Im grünen Lenzgefild —
Doch ach! es grünt und blühet nie,
Trägt stets ein sterbend Bild.

Das ist doch im Grund dasselbe, was Schiller, freilich mit kräftigeren Worten, in den Göttern Griechenlands ausspricht.

Freilich sind die Götter Griechenlands — einige Gedichte von Goethe und Heine ausgenommen — das Stärkste, was die deutsche Dichtung über diesen Gegenstand geäußert hat, und wenn Stol-

berg sich darüber skandalisirte, so ist es kein Wunder. — Aber die modernen Frommen, die Männer der evangelischen Kirchenzeitung, sollten nicht zu schnell mit der Verurtheilung bei der Hand sein. — Goethe kein Christ! Schiller keiner! Herder, Wieland, Kant, Fichte, Jacobi, Schleiermacher, Schelling, Hegel u. s. w. u. s. w. — alles keine Christen! — Es ist schwer zu sagen, wer dann übrigbleibt von unsern Größen. — Der Hauptpastor Götze. — Im Eifer beweist man leicht zu viel.

Schon in jener Zeit fanden sich gemäßigtere Beurtheiler unter den Frommen.

„Gestern, schreibt Schiller 28. Mai 1789 an Körner, erhalte ich aus Winterthur eine Broschüre, worin die Götter Griechenlands von einem Pfarrer, und noch dazu einem schwärmerischen Christen, gegen Stolberg lebhaft vertheidigt sind. Er hat ganze Stellen aus der Schrift herbeigezogen und bewiesen, daß alles, was der Dichter an der griechischen Götterlehre schön und nachahmungswürdig fand, in der Person und Lehre Christi reichlich erfüllt sei. Er erklärt, daß er das ganze Gedicht bis auf den „heiligen Barbaren" rechtfertigen und unterschreiben wolle. Er findet, daß alles, was ich an den griechischen Göttern herausgehoben, das Bedürfniß einer edeln empfindsamen Seele sei — daß ich dieses aber in der reinsten Christenlehre noch schöner erfüllt gefunden haben würde. Ich werde mit einer Veneration behandelt, die ganz erschrecklich ist, und der Carlos wird der Stolz Germanias genannt. Es ist mir in dem Buch nahe gelegt, etwas endlich über die Sache zu sagen, und vielleicht thue ich es bei Gelegenheit dieses Buchs."

Aus einer solchen Untersuchung wäre wohl etwas Aehnliches herausgekommen, wie aus den Briefen über Don Carlos: der auf einer neuen Bildungsstufe angelangte Julian hätte unter dem Anschein der Rechtfertigung seinen Standpunkt wesentlich verändert; etwas Aehnliches hat Schiller in der That bei der neuen Ausgabe seines Gedichts versucht, die nun in aller Händen ist.

Bei der Revision seiner Gedichte für die neue Ausgabe (5. Mai 1793) schreibt er an Körner: „Ich fürchte, die Correctur wird sehr streng und zeitraubend für mich sein; denn schon die Götter Griechenlands, welches Gedicht beinahe die meiste Correction hat, kosten mir unsägliche Arbeit, da ich kaum mit funfzehn Strophen darin zufrieden bin." — 27. Mai. „Sobald die Götter Griechen-

lands segelfertig sind, sollen sie dir vorgelegt werden. Ich denke, du sollst gestehn, daß mich die Musen noch nicht verlassen haben, und daß die Kritik die Begeisterung nicht verscheuchte."

Dafür sprechen freilich die beiden Strophen, die neu hinzugekommen sind. Die erste resumirt nur, was in der alten Ausgabe zerstreut war:

Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus euerm heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne;
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Die zweite Strophe dagegen — an Stelle des ausgefallenen Schlusses gesetzt — giebt dem ganzen Gedicht eine neue Wendung.

Ja sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn:
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Ueber die tiefere Bedeutung dieser Ansicht für die deutsche Kunstgeschichte, über ihre bedingte Wahrheit und ihre bedenklichen Consequenzen haben wir uns schon früher (Literaturgeschichte, 4. Ausg. I. S. 187 ff.) ausgesprochen; es ist hier noch folgendes hinzuzusetzen.

Schiller bleibt insofern auf seinem alten Julianischen Standpunkt, als er behauptet: die griechische poetisch-religiöse Weltanschauung (d. h. dieselbe, welche der Dichter in der Freigeisterei der Leidenschaft, in der Resignation und im Lied der Freude im Gegensatz gegen den christlichen Spiritualismus postulirt, welche Julius in den philosophischen Briefen und den dahin einschlagenden Gedichten der Anthologie pantheistisch entwickelt, und welche nun die erste flüchtige Lectüre der griechischen Dichter als etwas einmal wirklich Gewesenes zu bestätigen scheint) — diese Weltanschauung ist schöner als die unsrige.

Aber sie ist noch schöner für uns als sie für die Griechen war, weil wir mit dem Genuß eines solchen Bildes zugleich den Genuß der Sehnsucht um dieses Bild empfinden, und weil es uns die Ferne verklärt hat.

Der wahre Genuß des Lebens — auch der Religion — ist nur im Bilde; nur das „Reich der Schatten" macht uns wahrhaft glücklich, denn es befreit die Seele und giebt ihr — durch den Abstand — das Gefühl des Erhabenen.

So hat der Dichter in seiner Bildung zwei neue Phasen erreicht.

1) Er hat die Bedeutung des freien Spiels (der Kunst) für das ideale Leben der Menschheit erkannt — wie er es erst in den „Künstlern", dann in den Briefen an den Herzog von Augustenburg ausspricht.

2) Er hat die Aufgabe der modernen — wie er sie nennt, sentimentalen, wie es uns geläufiger ist, romantischen Kunst, und ihre Berechtigung der griechischen gegenüber; er hat seine eigene Berechtigung Goethe gegenüber begriffen, und so das Thema der Abhandlung über Naiv und Sentimental vorausgenommen.

Aber der Werth eines Gedichts liegt nicht blos in dem Gedanken; und wenn auch in dieser Beziehung die Götter Griechenlands einen mächtigen Fortschritt in des Dichters Bildung darstellen, so ist dieser Fortschritt noch viel erfreulicher in der Form. Freilich hätte Schiller in der mythologischen Nomenclatur — die nicht immer ein sinnliches Bild enthält — sparsamer sein können; aber wie wird man für diesen Fehler entschädigt durch die prachtvollen Worte von langem Athem, denen sich aus den Gedichten der frühern Periode nichts, aus denen der spätern wenig an die Seite stellen läßt. Welcher Dichter hat dem Begriff so viel Farbe und Gestalt gegeben, als Schiller in dem folgenden Bild (wir citiren nach der alten Ausgabe): —

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit,
Nie gewahr des Armes, der sie lenket,
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur!

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Wir haben in der Geschichte seiner poetischen Bildung weit vorgegriffen; es ist Zeit, daß wir uns wieder nach dem wirklichen Leben umsehn.

Viertes Capitel.

Leipzig und Dresden.

1785—1787.

Daß ein Dichter von unbekannten Personen Zusendungen empfängt, Ausdrücke des höchsten Wohlwollens, vielleicht mit einer kostbar gestickten Brieftasche, kommt in unsern Tagen nicht selten vor: in Schiller's Leben machte eine derartige Zusendung aus Leipzig Epoche. Man wird es verstehn, wenn man sich in seine Lage versetzt.

Er trug das stolze Gefühl im Herzen, Großes geleistet zu haben und noch Größeres leisten zu können. Aber das ruhige Selbstgefühl, das allenfalls der äußern Anerkennung entbehren kann, war ihm durch seine abhängige Lage verkümmert worden. In Stuttgart geknechtet, in Bauerbach von einer gnädigen Frau beschützt, die obgleich Freundin doch immer die gnädige Frau blieb, in Manheim von Egoisten ausgebeutet, von dem rohen Theatervolk als Kamerad behandelt, von der eignen Familie als Thor angesehn, der seine sichere Versorgung aufgegeben hat und nun in Gefahr ist ein Landstreicher zu werden, und was noch dazu kam, selbst eine zu kritische Natur, um die eigene Unvollkommenheit nicht zuweilen bitter zu empfinden, bedurfte er nothwendig für seinen Glauben an sich selbst eines äußern Halts. Daher die Befriedigung über seine Aufnahme in die „Deutsche Gesellschaft" (zum großen Theil eine Gesellschaft von Dummköpfen), im Dec. 1784 über den Rathstitel, den ihm der Herzog von Weimar als wohlfeilste Belohnung für eine dramatische Vorlesung ertheilte.

Zwischen jene beiden Ereignisse fällt die Ankunft der leipziger Brieftasche, Juni 1784. Wiederum, was Schiller damals nicht wußte, eine Berührung des Pfades, den Goethe betreten. Goethe hatte in Leipzig bei dem Kupferstecher Stock radiren gelernt, die

beiden Mädchen desselben, Dora und Minna, hatte er oft auf dem Arm getragen; er war auch später mit der Familie in einiger Berührung geblieben. Minna, die jüngste, hatte die Brieftasche gestickt, Dora die Verehrer des Dichters im Schattenriß abkonterfeit, Minna's Bräutigam Körner hatte den Brief geschrieben und ein Lied Schiller's componirt, der vierte im Bunde war Huber, Körner's Freund und Dora's Anbeter.

Schiller hatte nichts Eiligeres zu thun als sämmtlichen Personen, bei denen es ihm darauf ankam, etwas zu gelten, die Sache in möglichst glänzenden Farben auszumalen: Dalberg, Fr. v. Wolzogen, den Eltern. Weniger eilig war es ihm mit der Antwort; sie verzögerte sich sechs Monate.

Nun erfolgte der Bruch mit dem manheimer Theater, die vergebliche Appellation an einen neuen Souverain, das Publicum, in der Thalia, und in Folge dessen in der allgemeinen Verstimmung der Entschluß, Manheim zu verlassen. Im April 1785 theilte er seine Stimmung den leipziger Freunden mit, sie schickten das nöthige Geld, ihn in Manheim loszumachen, und den 17. April 1785 war er in Leipzig.

Da Körner in Dresden war, traf er nur Huber und die beiden Mädchen, von denen er auf das herzlichste empfangen wurde. Huber war 1764 in Paris geboren. Sein Vater, ein geborner Deutscher, hatte während seines langen Aufenthalts in Paris eine gewisse literarische Rolle gespielt, seit 1766 gab er in Leipzig Sprachunterricht, hielt eine Pension, vermittelte den Ankauf von Gemälden, besorgte literarische Notizen in französische Journale u. s. w. Die Bildung des Sohnes war ganz französisch, er wurde körperlich verzärtelt und von der Mutter auf das kleinlichste beaufsichtigt: sie öffnete die an ihn gerichteten Briefe, versagte ihm alles Taschengeld und ließ ihn zuweilen durch Mägde beobachten. Auch Dora, fünf Jahre älter und viel gescheidter als er, scheint ihm nur eine gemäßigte Freiheit verstattet zu haben. Um sich einiges Taschengeld zu verschaffen übersetzte der junge Mann viel aus dem Englischen und Französischen und war in dieser Literatur sehr zu Hause. Zum großen Entsetzen seines in der classischen Schule aufgewachsenen Vaters interessirte er sich für Shakespeare und schwärmte für Schiller. — In einem Brief an Körner (21. April 1783), der von Freundschaft überquillt, sagt Huber (damals 19 Jahr alt): „Ich dächte, der beste unserer

dramatischen Schriftsteller müßte, wenn er Schiller gelesen, ausrufen, was Bourgognino in dem Enthusiasmus für Fiesco sagt: bin ich denn gar nichts mehr? Im Vergleich mit den Räubern ist im Fiesco die Sprache viel gleicher und erhabner, der Reichthum an Gedanken größer, das Interesse anziehender und unterhaltender ... und doch möcht' ich die riesenmäßige philosophische Idee, die Räuber zu schreiben, lieber gehabt haben als die Idee des Fiesco. Ich habe den Fiesco schon unendliche Mal gelesen, und habe mehrere Einwürfe gegen manches gehabt, aber wenn meine Kritik einige Zeit geruht hatte und gereift war, so fand ich, daß das künstliche Gewebe des Meisters nicht so geradezu dem flüchtigen Anfänger in die Augen springt, und vieles, was mir Fehler des Dichters schien, war nothwendiger Fehler des Charakters und wahre Schönheit des Dichters."

In Huber fand Schiller zwar einen warmen Freund und einen geistvollen Umgang, aber nicht den Halt, den er suchte. Huber's Lage war ebenso precär und sein Charakter noch unreifer; denn was bei Schiller nur Unfertigkeit war, zeigte sich bei Huber als organische Schwäche.

Anders wurde die Sache, als Körner im Juli nach Leipzig kam: der erste Mann, zu welchem der Dichter emporblickte. Körner, 2. Juli 1756 geboren, hatte sich nach einigen Reisen in Leipzig als Privatdocent habilitirt, bis er 1783 in das Consistorium nach Dresden berufen wurde und Anfang 1785 durch den Tod seines Vaters eine unabhängige Stellung erhielt. Hier lernte Schiller zum ersten Mal das Bürgerthum in seinen edlen Formen kennen. Schon äußerlich eine stattliche Erscheinung, voll Selbstgefühl und Pflichttreue, streng und milde zugleich, eisern in seinen Grundsätzen und doch liberal jeder Natur gegenüber, die er ehren konnte. Bei seiner unabhängigen Lage und der Gewissenhaftigkeit in seinen Geschäften wäre sein Leben, wenn auch ehrenhaft, im Laufe des Gewöhnlichen geblieben, wenn ihn nicht zugleich ein allseitiger und sehr lebhafter Bildungstrieb bestimmt hätte.

Am besten schildert er sich selbst in einem Brief an Schiller, 2. Mai 1785. „Mich verlangt nach interessanter Beschäftigung. Auf dem Punkt, wo ich stehe, wird mir der Genuß der größten Seligkeit verbittert, wenn ich mir bewußt bin, Zeit verschwendet zu haben, nicht etwas zu thun, wodurch man einen Theil seiner Schulden dem Glück abträgt. Und da thut mir's so wohl, daß

ich mich gegen einen Freund ergießen kann, der mich so ganz versteht, der mit echter Wärme an jeder begeisternden Idee theilnimmt, der mit mir empfindet, schwärmt, Pläne entwirft und Ideen zergliedert, so wie es der Gegenstand erfordert." „Meine ersten jugendlichen Plane gingen auf schriftstellerische Thätigkeit. Aber immer war mein Hang, mich dahin zu stellen, wo es gerade an Arbeitern fehlte. Die interessanteste Beschäftigung hatte für mich nichts Anziehendes mehr, sobald mir eine dringendere aufstieß. So flog ich von einer Gattung Wissenschaften zur andern. Meine Schullehrer hatten mir eine große Verehrung für Literatur eingeprägt — ich beschloß Autoren herauszugeben. Garve's und Platner's Vorträge erweckten in mir eine Neigung zur Speculation, und Vitam impendere vero wurde mein Wahlspruch. Um diese Zeit mußte ich mich für eine der drei Facultätswissenschaften bestimmen. Theologie würde mich gereizt haben, wenn nicht die Philosophie schon Zweifel in mir erregt hätte, wodurch mir die Sklaverei eines symbolischen Lehrbegriffs unerträglich geworden war. Die unangenehmen Situationen praktischer Aerzte verleideten mir die Medicin. Jurisprudenz blieb allein übrig. Ich wählte sie als Brodstudium und angebliche Beschäftigung, aber mir ekelte vor dem buntscheckigen Gewebe willkürlicher Sätze, die trotz ihrer Widersinnigkeit dem Gedächtniß eingeprägt werden mußten. Ich suchte philosophische Behandlung rechtlicher Gegenstände, Entwickelung allgemeiner Begriffe, pragmatische Geschichte von den Ursachen und Folgen einzelner Gesetze, und fand nirgend Befriedigung, als etwa bei Pütter im Staatsrecht, einem Fach, das ich gerade am wenigsten nach meinem Geschmack fand, weil ich mich durch zwanzig armselige Streitfragen durchwinden mußte, um zu einer fruchtbaren Idee zu gelangen. Fruchtbarkeit war es auch, was ich in einigen Theilen der Philosophie vermißte, und ich warf mich in das Studium der Natur nebst Mathematik und ihren Anwendungen auf die Bedürfnisse und Gewerbe der Menschen. Es war etwas Herrliches in dem Gedanken, das Feld dieser Wissenschaften zu erweitern, um dadurch die Macht des Menschen über die ihn umgebenden Wesen zu vergrößern und ihm neue Quellen von Glückseligkeit zu eröffnen. Dies bestimmte besonders meine Beschäftigungen in Göttingen in den Jahren 76 und 77. Ich kam nach Leipzig zurück, sollte Doctor werden, und gerieth dadurch auf einige philosophische Untersuchungen über das Naturrecht, die mich

ziemlich lange interessirten. Nun kam die Gelegenheit zu reisen. Sie kam plötzlich, und ich reiste unvorbereitet, ohne besondern Zweck. Ich hatte mir das Reisen überhaupt als etwas Wünschenswerthes gedacht, und anfangs war mein Gedanke, so viel Vortheil davon zu ziehen wie möglich. Aber dazu war ich zu sehr Neuling in der Welt. Ich verweilte bei einzelnen Gegenständen, die ich noch nicht gesehn und gehört hatte, und überließ mich zu sehr meinem Hange zum Nachdenken, um einen großen Vorrath von Erfahrungen und Kenntnissen einzusammeln. Ich brütete oft noch über Bemerkungen, die die Ereignisse des vergangenen Tages veranlaßt hatten, wenn ich auf einen neuen Gegenstand meine Aufmerksamkeit richten sollte." — 8. Mai. „Von meiner ersten Erziehung klebte mir lange Zeit der Gedanke an: der Künstler arbeite nur für sein und anderer Menschen Vergnügen. Eltern und Lehrer hatten sich so viel Mühe gegeben, den Hang zum Vergnügen bei mir zu unterdrücken, es war ihnen gelungen, durch eine Art von leidenschaftlicher, mönchsartiger Frömmigkeit mich so sehr zur Resignation zu gewöhnen, daß ich über jede Stunde, die ich ohne Vorwissen und Erlaubniß meiner Vorgesetzten mit irgend einer Ergötzlichkeit zugebracht hatte, Gewissensbisse fühlte und nie zufrieden war, als wenn ich eine beschwerliche und unangenehme Arbeit vollendet hatte. Es fehlte mir nicht an Gefühl für dichterische und musikalische Schönheiten, aber ich erlaubte mir nicht lange bei ihrem Genuß zu verweilen. Indessen entstand frühzeitig bei mir ein Ekel vor aller Mittelmäßigkeit in Werken der Kunst. Daher der Mangel an Trieb selbst zu arbeiten. Ich fühlte, wie viel es mich Anstrengung kosten würde, um mich einigermaßen zu befriedigen. Auch in der Folge, da ich schon freier und aufgeklärter dachte, hatte der Hang zu vielumfassender Wirksamkeit, verbunden mit dem Mangel an richtigen Begriffen über die erhabene Bestimmung der Kunst, mich blos auf solche Beschäftigungen eingeschränkt, die ich für unentbehrliche hielt, um die dringendsten Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen. Nur spät entstand bei mir der Gedanke, daß Kunst nichts Anderes ist als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich andern versinnlicht, sie zu sich emporhebt, den Keim des Großen und Guten in ihnen erweckt, kurz alles veredelt, was sich ihr nähert. Jetzt fehlt mir's nicht an Lust zu eigner Arbeit in dieser Gattung, aber an Hoffnung des Erfolgs; nicht an leisen Ahnungen glücklicher Ideen, aber an Vermögen sie dar-

zustellen. . . Hätte ich mich frühe der Musik ganz gewidmet, so würde ich etwas darin geleistet haben. Jetzt fühle ich zu sehr, was mir noch vom Studium darin fehlt, um das Ideal zu erreichen, wonach ich streben würde. Und nachholen läßt sich dieses nicht, wenigstens nicht beiläufig."

Das sind Züge einer Natur, die unter Umständen einem unerfreulichen Dilettantismus hätte verfallen können; wir werden in der That noch einige Male einem Anflug davon begegnen. Aber die Festigkeit des Charakters dominirte diesen Neigungen.

Die Freundschaft zwischen Schiller und Körner erreichte sofort einen hohen Wärmegrad; Huber trat bald bei beiden in Schatten. Die ersten Freundschaftsbriefe Schiller's machen keinen guten Eindruck; sie erinnern stark an die Lauraoden und sind stilistisch ausgearbeitet. Es ist das nicht Mangel an Gefühl, sondern eine sonderbare Eigenthümlichkeit Schiller's, wenn das Herz am vollsten war, in Rhetorik zu verfallen. Wir werden später noch einmal einem sehr auffallenden Beispiel begegnen. Am steifsten sieht die Allegorie aus, mit der er dem Freund bei seinem Hochzeitstag, 7. August 1785, gratulirt.

Körner fand bald Gelegenheit, seine Freundschaft durch die That zu bewähren. Schiller und Huber waren „auf dem Sand", und der Erste machte Körner, der in einer Buchhandlung Compagnon war, Propositionen zu einem Geschäft, für welches er Vorschuß wünschte. Körner's Antwort, 8. Juli 1785, verdient aufbewahrt zu werden.

„Ueber die Geldangelegenheit müssen wir uns einmal ganz verständigen. Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit, mir deine Bedürfnisse zu entdecken. . . . Kommt es blos darauf an, einige currente Ausgaben zu bestreiten, so ist vielleicht das hinreichend, was ich dir beilege, bis ich in vierzehn Tagen in Leipzig bin. Aber sobald du im mindesten in Verlegenheit bist, so schreibe mit der ersten Post und bestimme die Summe. Rath kann ich allemal schaffen. — Wenn ich noch so reich wäre und du ganz überzeugt sein könntest, welch' ein geringes Object es für mich wäre, dich aller Nahrungssorgen auf dein ganzes Leben zu überheben: so würde ich es doch nicht wagen, dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß du im Stande bist, sobald du nach Brod arbeiten willst, dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, dich außer Nothwendig-

keit des Brodverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im Geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn du im Ueberfluß bist."

Und weiter, 17. Juli: „So ist's recht, daß die Geldangelegenheit ganz unter uns durch Briefe abgethan ist. Ich hoffe, daß es nun keiner mündlichen Auseinandersetzung darüber bedürfen wird. Von jeher habe ich das Geld so gering geschätzt, daß es mich immer geekelt hat, mit Seelen, die mir theuer waren, davon zu reden. Es sollte mir weh thun, wenn du mir zutrauen könntest, daß ich einen Werth auf Handlungen legte, die Leuten von unserer Art blos natürlich sind. Nicht einen Augenblick habe ich gezweifelt, daß ich bei umgekehrten Verhältnissen eben das von dir zu erwarten hätte. Ich hoffe also nicht, daß du das jemals in Anschlag bringen wirst, wenn von dem, was wir einander sind, die Rede ist."

Die Briefe machen jede weitere Charakteristik unnöthig. — Körner's Hilfe war damit noch nicht zu Ende; mehrere Jahre später bezahlte er des Freundes Schulden, ohne ihm etwas zu sagen; Schiller erfuhr es erst, als er sich einmal an die Schuld erinnerte.

Die Sehnsucht trieb Schiller, der einige Monate in Gohlis zugebracht, schon im September 1785 nach Dresden; Huber folgte bald. Von jener Zeit bis zum Sommer 1787 haben wir wenig Zeugnisse; nur wenn Körner's auf einige Wochen verreisten, finden sich Briefe vor.

Wenn der innige Verkehr mit edlen und guten Menschen, die Liebe und Achtung für uns hegen, genügt, den Menschen zu beglücken, so konnte Schiller glücklich sein. Körner war ihm viel mehr, als man gewöhnlich angiebt. Daß er als liebevoller Kritiker, der ganz in die Eigenthümlichkeiten des Dichters einging, Schiller's poetische Entwickelung förderte, war viel werth; ungleich wichtiger aber war sein Einfluß auf den Menschen. Erst wenn man einen andern Menschen recht innig achten kann, lernt man in sich selbst die Menschheit ehren. In den Briefen aus Weimar und in den Schöpfungen jener Zeit ist Schiller ein ganz anderer geworden.

Schiller entwickelte sich aus der empfindsamen Stimmung des Don Carlos heraus, er suchte einen Posa, Körner wurde ihm Posa; wie sehr er es wurde, werden wir später sehen. Julius suchte sich

seiner schwärmerischen Theosophie zu entwinden, er suchte seinen Raphael, Körner wurde sein Raphael; er wurde es so sehr, daß er die Briefe Raphael's selbst schrieb, die man lange Zeit als eine neue Wendung in Schiller's Philosophie angenommen hat. Und so trat ihm in allem, was er trieb, Körner mit überlegener Bildung entgegen. Er liebte und ehrte im Freunde den Genius, aber er war sein Mentor und mitunter ein recht schroffer Mentor.

Schiller war doch nicht ganz glücklich; er wurde geliebt, aber er war seinen Freunden nicht alles, und das will der Mensch doch sein. Einzelne Stellen in seinen Briefen deuten schon auf so etwas hin, z. B. 30. Dec. 1786. „Hoffentlich wird jetzt bald die Rede von eurer Zurückkunft sein; einestheils verdrießt es mich, daß ich die Freuden meines Lebens so sehr von euch abhängig gemacht habe, und nicht einmal einen Monat mehr durch mich allein ganz glücklich existiren kann. Lieber Gott, wie wird das noch werden! Alle Einförmigkeiten unserer bisherigen Existenz fangen an, mir nothwendig zu werden und ich fühle, daß ich vielleicht sehr ungerecht war, mich nach Zerstreuung zu sehnen. Eine Schuld freilich müßt ihr mir erlauben auf das erbärmliche Aequivalent zu schieben, das ihr mir in Dresden gelassen habt. Ich hoffe, daß meine Wünsche — in Kalbsrieth — einige Zeit länger unentschieden bleiben werden. — Zu meinem Leben und Wirken seid ihr mir unentbehrlich geworden, ich bin sehr wenig oder nichts. Ich bin Huber nichts und er mir wenig. Die Feiertage haben mich vollends verdorben. Es ist so etwas Hergebrachtes, daß an diesen Tagen alles Feierabend machen soll. Das Vergnügen ist an diesen Tagen eine Art von Arbeit und Bestimmung. Dieses dunkle Gefühl hat mich am Schreibtisch verfolgt und ich mußte ausgehn. Aber immer kam ich unbefriedigt und leer zurück. Würdet ihr wohl an unserer Stelle euch ebenso nach uns zurücksehnen? Wird mein Bild nicht früher bei euch erlöschen, als das eurige bei mir? Ich fürchte es beinahe, denn bis diese Stunde war unsere Theilung sehr ungleich. Ich habe euch ganz genießen, euch ganz durchschauen und fassen können, aber meine Seele war für euch von trüben Stimmungen umwölkt. Ihr wart mir so viel und ich euch noch so wenig — nicht einmal das, was ich fähig sein könnte euch zu sein. Ich bin heute sehr traurig durch die Erinnerung an euch — an eine böse Schuld, die ich euch noch nicht abgetragen zu haben fühle."

Ein Brief fixirt freilich nur die Stimmung eines Moments, aber der Moment weist auf etwas Allgemeines hin und wer das menschliche Herz überhaupt kennt, wird auch jenen Brief verstehn. Körner verstand den Freund wirklich nicht ganz. Er liebte in ihm den Genius und idealisirte ihn sich; um seinen Schwingen freien Raum zu geben, wollte er ihm die kleinen Sorgen des Lebens ganz unvermerkt entfernen, er wollte ihn behandeln, wie man Tasso in Ferrara behandelte. Daß hier ein Mißverständniß obwaltete, trat in den folgenden Jahren hervor.

Schiller suchte ein „Aequivalent,“ er stürzte sich in Dresden in eine Leidenschaft: nach Körner's Zeugniß, das hier das einzige ist, war das schöne Fräulein von Arnim seiner nicht würdig. Da die Leidenschaft höchstens ein halbes Jahr dauerte und nicht die geringste Spur hinterließ, so wird sie wohl nicht so gefährlich gewesen sein.

Ein anderes Aequivalent war das genannte in Kalbsrieth. Frau von Kalb, die geistreiche Dame, welcher der arme Theaterdichter in Manheim seine Poesien vorlesen durfte, hatte den Briefwechsel mit ihm fortgesetzt, die Ferne hatte ihr Bild verklärt; Schiller erwartete nur einen Wink von ihr, und als dieser im Sommer 1787 erfolgte, riß er sich von Körner's los und ging nach Weimar.

Körner sah die Reise gern. Er hoffte in Frau von Kalb eine Königin Elisabeth für Don Carlos zu finden; er hoffte von dem Umgang mit den weimarer Größen eine günstige Einwirkung auf des Freundes Bildung, dem frische Eindrücke sehr nöthig waren. Und doch sah er ihn ungern gehn, denn er liebte ihn herzlich und die Verdrießlichkeit seiner nächsten Briefe ist nur eine Maske der Sehnsucht. Körner's Freundschaft war eifersüchtig und wie alle Eifersucht etwas despotisch.

Es war für Schiller im Ganzen gut, daß er ging. Die mächtige Einwirkung Körner's hatte sich bereits bei ihm durchgesetzt, nun aber mußte er frei werden und mit eigenen Kräften, die jetzt gestählt waren, mit dem Leben kämpfen. Wenn er noch häufig unmuthig wurde und den Unmuth stets in die Seele des treuen Freundes ausschüttete, der ihn mit kräftigen Worten aufrichtete, so lag doch ein geheimes Behagen in dem Gefühl, nicht unbedingt abhängig von ihm zu sein. Diese Mischung des Gefühls spricht sich am deutlichsten in einer Stelle aus 22. Sept.

1787: „In deinem nächsten Briefe, Lieber, erwarte ich einen gefaßten muntern Ton, Kleinmuth kannst du allenfalls mir vergeben, ich dir schon weniger, denn du bist von jeher männlicher gewesen."

„Es giebt für mich, schreibt Schiller aus Weimar 8. August, kein gewisseres und höheres Glück in der Welt mehr, als der vollständige Genuß unsrer Freundschaft, die ganze unzertrennbare Vermengung unsers Daseins, unsrer Freuden und Leiden. Wir haben dies Ziel noch nicht erreicht, aber ich denke, wir sollen es noch erreichen. Welchen Weg ich dazu einschlagen werde, wird der Gegenstand meiner folgenden Briefe sein; ich bin darüber mit mir einig, aber ich muß dir's und den andern erst abgewinnen, wenn ich meine Ideen euch mittheilen darf. Der Anfang und der Umriß unserer Verbindung war Schwärmerei, und das mußte er sein; aber Schwärmerei, glaube mir, würde auch nothwendig ihr Grab sein. Jetzt muß ein ernsthaftes Nachdenken und eine langsame Prüfung ihr Consistenz und Zuverlässigkeit geben. Jedes unter uns muß dem Interesse des Ganzen einige kleine Leidenschaften abtreten, und eine herzliche Liebe für jedes unter uns muß in uns allen die erste und die herrschende sein. Seid ihr hierin mit mir einig? Wohl. So versichere ich Euch, daß es die Grundlage aller Vorkehrungen sein wird, die ich jetzt für mein künftiges Leben treffe."

Es ist deutlich: unter den Beweggründen, die Schiller nach Weimar trieben, war nicht der kleinste das Bedürfniß, einmal selbständig zu sein.

Fünftes Capitel.

Don Carlos.

1783—1788.

Die erste Idee zum Don Carlos war dem Dichter durch Dalberg gegeben. Noch von Stuttgart aus — 15. Juli 1782 — schreibt er an diesen, Don Carlos werde eines der nächsten Sujets sein, die er bearbeiten wolle. Doch erst in Bauerbach wurde ernsthaft Hand daran gelegt, und das Klima von Bauerbach, das wir bereits angedeutet haben, war bestimmend für die erste Conception des Stücks, welches in seiner vollständigen Entwickelung eine nicht unbedeutende Periode der eigenen Geschichte des Dichters umfaßt und versinnlicht. Dieses Klima anschaulich zu machen, sind einige Briefe an den Freund und spätern Schwager Reinwald am geeignetsten: wir treffen zwar dieselben Gedanken, ja dieselben Redewendungen an, wie in den Lauraoden und „Julius und Raphael"; aber neu ist ihre Beziehung aufs Drama. 27. März 1783: „Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Conradin und Maria Stuart los zu sein, habe ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen auf einen Don Carlos zu. Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen giebt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung verunglückt, eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, eines grausamen, heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba sollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken

hat, die große Staatspersonen behandeln.“ Indem er ihn um Rath wegen der Quellen bittet, heißt es weiter: „Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen, und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüthes, wenn ich so reden darf, verfälscht, und das sonst reine Instrument meiner Empfindungen verstimmt. Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoffe ich, aufs neue in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir auf einigen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen und meine Muse halbwegs nach dem Kocytus wieder einholen.“ 14. April, „In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich an Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. — Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts Anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes. Ich will mich erklären. Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsere Empfindungen und unsere historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unserer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisches und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechselung der Wesen? oder die Anschauung unsrer selbst in einem andern Gase? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig wie den Wurm, der ihn unwissend lobt. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut; sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem

Spiegel, zurückgeworfen, und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich auszudrücken — so wie eine Leibnitzische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einem Cirkel auszuführen, hieße nichts Anderes, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hineinzuschlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kusse bis zur innigsten Umarmung, — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens? Jetzt war ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und platonische Liebe nur eine Verwechselung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaften sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. — Unsere Empfindung ist also Refraction, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. — Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsinnigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück

und Unglück genießen wir in größern Dosen, als welchen wir nicht lieben und doch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessing's Emilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Nun eine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen. — Nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeare's Hamlet die Seele, — Blut und Nerven von Leisewitz' Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos auch für das Theater verloren geben — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen." — —

Auf die Theorie dieser Briefe einzugehn, wäre unnöthig; Schiller hat in seinen reifern Werken mit Recht die entgegengesetzte Ansicht verfolgt. Wir lernen nur daraus, daß Don Carlos der ersten Anlage nach weit mehr als die drei frühern Stücke ein Drama der Stimmungen war, daß es dem Dichter darauf ankam, in der Seele seines Helden seine eigne Seele auszuschütten: seine Schwärmerei für Liebe und Freundschaft, seinen Abscheu aller inhumanen Convenienz. Darin steht es auf einem Boden mit der Theosophie des Julius und mit den Gedichten der Anthologie.

Nun kehrte er wieder nach Manheim zurück, und das theatralische Interesse machte sich wieder geltend. Dalberg konnte er mit seinen platonischen Schwärmereien nicht kommen, der Intendant erwartete etwas Reelles, und wenn es dem diplomatischen Dichter zunächst darauf ankam, seinen Plan dem Gönner begreiflich zu machen, so war eine innere Umwandlung des Plans davon nicht zu trennen. Hatte er gegen Reinwald seine Idee

übermäßig in die Höhe geschraubt, so suchte er sie nun möglichst herabzustimmen.

„Ich bin, schreibt er an Dalberg 7. Juni 1784, mehr als jemals über mein neues Schauspiel verlegen. Woher ich Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes historisches Stück, vorzüglich meinen Carlos zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Gesicht bekommen und groß befunden hat. Freilich ist ein gewöhnliches bürgerliches Stück, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemalen von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau, und ein Stück, wie dieses, erwirbt dem Dichter, und auch dem Theater, dem er angehört, schnellern und größern Ruhm als drei Stücke wie jenes. Von E. E. erwarte ich einen ernsten Rath zu meiner letzten Entschließung, welches Sujet ich wählen soll? Carlos würde nichts weniger sein als ein politisches Stück — sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause, und die schreckliche Situation eines Vaters, der mit seinem eignen Sohn so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt und endlich aufgeopfert wird, müßten, denke ich, höchst interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden."

24. August. „Ich habe gegenwärtig meine Zeit zwischen eigenen Arbeiten und französischer Lecture getheilt. Warum ich das Letztere thue, werden E. E. gewiß billigen. Fürs Erste erweitert es überhaupt meine dramatische Kenntniß und bereichert meine Phantasie, fürs Andere hoffe ich dadurch zwischen zwei Extremen, englischem und französischem Geschmack, in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen. Auch nähre ich eine kleine Hoffnung, der deutschen Bühne mit der Zeit durch Versetzung der classischen Stücke Corneille's, Racine's, Crebillon's und Voltaire's eine wichtige Eroberung zu verschaffen. Carlos ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein

so fruchtbares Feld, und für mich, möcht' ich sagen, da ist; da ich in diesem Fach größer und glänzender erscheinen, und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. — Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird. — Auf diesen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit, und glaube gewiß, daß ich in dieser Zeit hier einbringen werde, was mich eine beinahe jahrelange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüstete, hat versäumen machen. Durch mich allein wird und muß unser Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Timon und einige französische sind. Nach dem Carlos gehe ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß. Auch dieses ist ein unermeßliches Feld für mich."

Welches tragische Moment in jener Periode im Carlos am meisten hervortreten mußte, ergiebt sich aus den manheimer Zuständen. Eine „miserable Leidenschaft" im Herzen, wie er sich später gegen seine Braut ausdrückte (es war das schöne Käthchen Baumann, seine Amalia in den Räubern), hin und wieder noch mit Gedanken an Lotte Wolzogen, von Mademoiselle Schwan bald angezogen bald abgestoßen; endlich im intimsten Verhältniß zu einer höchst geistvollen verheiratheten Frau, der ersten, die ihm an Bildung überlegen war und seiner Seele eine höhere Stimmung gab: — welche glückliche Studien für die Eboli und die Königin! Frau v. Kalb wurde seine Elisabeth und dadurch erhielt diese Figur selbst einen idealischeren Schwung; aber wenn seine „miserabeln Leidenschaften" auch mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit spielten, so zeigt die große Scene der Eboli, theatralisch die dankbarste des Stücks, doch einen gewaltigen Fortschritt gegen die Imperiali und die Milford. Indem Elisabeth's Gestalt immer idealere Formen annahm, erhob sich der Dichter allmälig auch über sein ursprüngliches Ebenbild, den jungen Prinzen, dessen Temperament und poetische Empfänglichkeit größer war als sein Charakter. Charlotte oder Elisabeth verdiente einen höher entwickelten, einen uneigennützigen Freund, der ihr

eigentliches Leben verstand. Ursprünglich war das Verhältniß wohl wie in der „Freigeisterei der Leidenschaft“ aufgefaßt: die Natur sollte das unheilige Band zwischen dem greisen Philipp und Elisabeth verleugnen, dieses Werk der Staatsklugheit und der Bigotterie. Dann aber läuterte sich die Flamme der Leidenschaft, sie sollte zu einem Mittel werden, den Staat, die Menschheit zu befreien. Was aber die Königin an Würde gewann, mußte sie ihrer Nebenbuhlerin an Frische abtreten.

Der erste Act war fertig, Schiller erhielt die Erlaubniß, ihn in Darmstadt dem jungen Herzog von Weimar vorzulesen und in Folge dieser Vorlesung 27. Dec. 1784 den Titel eines weimarischen Raths. Gleich darauf erschien der erste Act, allerdings nur fragmentarisch, die einzelnen großen Scenen durch prosaische Berichte miteinander verbunden, in der Thalia (März 1785), mit einer feurigen Dedication an den Herzog von Weimar. In der spätern Ausgabe des Drama's mußten diese formlosen und weitschweifigen Scenen sehr zusammengedrängt werden, es blieb aber noch genug stehn, was zu dem Weitern nicht stimmen wollte.

Den 22. Februar 1785 schreibt er an die leipziger Freunde, indem er seine Ankunft anzeigt: „den Don Carlos bringe ich, in meinem Kopfe nämlich, zu Ihnen mit, in Ihrem Zirkel will ich froher und inniger in meine Laute greifen. Seien Sie meine begeisternden Musen, lassen Sie mich in Ihrem Schoße von diesem Lieblingskinde meines Geistes entbunden werden.“ —

Der Verkehr mit Körner gab dem Stück eine neue Richtung: aus der Verherrlichung der jugendkräftigen Leidenschaft wurde die Verherrlichung der Idee, welche die Leidenschaft zur Entsagung treibt. Der Stoff blieb, die Idee des Stücks wurde eine andere. — Zuerst war es nur Kabale und Liebe in einer höhern Sphäre: die Herrlichkeit eines Weltstaats, die Inquisition, das Geheimniß, das jene Begebenheit einhüllte, gab dem Familiendrama einen höhern poetischen Reiz; der Prinz und die Königin sind die Opfer dieser unmenschlichen Zustände. Dann erwacht im Dichter der historische Trotz, die niederländische Rebellion kommt seiner Phantasie zu Hilfe, und er findet einen Träger des Freiheitsgedankens am spanischen Hofe selbst. Posa steht schon im St. Real, aber nur als episodische Figur: in dieser neuen Periode drängt er den schwächern Carlos so in den Hintergrund, daß auch die Königin ihre Liebe auf ihn überträgt.

Hingebende Freundschaft eines genialen aber unreifen Jünglings zu einer höher entwickelten, stärkern, männlichen Natur, das war ein Gefühl, das Carlos Schiller erst jetzt kennen lernte. An Körner richtete sich der Dichter auf, wie Carlos an Posa; Posa war jeder Aufopferung fähig wie Körner; der eine bestimmte den Freund zum Welterlöser, der andere zum Dichter; beiden mußte Elisabeth-Charlotte als Hebel dienen, das Ideal in der Brust des Freundes wach zu rufen; und machte Schiller vielleicht die Entdeckung, daß die Freundschaft eines stärkern Willens etwas Despotisches hat, auch an Körner? — Wir werden sehn.

Die erste Anlage des Stücks, wie sie in Bauerbach concipirt wurde, ist in den drei ersten Acten festgehalten, die 1785 — 1786 in der Thalia erschienen. Das Gedruckte sandte Schiller 24. Mai 1786 an Wieland*); bald darauf (12. Sept.) wandte er sich an den großen Schröder, der zwar Schiller's Neuerungen im Ganzen sehr mißbilligte, aber sein großes Talent anerkannte und sich für die Fragmente des Don Carlos interessirte.

„In Manheim habe ich beinah allen Enthusiasmus für das Drama verloren. Jetzt fängt er wieder an in mir aufzuleben, aber mir graut vor den gräßlichen Mißhandlungen auf unsern Bühnen. Mit ungeduldiger Sehnsucht habe ich bisher nach derjenigen Bühne geschmachtet, wo ich meiner Phantasie einige Kühnheiten erlauben darf und den freien Flug meiner Empfindung nicht so erstaunlich gehemmt sehn muß. Ich kenne nunmehr die Grenzen recht gut, welche bretterne Wände und alle nothwendigen Umstände des Theatergesetzes dem Dichter vorschreiben, aber es giebt engere Grenzen, die sich der kleine Geist und der dürftige Künstler setzt, das Genie des großen Schauspielers und Denkers aber überspringt. Von diesen Grenzen wünschte ich freigesprochen zu werden, und darum ist der Gedanke mir so willkommen, durch

---

*) „Herrn Schiller's größter Fehler, schreibt Wieland 8. März 1785, — ein Fehler, um den mancher deutscher Schriftsteller ihn zu beneiden Ursache hat, — ist nur, daß er noch zu reich ist, zuviel sagt, zu voll an Gedanken und Bildern ist, und sich noch nicht genug zum Herrn über seine Einbildungskraft und seinen Witz gemacht hat. Sein allzu großer Ueberfluß zeigt sich auch in der Länge der Scenen: ich erschrecke, wenn ich überrechne, wie groß sein Stück werden und wie lang es spielen muß, da der erste Act schon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen, wenn es genug ist, und aufhören können, auch das ist schon eine große Kunst."

eine genauere Verbindung mit Ihnen ein Ideal zu realisiren, das ich ohne Sie ganz verloren geben muß. Wenn ich mir schmeicheln kann, daß Sie mir hierzu die Hände bieten wollen, so sollen alle meine Stücke für Ihre Bühne bestimmt sein und ich werde sie unter dieser Aufsicht mit um so größerer Begeisterung schreiben. Mein Don Carlos, der zu Ende dieses Jahres fertig wird, ist einer theatralischen Ausführung fähig und ich bin gegenwärtig schon beschäftigt ihm diese Gestalt zu geben... Ein anderes Stück, das ich schon jahrelang im Kopf getragen, wird zu Anfang des nächsten Jahres fertig sein. Es heißt der Menschenfeind, hat aber mit dem Shakespeareschen Timon keinen Berührungspunkt als den Namen."

In seiner Antwort forderte Schröder ihn auf, sich unter sehr günstigen Bedingungen ganz nach Hamburg überzusiedeln. Schiller erwidert 18. Dec. ausweichend; die Gründe die er angiebt, sind kaum stichhaltig: „Bei guten Bühnen hat man auf das Locale nicht so viel Rücksicht zu nehmen. Eine gewisse Fertigkeit oder Fühlbarkeit für das, was in Schauspielen wirkt, die ich in Manheim und auch hier zu erlernen Gelegenheit hatte, wird bei mir diesen Mangel an Localkenntniß ziemlich ersetzen. Außerdem glaube ich überzeugt zu sein, daß ein Dichter, dem die Bühne, für die er schreibt, immer gegenwärtig ist, sehr leicht versucht werden kann, der augenblicklichen Wirkung den dauernden Gehalt aufzuopfern, vollends wenn er in meinem Fall ist und noch über gewisse Regeln und Manieren sich nicht bestimmt hat. Und dann gewinnt mein Enthusiasmus für die Schauspielkunst sehr, wenn ich mir die glückliche Illusion bewahren kann, welche wegfällt, sobald Coulissen und papierne Wände mich unter der Arbeit an meine Grenzen erinnern. Besser ist es immer, wenn der erste Wurf ganz frei und kühn geschehn kann und erst beim Ordnen und Revidiren die theatralische Begrenzung und Convenienz in Anschlag gebracht wird. — Nun muß ich mir Nachricht ausbitten, ob ich Don Carlos in Prosa für Ihre Bühne verwandeln muß; mir macht es eine Mühe mehr, aber eine angenehme Mühe, weil sie mir den Erfolg sichert."

„Willst du wissen, schreibt er an Körner 30. Dec., wie weit ich in meiner Arbeit gekommen bin? Mitten in der letzten Scene des Marquis mit der Königin, die du ja kennst. Jetzt fängt es an sehr interessant zu werden, aber ich zweifle, ob meine

Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsschlag dieser Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieser Arbeit durchdrungen sein sollte. Ich habe keine Zeit sie abzuwarten. Wissentlich muß ich mich übereilen. Dein Herz wird kalt bleiben, wo du die höchste Rührung erwartet hättest. Hier und da ein Funke unter der Asche, und das ist alles."

Wie man geschäftlich verkehrt, hatte er mittlerweile gelernt; er war nicht mehr der unerfahrne Diplomat von 1782. Dem Director Großmann in Frankfurt schreibt er 5. April 1787: „Sie verlangen meinen Carlos, Sie sollen ihn haben. Die Edition ist zwiefach fürs Theater entworfen, eine in Jamben, die andere in Prosa. Welche verlangen Sie? Don Carlos, den ich drucken lasse, wird 26 Bogen stark; aber der theatralische, der mir gedruckt werden wird, wird den Umfang des Fiesco haben. Bondini und Koch aus Riga haben mir 100 Thlr. dafür bezahlt. Zwölf Ducaten ist es, was ich unter Ihnen und mir für billig halte. 14 Tage nach Empfang Ihrer Antwort kann der Carlos in Ihren Händen sein." — An Schröder, der ihm 21 Louisd'or bezahlte, konnte er die Bearbeitung erst den 13. Juni senden. „28 gedruckte Bogen auf so viel als Sie hier erhalten zu reduciren, war so leicht nicht, vollends wenn ich gewissen Rollen wenig abschneiden wollte, wie z. B. beim Philipp geschehen ist. Ich habe mich bei den andern Theatereditionen, die zum Theil schon verschickt sind, so ungeschickt als möglich aus der Schlinge gezogen, aber was ich für Sie machte, sollte reif und gedacht sein; darum verschob ich Ihren Carlos bis zuletzt. — Sollte das Stück in seiner jetzigen Gestalt noch zu lange spielen, so habe ich mit rother Kreide diejenigen Stellen bezeichnet, die ich lieber als andere aufopfere. Sie treffen meist declamatorische, die ohnehin oft die Kunst des Schauspielers und die Geduld des Publicums in Verlegenheit setzen." Dringend fordert er ihn auf, die Scene des Großinquisitors nicht zu streichen, da sie für die Tendenz des Stücks von Bedeutung sei, und giebt ihm außerdem mehrere theatralische Anweisungen, die sich zwar dem ersten Schauspieler Deutschlands gegenüber fast so wunderlich ausnehmen, als die Anleitung zur Intrigue an Dalberg, die aber doch zeigen, wie ernsthaft er auch über diese Seite seiner Kunst nachgedacht hatte.

Schiller stand jetzt an einem Wendepunkt seines Schicksals.

Wäre er dem Ruf Schröder's gefolgt, so hätte er sein dramatisches Geschäft auf das eifrigste fortgesetzt, sein Genius würde eine bestimmte Richtung erhalten haben und wahrscheinlich in der Hauptsache die in den ersten drei Stücken im Keim enthaltene Anlage vollkommener ausgebildet haben. Wenn es in Deutschland einen Mann gab, von dem er für seine Kunst etwas lernen konnte, so war es Schröder. Freilich ist sehr die Frage, ob das gute Verhältniß bei der eisernen despotischen Natur Schröder's lange fortgedauert hätte. Wäre es geschehen, so hätte die ganze deutsche Literatur eine andere Richtung genommen.

Statt dessen ging er nach Weimar, mit Aussichten, von denen sich zunächst keine realisirte. Das nächste Resultat dieses Aufenthalts war, ihm seinen poetischen Beruf zweifelhaft zu machen und ihn thatsächlich auf sieben Jahre (nur zwei Gedichte ausgenommen, denn der Geisterseher und der Menschenfeind zählen nicht mit) von der ausübenden Poesie zu entfernen. Wenn manche philosophische Kritiker seinen Uebergang zum Kantianismus, zur Antike u. s. w. für eine innere Nothwendigkeit ausgeben, so ist das sehr gewagt. Weiter auf dieses Feld der Möglichkeiten einzugehen, wäre ein müßiges Geschäft.

In der ersten Periode des weimarer Aufenthalts übte Wieland den größten Einfluß auf ihn aus. „So viel sehe ich offenbar, schreibt Schiller 28. Juni, daß er mich vor den meisten schriftstellerischen Menschen unseres Deutschland auszeichnet und hohe Erwartungen von mir hegt. Mit meinen bisherigen Producten ist er übel zufrieden, wie er mir aufrichtig gestebt; aber er versichert mir, daß er nie daran gezweifelt habe, ich könnte und würde ein großer Schriftsteller werden; sein Urtheil über mich ist so ziemlich das unsrige. Ich habe, sagte er, eine starke Zeichnung, große und weitläufige Compositionen, ein lebhaftes Colorit, aber nicht Correction, Reinheit, Geschmack. Delicatesse und Feinheit vermißt er auch in meinen Producten. Es kommt nun darauf an, ob der Carlos ihm beweisen wird, daß ich diesen mangelnden Attributen näher gekommen bin."

Die Antwort war sehr ungünstig; Wieland sagte ihm gar nichts. „Wie er übrigens vom Carlos urtheilen mag (18. August), kann ich aus andern Umständen zusammensetzen. Gotter hatte das Stück nach der jambischen Theateredition in einer Gesellschaft, wo auch Wieland war, vorgelesen. Wie ich den andern Tag von

ihm erfuhr, so hat just die erste Hälfte, von der Geschichte des Marquis, Wirkung gethan, die andere keine oder eine widrige. Gotter behauptet mit Eifer, daß diese zweite Hälfte und die ganze Aufopferungsgeschichte des Marquis durch Dunkelheit der Exposition, durch Unwahrscheinlichkeit von Seiten des Königs, durch das geschwächte Interesse an Carlos u. dergl. ganz verloren ginge. Urtheile aus diesem Pröbchen, was ich mir von dem übrigen Publicum versprechen darf." — „Die Scene Philipp's mit dem Marquis würde er vielleicht gar nicht berührt haben, wenn er sie nicht getadelt hätte: sie wäre in Philipp's Charakter unmöglich. Die Scene des Marquis mit der Königin erwähnte er auch nur in so fern als er sagte, es verdrieße ihn, daß die Königin den Marquis um seines Opfers willen tadele. Als ich ihn auf die wahre Ursache aufmerksam machen wollte, zeigte sich, daß er nichts davon geahnt hat. (Beiläufig ging es Frau v. Kalb ebenso.) Er verwarf aber ganz, was ich damit wollte."

„Nun mußt du freilich hinzusetzen, daß Gotter mich schon seit Jahren haßt u. s. w., daß er den Carlos nicht einmal durchaus verstand, wie sich nachher erwiesen hat — aber unangenehm war mir doch immer, meinem Text allemal einen Commentar beifügen zu müssen, und Gotter und Wieland haben sich, wie ich aus allem abnehmen muß, in manchen Fällen und Urtheilen darüber begegnet, aber ich muß bei dem letztern auf die alltäglichsten Einwendungen gefaßt sein. Du wirst dir wohl vorstellen, daß ich nicht sehr begierig bin, Urtheile über den Carlos zu hören oder zu beantworten, die aus diesem Gesichtspunkt herfließen. Mein Urtheil über das Stück ist bestimmt und weil ich meine Billigkeit fühle, so fürchte ich, daß Wieland bei dieser Gelegenheit in meiner Idee sinken wird." In Folge dieser Spannung sahen sich die Beiden sechs Wochen nicht. Mittlerweile erschien im Septemberheft des Merkur Wieland's Recension des Carlos. „Es ist Einiges gut darin gesagt," bemerkt Schiller und setzt den 14. Oct. in seiner gewöhnlichen sanguinischen Art hinzu: „Mit Wieland bin ich ausgesöhnt. Ich mußte ihm nach allen Regeln der Höflichkeit wegen seiner Anzeige im Merkur etwas sagen, worauf es sich ohne Erklärung sehr natürlich ergab, daß wir uns doch näher wären. Er sagte mir viel Gedachtes und Schmeichelhaftes über mich selbst; unter anderm warnte er mich, weniger verschwenderisch in meinen Stücken zu sein, damit ich mich nicht ausgebe. Aus

dem Carlos, sagte er, hätte ich drei wichtige Stücke machen können. Er ist jetzt überzeugt, daß das Drama mein Fach ist; ich bin es noch nicht."

„Herder hat mir viel Schönes und Geistvolles über den Carlos gesagt; er hat äußerst viel auf ihn gewirkt, aber die drei ersten Acte findet er mehr neu und mehr ausgearbeitet, als die letzten." Also dasselbe Urtheil, welches ihn bei Gotter so sehr entrüstet hatte!

Diese Aufnahme des Don Carlos machte ihn an sich selbst irre, obgleich die Ausgabe noch in demselben Jahr verkauft war. Auch was er über die Aufführungen hörte, war nicht geeignet, ihn zu trösten. — An Körner schreibt er 25. April 1788: „Von Manheim habe ich Nachricht, daß der Carlos dort gegeben worden, aber bei weitem das nicht gethan hat, was man von ihm erwartete. Dalberg setzt es in die verfehlte Einheit und in die Unverständlichkeit des Plans. Beck klagt die Chikane der Direction und das äußerst schlechte Spiel gewisser Schauspieler an. Etwas mag freilich von Außendingen bewirkt worden sein." — An Schwan, 2. Mai: „Große Erwartungen habe ich mir überhaupt von keiner Vorstellung des Carlos gemacht, und ich weiß auch warum. Es ist nicht mehr als billig, daß sich die theatralische Göttin für die wenige Galanterie, die mich beim Schreiben für sie beseelte, an mir gerächt hat. Indessen wenn mein Carlos auch ein verfehltes Theaterstück ist, so halt' ich doch dafür, daß unser Publicum ihn noch zehnmal wird aufführen sehn können, ehe es das Gute begriffen und ausgeschöpft hat, was seine Fehler aufwiegen soll. — Indessen höre ich, daß die zweite Vorstellung besser ausgefallen sei als die erste. . . Uebrigens kann niemand mehr überzeugt sein als ich, daß der Carlos, aus Ursachen sowohl, die ihm Ehre als ihm Unehre bringen, keine Speculation für die Schaubühne ist. Schon allein seine Länge könnte ihn davon verbannen. Ich habe ihn wahrlich auch nicht aus Zuversichtlichkeit oder Eigensinn auf die Bühne genöthigt, aus Eigennutz vielleicht eher. Wenn bei der ganzen Sache meine Eitelkeit eine Rolle spielte, so war es darum, daß ich dem Stück innern Gehalt genug zutraute, um sein schlechtes Glück auf der Bühne niederzuwägen".*)

---

*) Damit vergleiche man Körner's Bericht über die elende leipziger Aufführung, 18. Febr. 1789.

— Den 11 Dec. 1788 schreibt er an Körner: „Schubart (der Sohn) hat den Tag vor seiner Abreise in Berlin den Carlos gesehn, der auf Befehl des Königs mit vielem Pomp schlecht gegeben worden ist. Die Scene des Marquis mit dem König soll gut gespielt worden und Sr. Majestät sehr ans Herz gegangen sein. Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren.*) — Was mir bei dieser Gelegenheit vielen Spaß macht, ist, daß Engel und Ramler, die Theater-Directeurs, die ich als meine Antagonisten kenne, nicht einmal so viel Consequenz und Festigkeit besitzen, um ihren Geschmack bei der Wahl der Stücke zu behaupten."

Das Stück selbst war nicht zu ändern, obgleich Schiller fast bei jeder neuen Ausgabe zu kürzen suchte. Dagegen fühlte er — bei seinem angebornen Trieb, über das, was er gedichtet, nachträglich zu reflectiren — das Bedürfniß, sich vor dem gebildeten Publicum, d. h. Wieland und Körner (auch dieser meinte, bei der Aufführung müßte die große Scene des Marquis mit dem König weggelassen oder sehr gekürzt werden!), zu rechtfertigen. — Das geschah in den Briefen über Don Carlos, im Juli- und Decemberheft des Merkur.

Schiller giebt zu, daß es ein bedenkliches Zeugniß für die künstlerische Vollendung eines Werks sei, wenn es der Erklärung bedürfe, wenn man es überhaupt mißverstehen könne. „Es kann mir begegnet sein, daß ich in den ersten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Real's Novelle, vielleicht auch meine eignen Aeußerungen darüber im 1. St. der Thalia mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während der Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dies Werk theilnehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die früheren. Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen,

*) Eben war das Religionsedict gegeben!

vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Act ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Acte waren in den Händen des Publicums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen. Ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen, oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehn ist, so dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geschicktern Hand als der meinigen nicht viel besser würde gelungen sein. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stück getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüte eines einzigen Sommers sein. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt."

Der Hauptirrthum bei der Beurtheilung des Stücks liege darin, die Handlungsweise des Marquis aus leidenschaftlicher Freundschaft herzuleiten: der Grundzug seines Wesens sei vielmehr der politische Idealismus. — Wenn Schiller die Bedeutung seines Helden lebhafter empfand als er sie zu schildern vermochte — gerade wie die Thatkraft des Fiesco — so sind die Belege, die er für jenen Satz anführt, unwiderleglich. Posa empfindet bei der ersten Begegnung mit Carlos nicht als Freund, sondern als Weltbürger, der seine Hoffnung auf den künftigen König setzt; ebenso handelt er: der Freund mußte die unglückselige gefahrvolle Liebe zu unterdrücken suchen; der Weltbürger nährt und idealisirt sie, um mittelst jener hohen Frau der zerrütteten Seele des Prinzen neue Spannkraft zu geben — Carlos ist das liebgehaltene Instrument seiner großen Entwürfe, nichts weiter.

Nun tritt er vor den König. „Einem Geist, gewohnt wie es dieser ist, jedem Umstand seine Nutzbarkeit anzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereigniß in Beziehung auf seinen Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblick machen läßt. Noch ist es nicht klarer, zusammenhängender Plan, was er sich denkt; bloße dunkle Ahnung, und auch diese kaum; blos flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegentlich etwas zu wirken sein möchte!" „Alles was er hoffen konnte bei dem Könige hervorzubringen, war ein

mit Demüthigung verbundenes Erstaunen, daß seine große Idee von sich selbst und seine geringe Meinung von Menschen doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfe.“ Zu seiner Ueberraschung findet er mehr; eine für seine Idee empfängliche Gemüthsstimmung. „Diese unerwartete Entdeckung giebt ihm einen lebhafteren Schwung und dem Stück selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem König überraschen, ins Feuer gesetzt, verirrt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt, und deutlich zu erkennen giebt, wie sehr ihn diese Ideale beherrschen. In diesem Zustand der Leidenschaft werden alle Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben; es ergeht ihm wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird: er kennt keine Grenze mehr. Im Feuer seiner Begeisterung veredelt er sich den König, der mit Erstaunen ihm zuhört und vergißt sich so weit, Hoffnung auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Carlos wird nicht mehr gedacht.“

Er erröthet in den nächsten ruhigen Augenblicken keineswegs; im Gegentheil weist Schiller selbst ganz richtig nach, daß ihm der Gedanke fortwährend durch den Kopf geht, ob es nicht seine Pflicht sei, allenfalls mit Aufopferung des Freundes den König für die Durchführung seiner Ideale zu benutzen. Er entscheidet sich zwar für Don Carlos, aber — er hat gewählt! Er hat sich das Gegentheil als möglich gedacht! Und er entscheidet sich nur unter der Voraussetzung, daß Carlos durchgreifender als Philipp für seine Ideale wirken wird.

So sucht Schiller auch sein seltsames Benehmen gegen Carlos zu rechtfertigen, dem er die Hauptsache jener Unterredung nicht blos verschweigt, sondern den er geradezu belügt.

„Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht und einen Versuch auf dessen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß diese Lieblingsgefühle das eigent-

liche Band ihrer Freundschaft zwischen ihnen waren, so wußte er auch nicht anders, als daß er dieses in eben dem Augenblick gebrochen hatte, wo er jene bei dem König profanirte. Das wußte Carlos nicht, aber Posa wußte es recht gut, daß diese Philosophie und diese Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundschaft waren; eben weil er das wußte, und im Herzen voraussetzte, daß es auch Carlos nicht unbekannt sei — wie konnte er wagen ihm zu bekennen, daß er dies Palladium veruntraut hätte!"

Ausdrücklich setzt Schiller hinzu, daß der Marquis bei den Gründen, die er selber anführt, um sein Schweigen zu erklären, und die bei weitem zu schwach sind, einen so wichtigen Schritt zu motiviren, nur sich selbst zu hintergehn sucht, weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehn wagt. — Schiller übersieht dabei einen Umstand, auf den unseres Wissens noch keiner von den Auslegern gekommen ist: Posa ist nicht blos untreu gegen seinen Freund, er belügt auch den König, und zwar in einem Punkt, wo dieser glaubt, daß er ihm sein ganzes Herz ausschüttet. Ja das Sonderbarste ist, Schiller glaubt es selbst und gesteht dem König zu, daß er den Schwärmer am richtigsten beurtheilt.

Man mißverstehe unsere Meinung nicht. Einen Despoten im Interesse der Freiheit zu betrügen, ihn z. B. in Bezug auf die Angelegenheiten seines Sohnes auf eine falsche Fährte zu führen, das konnte der Jesuitismus der Tugend wohl rechtfertigen. Aber Posa thut mehr. Indem er dem König seine Ideale offenbart und ihm versichert, daß er der Erste sei, dem er sie offenbare; es ihm mit so treuherziger Hingebung versichert, daß der König erwidert: ich glaube es, weil ich es weiß! setzt er ausdrücklich hinzu, er sei nicht gefährlich: „die lächerliche Wuth der Neuerung, die nur der Kette Last, die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert, wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe ein Bürger derer, welche kommen werden." —

Und in dem Augenblick, wo er mit dem Anschein eines überquellenden Herzens dies Bekenntniß ablegt, steht er in eifriger Correspondenz mit Oranien und betreibt den Aufstand in den Niederlanden! Er arbeitet an der Durchführung eines Plans, von dem Alba später sagt: er sei teuflisch, aber wahrhaft göttlich! Kurz er ist in dieser Beziehung ein vollständiger Fiesco.

Der Jesuitismus der Tugend kann viel rechtfertigen, aber nicht die Heuchelei eines Gefühls, gleichviel gegen wen, und in diesem Augenblick hegt Posa sogar vor dem König, gegen den er heuchelt, eine geheime Achtung.

Es ist ganz unglaublich, daß Schiller diese Art der Heuchelei in seinem Herzen gebilligt haben sollte; es muß also hier ein Mißverständniß obwalten. In des Dichters Phantasie lebte das Ideal eines thatkräftigen Mannes, oder mit andern Worten, da es sich um die Vertheidigung der Schwachen gegen die Uebermacht handelt, eines politischen Intriganten, der durch List, durch schlaue Benutzung der menschlichen Leidenschaften die Menschheit fördert. Daraus entstanden die Phantasiebilder des Fiesco, Verrina, Posa, daraus die Idee, ein Buch zu schreiben, das vom Schinder verbrannt werden müsse, daraus die Vignette des gegen die Tyrannen aufspringenden Löwen, daraus die Vorstellung, mit der er sich zuweilen schmeichelte, seine Größe als Minister zu zeigen. — Er täuschte sich über sich selbst. Er war keine thatkräftige Natur, er war vielmehr wirklich, was Posa hier von sich aussagt: ein Bürger der Geschlechter, die da kommen werden! Indem er nun seinen von der Phantasie empfangenen politischen Intriganten, seinen Fanatiker in Feuer setzt, geräth er selbst in Feuer: der Dichter drängt den Helden zurück, und aus innerster Seele kommt das Bekenntniß über seine Lippen, das in Posa's Mund eine unwürdige Heuchelei war. Jener Ausdruck ist nicht ein sittlich zu verwerfendes Gefühl, sondern ein dramatischer Fehler.

Die Briefe gehn ebenso wenig von einer fertigen, festen Lebensansicht aus als das Drama selbst; je tiefer Schiller über den Charakter seines Helden nachdenkt, desto mehr schwindet der ideale Nimbus desselben, bis er am Ende zu folgenden höchst überraschenden Entdeckungen kommt:

„Der Charakter des Marquis hätte unstreitig an Schönheit gewonnen, wenn er gerader gehandelt hätte. Auch gestehe ich, dieser Charakter ging mir nahe; aber was ich für Wahrheit hielt, galt mir näher. Ich halte für Wahrheit: daß Liebe zu einem wirklichen Gegenstand und Liebe zu einem Ideal sich in ihren Wirkungen ebenso ungleich sein müssen, als sie in ihrem Wesen verschieden sind; daß der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an seine Vorstellung von

Tugend und hervorzubringendem Glück sehr oft ausgesetzt ist, ebenso willkürlich mit den Individuen zu schalten, als nur immer der selbstsüchtigste Despot, weil der Gegenstand von beider Bestrebungen in ihnen, nicht außer ihnen wohnt, und weil jener, der seine Handlungen nach einem innern Geistesbilde modelt, mit der Freiheit anderer beinahe ebenso im Streite liegt, als dieser, dessen letztes Ziel sein eigenes Ich ist."

„Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moralischen Welt zusammen: daß die moralischen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideal von Vortrefflichkeit hergenommen sind, nicht natürlich im Menschenherzen liegen und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hereingebracht werden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen sehr menschlichen Uebergang einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt sind. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft soll der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden. Schon allein dieses, daß jedes moralische Ideal doch nie mehr ist als eine Idee, die gleich allen andern Ideen an dem eingeschränkten Gesichtspunkt des Individuums theilnimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig sein kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon das müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrument in seinen Händen machen; aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzuschnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden: Herrschsucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir z. B. die Ordensverbrüderung, die sich — bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geist der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer rein erhalten hätte? die bei Durchsetzung eines von jeder unreinen Beimischung auch noch so freien moralischen Zwecks, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken und ihn in ihrer Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten

waren, hintanzusetzen und nicht selten den willkürlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven eine Verderbniß erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfniß der beschränkten Vernunft, sich abzukürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unsres Gemüths zur Herrschbegierde oder dem Bestreben, alles wegzudrängen, was das Spiel unserer Kräfte hindert. Ich wählte deswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchste Achtung für anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenusses sogar zum Zweck, und ich glaube mich auf keinem Widerspruch mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, selbst auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plan, daß er sich in dieser Schlinge verstricken sollte, die allen gelegt ist, die sich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte es mir auch gekostet, ihn wohlbehalten daran vorbeizubringen, und dem Leser, der ihn liebgewann, den unvermischten Genuß aller übrigen Schönheiten seines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich größeren Gewinn gehalten hätte, der menschlichen Natur zur Seite zu bleiben und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch sein Beispiel zu bestätigen. Diese, meine ich, daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühl entfernt, um sich zu allgemeinen Abstractionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schon gegenwärtigen und individuellen Gefühl von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat — denn nichts führt zum Guten, als was natürlich ist."

— Wenn er meint, das alles habe schon in seinem Plan gelegen, so ist er wohl zu weit gegangen; aber das Resultat ist vollkommen richtig. — Bemerkenswerth ist hier der Einfluß der Kantischen Moralphilosophie, die er bis dahin nur aus den kleinen Schriften über Geschichte kennen lernte: die Subjectivität der Idee, und die Färbung, die sie durch das Individuum empfängt, war noch nirgend so scharf betont: es war fortan ein leitender Gesichtspunkt des Dichters.

Die Selbstkritik des Idealismus geht aber noch weiter. Posa handelt nicht blos despotisch; er handelt — romanhaft.

Nach den kritischen Briefen war der Zweck seiner Aufopferung, gleich der (sagenhaften) des Lykurg (die Schiller bald darauf in einer eignen Schrift erörterte): „durch das Große und Außerordentliche seines Todes einen unauslöschlichen Eindruck in das Herz seiner Spartaner zu graben und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugießen, indem er den Schöpfer desselben zu einem Gegenstand der Rührung und Bewunderung machte.“

„Schwärmerei und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, daß sie im Zustand leidenschaftlicher Erhitzung nur allzuleicht überschritten werden kann.“

In der Katastrophe hat Posa „den richtigen Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren; er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist also in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.“

„Wer entdeckt nicht in dem Zusammenhang seines Lebens, daß seine Phantasie von Bildern romantischer Größe angefüllt und durchdrungen ist, daß die Helden des Plutarch in seiner Seele leben und daß sich also unter zwei Auswegen immer der heroische zuerst ihm darbieten muß? — Was ist natürlicher, als daß der Unwille, den er in diesem Augenblick über sich selbst empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerst suchen läßt, die ihn etwas kosten; daß er es der Gerechtigkeit gewissermaßen schuldig zu sein glaubt, die Rettung des Freundes auf seine Unkosten zu bewirken, weil seine Unbesonnenheit es war, die jenen in diese Gefahr stürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, sich aus diesem leidenden Zustand zu reißen, sich den freien Genuß seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Wenn der blos kluge Mensch sein Erstes hätte sein lassen, die Lage, in der er sich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen, so ist es im Gegentheil ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu setzen. So wäre denn der Entschluß des Marquis gewissermaßen schon als ein heroisches Palliativ erklärbar,

wodurch er sich einem augenblicklichen Gefühl von Dumpfheit und Verzagung, dem schrecklichsten für einen solchen Geist, zu entreißen sucht."

Genug. — Wie fein, wie meisterhaft dringt diese Analyse in den Kern der Sache ein! Aber freilich gehört sie dem Kritiker an, nicht dem Dichter. Was die Sonde des Kritikers in dem Charakter des Helden findet, war nicht, was die Phantasie des Dichters sich träumte.

Der Dichter, der die ersten drei Acte schuf, wurde durch den Enthusiasten verdrängt; der Enthusiast aber folgte instinktartig, wider Willen, dem Gesetz des poetischen Schaffens, das ihn selber widerlegte. Was das Stück als Kunstwerk vernichtet, giebt ihm seinen Platz in der Geschichte der Weltliteratur.

Posa ist eine Schöpfung von 1786; das Gemeingefühl der Welt krystallisirte sich mit all seinen Widersprüchen in dieser Figur. — 1789 trat sie in die wirkliche Geschichte ein, mit den nämlichen Widersprüchen, den nämlichen Illusionen, der nämlichen Einseitigkeit; prophetisch hatten die „kritischen Briefe" 1788 auseinandergesetzt, wozu das Ideal führen müsse.

Daß hier aber der — culturhistorische — Mittelpunkt des Stückes zu suchen sei, sprechen die Briefe mit gerechtem Selbstgefühl aus: sie geben zugleich den Schattenriß eines Begriffs, der damals neu entdeckt wurde: einer historische Tragödie.

„Das große Schicksal eines Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen herunter, kann nicht wohl Episode zu einer Handlung sein, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat."

„Rufen Sie Sich eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehnts — über Verbreitung reinerer, sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüte, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt, unter uns lebhaft wurde und unsere Phantasie in einen der lieblichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsch, daß es dem Zufall, der wohl größere Wunder schon gethan, in dem nächsten Julianischen Cyklus gefallen möchte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit in dem erstgeborenen

Sohn eines künftigen Beherrschers von — — wieder zu erwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräch bloßes Spielwerk war, dürfte sich bei einem solchen Spielwerk, als es die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen."

„Von dem enthusiastischen Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, wie er nämlich im Conflict mit der Leidenschaft (der Liebe) erscheint, handelt das gegenwärtige Drama."

„Da mein Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menschenglückes aus dem Stück gleichsam hervorgehn zu lassen, so war es sehr an seinem Ort, den Schöpfer des Elends neben ihm anzuführen ... Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz, ihre Macht zu erkennen, zu unmächtig, sich ihr zu entziehn; von allen ihren Genüssen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfolgt; herausgetreten aus seiner Gattung, um als ein Mittelding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mitleid zu erregen. Wir verachten diese Größe, aber wir trauern über seinen Mißverstand, weil wir selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die ihn zu einem der Unsrigen machen, weil er blos durch die übriggebliebenen Reste der Menschheit elend ist."

„Es ist möglich, daß, um die Hauptidee des Stücks herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als sich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt ist, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künstler gearbeitet hat, muß sich ja am Ende des Künstlerwerks erfüllt zeigen; womit die Tragödie beschlossen wird, damit muß sie sich beschäftigt haben. Und nun höre man, wie Carlos von uns und seiner Königin scheidet."

— Ich habe
In einem langen schweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht.
... Ein reiner Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Einen Leichenstein will ich
Ihm setzen, wie noch keinem Könige zu Theil
Geworden: — über seiner Asche blühe
Ein Paradies! —

„Ich bin weder Illuminat noch Maurer; aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck miteinander gemein ha-

ben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt sein. — Vielen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstract und zu ernsthaft scheinen, und wenn sie sich auf nichts als das Gemälde einer Leidenschaft gefaßt gemacht haben, so hätte ich freilich ihre Erwartung getäuscht; aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth, Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaft waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehn, mit Licht und Wärme zu beseelen und als lebendig wirkende Motive, in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampf mit der Leidenschaft zu zeigen."

Huber war mit den kritischen Briefen sehr unzufrieden. „Der Ton, schreibt er an Körner 25. Aug. 1788, ist von einer gewissen Altklugheit angesteckt, die ganz aus Wieland's Schule kommt... Dieser Schritt ist die Folge von der Empfindlichkeit, die uns ja in seinen ersten Briefen aus Weimar so verdroß... Wem hat er nöthig, seine Ideale zu entwickeln? Denen, die sie nicht außerdem gefühlt haben, thut er doch gewiß eine sehr unverdiente Ehre an, und für die andern ist es Gewäsch."

Schiller selbst spricht sich am deutlichsten in einem Brief an Körner aus, 20. Aug. „Daß dir meine kritischen Briefe im Merkur gefallen, freut mich. Ich finde auch, daß sie gut geschrieben sind; Wieland hat sie sehr bewundert. Ich bin begierig, was du von der Fortsetzung halten wirst; hier hatte ich eine schlimme Sache zu verfechten, aber ich glaube mich mit Feinheit darausgezogen zu haben. Zugleich gebrauchte ich diese Briefe zu einem Vehikel, allerlei zu sagen, was sich mir da und dort aufgedrungen hat, und zu wenig ist, um in eigner Form behandelt zu werden."

Eine schlimme Sache! — Schiller wußte sehr wohl, daß er als Advocat, nicht als Ausleger sprach. Das nächste Resultat seiner Selbstprüfung war, ihn über seinen dramatischen Beruf zweifelhaft zu machen, und ihn in anderweitige Arbeiten zu treiben. — Mit diesen, wie mit der weitern Entwicklung des Dichters überhaupt, ist Don Carlos auf vielfältige Weise verzweigt.

1) Unmittelbar daran schließen sich seine historischen Studien.

Der Abfall der Niederlande ist die nächste Fortsetzung des Don Carlos, die Ergänzung der kritischen Briefe.

2) Das in Posa nur unvollkommen zur Geltung durchgedrungene Ideal der Menschheit — Freiheit und Humanität im innigen Bunde — drängt ihn zu philosophischen Studien über die Frage: wie ein dauerhafter Fortschritt für die Menschheit sich vermitteln lasse. In den „Künstlern“ — noch in demselben Jahr mit den philosophischen Briefen geschrieben — erhebt sich der Dichter zu einem kühneren Schwung des Idealismus, der in den „ästhetischen Briefen“ seinen Abschluß findet. Kant und die Antike haben ihm den Weg gezeigt.

3) Die Kritik über sein eigenes Stück bahnt ihm das Verständniß des Wesens der Tragödie. Die Recension über Goethe's Egmont wird gleichzeitig geschrieben.

Sechstes Capitel.

Julius und Raphael.

1782—1791.

Es ist mehrfach gefragt worden, ob in Schiller das philosophische Vermögen nicht ebenso groß gewesen sei als das poetische. Er selber hat in den verschiedenen Perioden seines Lebens verschieden darüber geurtheilt. Zum Theil hängt das Urtheil von der subjectiven Ansicht über den Werth der Philosophie überhaupt ab. In unsern Tagen, wo man des Speculirens etwas müde ist, wird die große Mehrzahl in Schiller's philosophischen Schriften ebenso wie in Goethe's naturhistorischen eher einen Abweg sehen, und wenn sie dieses Urtheil nicht laut ausspricht, es wenigstens dadurch äußern, daß sie diese Werke ungelesen läßt.

Es giebt indessen auch ein objectives Kennzeichen, den wahrhaft philosophischen Kopf von andern zu unterscheiden. Die Philosophie ist das Streben nach absoluter Wahrheit, und der geborene Philosoph ist unter zwei Formen denkbar, je nachdem der Drang der Wahrheit mehr den Kopf oder das Herz erfüllt — wobei freilich hinzugesetzt werden muß, daß nur durch die Vereinigung beider eine lebensfähige Philosophie entsteht.

Der Philosoph wird entweder das Streben nach der Wahrheit als eine Leidenschaft in sich tragen, ihr jede Rücksicht auf äußeres und inneres Glück aufopfern, ja, keine andere Seligkeit sich denken können als das unausgesetzte, wenn auch hoffnungslose Streben nach Wahrheit. Ein solcher Philosoph war Lessing.

Oder er wird mit ruhigem Abwarten Schritt für Schritt die Gegenstände um sich her und die Processe seines eigenen Denkens einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen, so daß er in jedem Augenblick seines Weges sich Rechenschaft über das geben kann, was er weiß, was er nicht weiß und was nicht zu wissen ist. Sein Verstand erschrickt

vor nichts, weil er den Schrecken ebenso gut analysirt als alles andere. Ein solcher Philosoph war Kant, der funfzig Jahre lang in unablässiger Anstrengung, ohne daß die Gespenster seiner Gedanken ihm die Nächte störten, Schritt für Schritt das Gebiet des Wissens ausmaß, bis er endlich eine Karte desselben aufstellte und dadurch gleichsam beiläufig im höchsten Alter eine Revolution im Reich des Geistes anrichtete, deren sonst nur die Jugendkraft sich für mächtig hält.

War Schiller das eine oder das andere?

Er fängt freilich schon in frühster Jugend zu speculiren an. Ein paar moralische Bücher, einige dramatische Dichtungen und seine medicinischen Reminiscenzen sind dem zwanzigjährigen Jüngling hinreichendes Material, eine Philosophie der Physiologie daran aufzubauen. Die Abhandlung verräth einen bei dieser großen Jugend sehr bemerkenswerthen Scharfsinn, noch mehr aber jene Combinationsgabe, die aus wenigen Elementen schnell ein ganzes Lehrgebäude aufführt und sich nicht viel Sorge darüber macht, ob die Fundamente dieses Gebäudes feststehn. Untersucht man die Tendenz der Abhandlung genauer, so ist es das Bedürfniß des dramatischen Dichters, für seine psychologischen Entwickelungen die Gesetze aufzufinden.

Gleichzeitig beschäftigt ihn eine andere Aufgabe; er projectirt einen Roman Raphael und Julius, in welchem zwei Freunde ihre Ansichten über Gott, die Natur und die Menschheit austauschen sollen. Wir kennen diese Ansichten schon aus den Oden an Laura und aus den Briefen an Reinwald: daß die Wesen zuerst einen Gott bildeten, der zerschlagen wurde, dessen Stücke sich nun nacheinander sehnen u. s. w.; zum Theil die herrlichsten Bilder, die aber mehr poetische Combination als einen überwältigenden Wahrheitstrieb verrathen. Was in den Oden zum Theil sehr unklar und schwülstig aussieht, wird in der Theosophie des Julius, die 1786 in der Thalia abgedruckt wurde, in schöner und eleganter Prosa ausgeführt. Einige Lectüre zeigt sich wohl darin, Shaftesbury und einige neuere Spinozisten; die Hauptsache aber macht die Phantasie des Poeten. „Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung." „Lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer; die Zeit ist ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit ist ein Cirkel, ein Geheimniß hüllt sich in Mitternacht. Ja ich fange an

zu glauben, daß sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Orakel der menschlichen Schöpfung vorher verkündet liegt. Es giebt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr!" — „Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist; jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist; wo ich Bewegung bemerke, da rathe ich auf einen Gedanken. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in dem Abbilde dieser Substanz der Natur in unzähligen Graden, Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur ist ein unendlicher getheilter Gott; wie in einem prismatischen Glase hat sich das göttliche Licht in zahllose empfindliche Substanzen gebrochen, die alle nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles sind. Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Gefiele es der Allmacht einst dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein und alle Geister würden in einem Unendlichen untergehn, alle Accorde in einer Harmonie ineinanderfließen."

Das alles sind sehr schöne Bilder, aber doch mehr Monologe der dichterischen Einbildungskraft als ein schmerzvolles Ringen des Gedankens nach Wahrheit. Wenn Schiller in seinem ersten philosophischen Versuch die richtigen Mittel der poetischen Wirkung zu entdecken strebt, so ist hier seine Aufgabe die Feststellung des Zwecks, das Ideal. In diesen Bestrebungen begegnet er sich mit Körner, der viel nachgedacht, namentlich auch die Kritik der reinen Vernunft studirt und sich zu ihr bekehrt hatte. Sie beschlossen, die Briefe gemeinschaftlich auszuarbeiten, Schiller blieb Julius, der schwärmerische Gläubige, der sich aus seinen Visionen eine Philosophie zusammensetzt, und Körner wurde Raphael, der ruhige Weise, der den jugendlichen Dichter Schritt für Schritt in das Heiligthum des Wissens zu führen unternimmt. Eine Wechselwirkung aber findet nicht statt. Der eine träumt und der andere belehrt. Mit Kant sich wirklich zu beschäftigen, hatte Schiller noch keine Zeit, und die wenigen Briefe jener Periode zeigen deutlich, wie sehr bei seiner Speculation noch immer das psychologische Interesse überwiegt.

In einem Schreiben an Körner, 15. April 1786, spricht er von seiner Verwandtschaft mit Abbt: „Eine solche Mischung ungefähr von Speculation und Feuer, Phantasie und Ingenium, Kälte und Wärme meine ich zuweilen an mir zu beobachten. Uebrigens auch diese Dunkelheit, diese Anarchie der Ideen — welche, wie ich fast glaube, durch eine Zusammengerinnung der Ideen und des Gefühls, durch eine Ueberstürzung der Gedanken erzeugt wird, und die du selbst schon bei mir gefunden hast — auch diese finde ich bei Abbt, nur daß er sich mehr dem Dichter, dem sinnlichen Schwärmer mehr nähert. Unendlich viel Anziehendes hat diese Gattung von Philosophie. Ich glaube, wenn du und ich Muße hätten zu brüten und unsere Ideen gleichsam zu droguiren, so wäre eine solche Materie die schönste gemeinschaftliche Beschäftigung. Untersuchungen über die Classification der Menschen, Abwägung der Größen und Tugenden — welcher schöne Stoff für uns beide! — In der Continuation unserer philosophischen Briefe wollen wir das Thema aufs Tapet bringen: welche Thätigkeit — bei gleichen Kräften — die vorzüglichere ist, politische oder ideale, bürgerliche oder gelehrte? Ich weiß keinen schöneren Stoff als diesen, und in welchem sich Geschichte, Philosophie und Beredsamkeit mehr vereinigen ließen."

In demselben Brief bemerkt er: „Ich muß ganz andere Anstalten treffen mit dem Lesen. Ich fühle es schmerzlich, daß ich noch so erstaunlich viel lernen muß, säen muß, um zu ernten. Im besten Erdreich wird der Dornstrauch keine Pfirsiche tragen, aber ebenso wenig kann der Pfirsichbaum in einer leeren Erde gedeihen. Unsere Seelen sind nur Destillationsgefäße, aber Elemente müssen ihnen Stoff zutragen, um in vollen saftigen Blättern ihn auszuschwellen."

Bei seinem Abgang nach Weimar (Juli 1787) hoffte er, auch für die Philosophie von den dortigen Größen neue Anregung zu erhalten. Diese Anregungen waren sehr lebhaft. Schiller hatte Herder seine Julius-Ideen auseinandergesetzt, der sie ganz billigte; über die neue Schrift desselben „Gott" bittet er den Freund um Aufklärung, da sie ihm selbst noch zu schwer ist. „Ich bin, antwortet Körner 19. August 1787, noch ganz voll von dem Buch. Es ist eine mühsame Lectüre, sobald man nicht bei der Form stehn bleibt, sondern Wahrheit und Zusammenhang des Inhalts prüfen will. Was du mir von Herder's Widerwillen gegen Kant und

von dem Speculationshaß der Goethianer geschrieben hast, hat mir Aufschluß über manche Stellen gegeben. Herder scheint mir von Natur viel Anlagen zur Speculation zu haben. Die Schrift ist eigentlich ein Rückfall in seine alten philosophischen Lieblingsideen, deren er sich jetzt beinahe schämt, und die er der Sekte zu Liebe gern an die kindliche Einfalt der Naturmenschen anschließen möchte. Er eifert wider metaphysische Grübeleien, und doch ist sein ganzes System eine metaphysische Hypothese, die auf willkürliche Begriffe gegründet ist." Nun giebt er eine vortreffliche Analyse, namentlich von der Ehrenrettung Spinoza's, und schließt: „Es ist Herder nicht besser gegangen, als allen andern Metaphysikern, die an dem Versuch einer Demonstration des Daseins Gottes gescheitert sind. Warum also diese Bitterkeit gegen Kant, der die Unmöglichkeit einer solchen Demonstration erwiesen hat? Warum diese Ausfälle auf Vernünftelei und leere Speculation, da Kant keine andre Absicht hat, als die Denker seines und der künftigen Zeitalter von unfruchtbaren Speculationen durch Darstellung der Unmöglichkeit ihres Erfolgs abzumahnen und zu fruchtbaren Beschäftigungen aufzufordern?" „Doch genug von Metaphysik für heute. Vielleicht bekommst du bald etwas von Raphael zu lesen. Ich habe wieder viel Stoff gesammelt."

Viel wichtiger war für Schiller's philosophische Entwickelung der Verkehr mit Reinhold in Jena. Den 19. Aug. 1787 besuchte er Jena, mit Wieland's Tochter, der Professorin Reinhold.

„Reinhold empfing uns beim Aussteigen, alle Façons blieben unter uns weg, wir waren Bekannte, ehe wir die Treppe ganz heraufgestiegen waren. Reinhold hat ein verständiges Gesicht, aber sein Ansehn ist blaß und kränklich, seine Augen, möchte ich sagen, suchen Sympathie. Er ist noch wenig in der Welt orientirt, daher bemerkt man in ihm Verlegenheit, Aengstlichkeit und gegen Höhere Submission. Er scheint mir sehr von Rücksichten abzuhängen, welche bekanntermaßen auf diejenigen Menschen am meisten Gewalt haben, denen gewisse Verhältnisse fremd und ungewohnt sind, und deren Selbstgefühl noch nicht befestigt genug ist. Das Hauswesen der beiden Leute hatte für mich etwas Komisches, weil es ihnen noch nicht recht angewohnt ist und sie das Coulissenspiel noch nicht zu verdecken wissen. Beide leben mäßig und führen eine sehr eingeschränkte Wirthschaft. — Gegen Reinhold bist du ein Verächter Kant's; denn er behauptet, daß dieser nach hundert

Jahren die Reputation von Jesus Christus haben müsse. Aber ich muß gestehn, daß er mit Verstand davon sprach und mich schon dahin gebracht hat, mit Kant's kleinen Aufsätzen in der berliner Monatschrift anzufangen, unter denen mich die Idee über eine allgemeine Geschichte außerordentlich befriedigt hat. Daß ich Kant noch lesen und vielleicht studiren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht. — Reinhold ist katholisch und Noviz des Jesuitenordens gewesen, dessen Aufhebung sein ganzes jetziges Schicksal gemacht hat. Ein Mädchen, das er heirathen wollte, raubte ihn dem geistlichen Stande, und nachher schwur er seinen Glauben ab. Jetzt haßt er den Katholicismus so herzlich als nur ein Philosoph. Blumauer brachte ihn in Wieland's Bekanntschaft, dem er bald gefiel, dem er in Kurzem zum Bedürfniß wurde, vornehmlich durch den Beitrag seiner Feder. Sophia, Wieland's älteste Tochter, damals ein äußerst rasches, reizbares Wesen, verliebte sich in ihn, und diese Leidenschaft machte aus diesem sprudelnden Geschöpf ein recht liebes und sanftmüthiges Weib. — Uebrigens folgere nicht, daß Reinhold und ich Freunde sein müssen. Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der seinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen. Er hat einen kalten, klarsehenden, tiefen Verstand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann; aber seine Phantasie ist arm und enge, und sein Geist begrenzter als der meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgang über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verschwenderisch verbreitet, ist aus einem fast vertrockneten, ausgesogenen Kopf und Herzen unnatürlich hervorgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er suchen und zusammenscharren muß. Das Reich der Phantasie ist ihm eine fremde Zone, worin er sich nicht wohl zu orientiren weiß. Seine Moral ist ängstlicher als die meinige, und seine Weichheit sieht nicht selten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat."

Nach langem Schweigen regte sich wieder einmal Raphael. Körner schreibt 4. April 1788: „Hier hast du etwas für die Thalia, wenn du es brauchen kannst. Fühlst du dich zu einer Antwort gestimmt, so könnte ich dir vielleicht noch eine Replik schaffen."

„Mit deinem Brief an Julius, antwortet Schiller 15. April, hast du mich ganz überrascht. Thätig habe ich dich gar nicht vermuthet, und vollends thätig für mich. Ueber die Art, wie ein lebhafter freier Geist dennoch das Joch fremder Meinung ziehen kann, sind lichte Blicke darin gegeben, und wie es kommt, daß sich ein solcher Geist, wenn er diesem Joch entrissen wird, gerade in diese Bahn wirft. Nur das giebt mir wenig Trost, so recht du haben magst, daß auch die Wahrheit ihre Saisons bei den Menschen haben soll, daß eine gewisse Philosophie in einer gewissen Epoche für unsern Julius gut sein und doch nicht die wahre sein soll; daß man hier, wie in eurem maurerischen Aden im ersten und zweiten Grad, Dinge glauben darf oder gar soll, die im dritten und vierten wie unnütze Schalen ausgezogen werden. — Daß sich mein Julius gleich mit dem Universum eingelassen, ist bei mir wohl individuell; nämlich weil ich selbst fast keine andere Philosophie gelesen habe und zufällig mit keiner andern bekannt geworden bin. Ich habe immer nur das aus philosophischen Schriften, den wenigen, die ich las, genommen, was sich dichterisch fühlen und behandeln läßt. Daher wurde diese Materie, als die denkbarste für Witz und Phantasie, bald mein Lieblingsgegenstand. — Was du von den sogenannten Taschenspielerkünsten der Vernunft sagst, die Kunstgriffe, wodurch man der Wahrheit gleichsam zu entrinnen sucht, um ein System zu retten, finde ich sehr gut gesagt: mir hat es Klarheit gegeben. Ich müßte mich sehr irren, wenn das, was du von trocknen Untersuchungen über menschliche Erkenntniß und demüthigenden Grenzen des menschlichen Wissens fallen läßt, nicht eine entfernte Drohung — mit dem Kant in sich faßt. Was gilt's, den bringst du nach? ich kenne den Wolf am Heulen. In der That glaube ich, daß du sehr recht hast; aber mit mir will es noch nicht so recht fort, in dies Fach einzugehn. — Noch eins: du verwirfst die Kunstidee, die ich auf das Weltall und den Schöpfer herübertrage; aber hier, glaube ich, sind wir nicht so weit voneinander, als dir scheint. Wenn ich aus meiner Idee alles herausbringe, was du aus der deinigen, so wüßte ich nicht, was du ihr anhaben solltest."

„Es freut mich, schreibt Körner 20. April, daß du meinen Raphaelschen Brief brauchen kannst. — Wegen Kant's sei ganz außer Sorgen, ich hatte ja schon Gelegenheit ihn zu bringen, und

bin ihr ausgewichen. Jetzt hängt es ganz von dir ab, wohin du den Dialog lenken willst. — Vielleicht könnten die „Götter Griechenlands“ Stoff geben.“

Raphaels Brief — die Widerlegung aller Metaphysik nach Kantischen Principien — klingt in seiner Altklugheit fast naiv; das eigentlich Interessante darin ist auch nur das Bekenntniß Körner's über seine Pläne mit dem Dichter. — „Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eignen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt als dein Scharfsinn. Ihre Ahnungen ersetzten dir schneller den Verlust deiner theuersten Ueberzeugungen, als du es vom Schneckengang der kaltblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dies begeisternde System gab dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommnen Enthusiasmus zu stören, der die Entwickelung deiner trefflichsten Anlagen beförderte. . . Alles zu entfernen, was dich im vollen Genuß deines Daseins hindert, den Keim jeder höhern Begeisterung, das Bewußtsein des Adels deiner Seele in dir zu beleben, dies ist mein Zweck. . . Das Maß von Größe, wozu du bestimmt bist, würdest du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziel deine Kräfte verschwendetest. . . Unter allen Ideen, die in deinem Aufsatz enthalten sind, kann ich dir am wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung sei, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerk zu ehren. . . . Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst sein. Dem edlern Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist der deinige, Julius. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überschreiten kann.“

Von Raphael zu Julius gesprochen, will diese Weisheit nicht viel sagen; im Munde Körner's zu Schiller hat sie aber einen individuellen Sinn. Schiller wird den Conflict in seinem Innern nicht durch Denken, sondern durch Schaffen besiegen: sein Beruf ist nicht die Philosophie, sondern die Kunst, und alle Speculation

kann für ihn nur den Zweck haben, ihn im Dichten zu fördern. — Freilich konnte für den Augenblick dieser schulmeisternde Ton ihn nicht anregen, die Briefe weiter fortzusetzen, wozu der Freund ihn fortwährend drängte.

S. an K., 14. Nov. 1788. „Wegen Julius und Raphael. Ich bin weit davon entfernt, ihn ganz liegen zu lassen, weil ich wirklich oft Augenblicke habe, wo mir diese Gegenstände wichtig sind; aber wenn du überlegst, wie wenig ich über diese Materie gelesen habe, wie viel vortreffliche Schriften darüber vorhanden sind, die man sich ohne Schamröthe nicht anmerken lassen kann, nicht gelesen zu haben: so wirst du mir gern glauben, daß es mir immer eine schwerere Arbeit ist, einen Brief des Julius zu schreiben, als die beste Scene zu machen. Das Gefühl meiner Armseligkeit — und du mußt gestehen, daß dies ein dummes Gefühl ist — kommt nirgend so sehr über mich, als bei Arbeiten dieser Gattung. Indeß will ich mich zusammennehmen und dir eine Materie anspinnen, nur verlange sie so sehr bald nicht von mir.“ —

Schiller fand ein besseres Medium, den Fortschritt seines Denkens im Zusammenhang mit seiner Empfindung auszusprechen: es war das Gedicht die Künstler — als Uebergang in die zweite Periode seines Schaffens wichtiger als Don Carlos; ein Gedicht, auf welches man in einem gewissen Sinn Goethe's Ausspruch über den Wallenstein anwenden kann: es ist so groß, daß zum zweiten Mal nichts so Großes geschrieben werden wird. Die Art, wie dieses schöne Gedicht entstanden ist, hat etwas sehr Cha rakteristisches.

„Oft widerfährt es mir, schreibt Schiller an Körner 25. Mai 1792, daß ich mich der Entstehungsart meiner Producte, auch der gelungensten, schäme. Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. So beim Carlos. Wie ist es nun möglich, daß bei einem so unpoetischen Verfahren doch etwas Vortreffliches entsteht? Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung seines Stoffs, sondern nur ein Bedürfniß nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Er-

gießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt Das Musikalische eines Gedichts schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin."

Dieses instinktive Schaffen contrastirt sehr bezeichnend gegen die Weise des gebildeten Dilettanten. Novalis sagt in einem seiner Fragmente: „Je verworrner ein Mensch ist, desto mehr kann durch fleißiges Selbststudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müssen, wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädisten zu werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hindernissen zu kämpfen, sie dringen nur langsam ein, sie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber sind sie auch Herren und Meister auf immer. Der Geordnete erreicht bald die zweite Stufe, aber da bleibt er auch gewöhnlich stehn ... Verworrenheit deutet auf Ueberfluß an Kraft und Vermögen, bei mangelhaften Verhältnissen; Bestimmtheit auf richtige Verhältnisse, aber sparsames Vermögen und Kraft ... Das wahre Genie verbindet die Extreme; es theilt die Geschwindigkeit mit dem letzten, die Fülle mit dem ersten." Was das heißen soll, geht deutlicher aus einer Stelle des Briefwechsels zwischen den beiden Freunden hervor.

Körner, der sich schon lange mit dem Gedanken trug, sobald er eine Erbschaft gemacht, seine Stelle aufzugeben und zu Schiller nach Weimar zu ziehn, schreibt 24. Nov. 1788: „Deine und Huber's Briefe geben mir noch manchmal den alten Schwung; ohne euch erschlaffte ich vielleicht ganz. Ich habe schlechterdings niemand hier, an dem ich mich reiben kann, alles muß ich aus mir selbst zehren. Mein Stolz hält mich zwar noch aufrecht, aber oft fällt mir der demüthigende Gedanke ein, daß ich noch nichts gethan habe, was mir für meinen Gehalt Bürge ist. Dann verfolgt mich die Furcht vor Stümperei, und in der Angst fange ich wieder an, Holz und Steine zu meinem juristischen Gebäude zusammenzutragen; freilich hätte ich mir das Geschäft gern für ein späteres Alter aufgehoben, wenn ich jetzt etwas Tüchtiges von einer andern Art hervorzubringen hoffte. Aber oft gebe ich diesen Gedanken ganz auf, es scheint mir an Fruchtbarkeit zu fehlen. Ich tauge vielleicht besser für Gegenstände, wobei Scharfsinn und ein gewisses Gefühl für Zweckmäßigkeit erfordert wird. Manchmal denke ich gar, daß ich blos zum Juristen bestimmt bin. In dieser

Sphäre bin ich wenigstens des Erfolgs gewiß. Kunstgefühl ist bei weitem noch nicht Kunsttalent, und schon mancher hat durch diese Verwechselung seine wahre Bestimmung verfehlt." — „Es scheint, antwortet Schiller 1. Dec., dem Schöpfungswerk der Seele nachtheilig zu sein, wenn der Verstand die zuströmenden Ideen gleichsam an den Thoren schon zu scharf mustert. Eine Idee kann, isolirt betrachtet, sehr unbeträchtlich und sehr abenteuerlich sein, aber vielleicht wird sie durch eine, die nach ihr kommt, wichtig; vielleicht kann sie in einer gewissen Verbindung mit andern, die vielleicht ebenso abgeschmackt scheinen, ein sehr zweckmäßiges Glied abgeben: — alles dies kann der Verstand nicht beurtheilen, wenn er sie nicht so lange festhält, bis er sie in Verbindung mit diesen andern angeschaut hat. Bei einem schöpferischen Kopf hingegen hat der Verstand seine Wache an den Thoren zurückgezogen, die Ideen stürzen pêle-mêle herein, und alsdann erst übersieht und mustert er den großen Haufen. Ihr Herren Kritiker schämt oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen vorübergehenden Wahnwitz, der sich bei allen eigenen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu früh verwerft und zu strenge sondert."

Nun zu der Entstehung jenes Gedichts. Voraus ging ihm — in einem befreundeten Kreise in Rudolstadt, auf den wir im zweiten Bande kommen — eine Beschäftigung mit den Alten, für die es nach den „Göttern Griechenlands" wirklich Zeit war. „Ich lese, schreibt er 20. Aug. 1788, jetzt fast nichts als Homer. Ich habe mir Voß' Uebersetzung der Odyssee kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist; die Hexameter weggerechnet, die ich gar nicht mehr leiden mag; aber es weht ein so herzlicher Geist in dieser Sprache, dieser ganzen Bearbeitung, daß ich den Ausdruck des Uebersetzers für kein Original, wär' es auch noch so schön, missen möchte. Die Iliade lese ich in einer prosaischen Uebersetzung. In den nächsten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine modernen Schriftsteller mehr. Keiner thut mir wohl, jeder führt mich von mir selbst ab, nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eignen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein

vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun — vielleicht Classicität geben wird. Ich werde sie in guten Uebersetzungen studiren, und dann, wenn ich sie fast auswendig weiß, die griechischen Originale lesen. Auf diese Art getraue ich mir spielend griechische Sprache zu studiren." Mit den rudolstädter Freundinnen wird fortwährend im Homer gelesen, und die Briefe wimmeln von „schöngeglätteten Betten", „zierlichen Füßen" u. s. w. — 20. Oct. „Ich bin jetzt mit einer Uebersetzung der Iphigenia in Aulis aus Euripides beschäftigt. Ich mache sie in Jamben, und wenn es auch nicht treue Wiedergebung des Originals ist, so ist es doch vielleicht nicht zu sehr unter ihm. Die Arbeit übt meine dramatische Feder, führt mich in den Geist der Griechen hinein, giebt mir, wie ich hoffe, unvermerkt ihre Manier — und zugleich liefert sie mir interessante Ingredienzien zum Merkur und zur Thalia. Ich habe den griechischen Text, die lateinische Uebersetzung und das Théâtre grec von P. Brumoy dazu." — 12. Dec. — „Noch immer habe ich den Euripides vor. Die Iphigenia ist zwar nicht sein bestes Stück, aber es wäre nicht gut, wenn ich das beste gewählt hätte, um Lehrgeld darin zu geben. Die Hauptsache ist die Manier, die im schlechten herrscht wie im besten, und in jenem fast noch leichter bemerkt wird. Mein Stil hat dieser Reinigung sehr nöthig. Ich hoffe, ehe ein Jahr um ist, sollst du an diesem Studium der Griechen — Studium kann ich es aber für jetzt noch kaum nennen — schöne Früchte bei mir sehn. Diese Woche wird die Iphigenia fertig und von den Phönicierinnen sind bereits zwei Acte übersetzt. Nach diesem wartet ein rechter Leckerbissen auf mich, nämlich des Aeschylus Agamemnon, den ich mit mehr Fleiß ausarbeiten werde."

Bereits December 1788 hatte Schiller ein großes Stück der Künstler fertig; den 12. Jan. 1789 sendet er dem Freunde das Gedicht, mit Ausnahme einer Strophe, deren Inhalt er so angiebt: „daß die Kunst zwischen der Sinnlichkeit und Geistigkeit des Menschen das Bindungsglied ausmache und den gewaltigen Hang des Menschen zu seinem Planeten contraponderire u. s. w." Körner ist sehr begeistert, und fordert ihn auf, das Gedicht bis zur Classicität zu feilen; in der eingehenden Antwort erläutert S. (22. Jan.) einige der Hauptgedanken, z. B.: „Was ist das Leben des Menschen, wenn ihr ihm nehmt, was die Kunst ihm gegeben hat? Ein ewiger aufgedeckter Anblick der Zerstörung. Ich finde

diesen Gedanken sogar tief, denn wenn man aus unserm Leben herausnimmt, was der Schönheit dient, so bleibt nur das Bedürfniß; und was ist das Bedürfniß anders als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang? Daß es schwer hält, etwas auszustreichen, finde ich auch; denn was nur immer möglich war, hab' ich bereits gethan, ehe ich dir's schickte. Ueber ein Drittheil ist auf diese Art verschwunden. Ich fürchte, daß eher Mittelglieder noch nöthig sein dürften, und da würde das Gedicht also noch länger u. s. w." 2. Febr. „Was die Künstler heute nicht werden, werden sie nie. Es ist keine undankbarere Arbeit als Gedichte in Ordnung zu bringen; ein unerhörter Zeitaufwand, und noch dazu ein verlorener: denn meistens kommt man dahin zurück, wovon man anfangs ausging. Die erste Stimmung, worin es wurde, ist einmal vorbei. Ich habe den Anfang ganz weggestrichen; für die Verse ist's Schade, vielleicht passen sie einmal für ein anderes Ganze." — 5. Febr. „Ich habe die Künstler vollendet, und so, daß ich damit zufrieden bin. Ich muß mich selbst loben. Ich habe noch nichts so Vollendetes gemacht — ich habe mir aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen." — 9. Febr. „Ich habe nun die Hauptidee des Ganzen: die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einheit gemacht. Es ist eine Allegorie, die ganz hindurchgeht, mit nur veränderter Ansicht, die ich dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen lasse... Nun folgt aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anstoß gegeben hatte, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung giebt. Wieland empfand es sehr unhold, daß die Kunst nach der bisherigen Vorstellung doch nur die Dienerin einer höhern Cultur sein sollte. Alles was wissenschaftliche Cultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst, und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedicht unentwickelt zu liegen und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dies ist nun geschehn. Nachdem also der Gedanke philosophisch und historisch ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Cultur vorbereitet habe, so wird nun gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel

sei, sondern nur eine zweite Stufe zu demselben; denn erst sei die Vollendung des Menschen da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Cultur wieder in die Schönheit auflöse." — An eine Freundin 12. Febr. „Wieviel doch kleine Umstände können! Vor einigen Tagen war Wieland bei mir, eine kleine Fehde, die wir über eine Stelle in den Künstlern hatten, mit mir abzuthun. Das Gespräch führte uns weit in gewisse Mysterien der Kunst. Wieland war kaum eine halbe Stunde weg, so durchlas ich meine Künstler; einige vorher sehr werth gehaltene Strophen ekelten mich an, und das gab mir Anlaß, vierzehn neue dazu zu thun, die ich nicht in mir gesucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher nur in mir geschlafen hat." — An Körner 25. Febr. „Es ärgert mich, daß ich nicht gleich auf frischer That hingeworfen habe, was zwischen mir und Wieland verhandelt worden ist. Wie er weg war, hatte ich etwas Anderes zu thun, als Briefe zu schreiben; er ließ mir die Künstler da, um einige Veränderungen, worüber wir übereingekommen waren, darin anzubringen; dieses und das vorhergehende Gespräch hieß mich das Gedicht noch einmal ansehn — und hier wurde ich glücklicherweise einige Schiefheiten und Halbwahrheiten gewahr, die dem bessern Gesichtspunkt, woraus das Ganze betrachtet sein will, erstaunlichen Abbruch thaten. Ich warf es fast ganz durcheinander, und du wirst dich über das jüngste Gericht wundern, das darüber gehalten worden ist. Eine ganze Kette neuer Strophen, die zum Inhalt haben, das zu beweisen, was in der vorigen Edition ganz beweislos hingeworfen war, ist nunmehr eingeschaltet. Ich habe über den Ursprung und Fortgang der Kunst selbst einige Ideen hazardirt, und habe alsdann die Art, wie sich aus der Kunst die übrige wissenschaftliche und sittliche Bildung entwickelt hat, mit einigen Pinselstrichen angegeben. Das Ganze hält nun auch mehr zusammen, und dadurch, daß das, womit angefangen wird, im Lauf des Gedichts erwiesen und am Schluß darauf, als auf das Resultat zurückgewiesen wird, ist das Gedicht nun ein geschlossener Kreis. Es ist freilich voluminöser geworden, denn es beträgt dreimal so viel als du gelesen hast, und Verschiedenes was du gelesen hast, ist weg, so daß du über zweihundert neue Verse finden wirst. Ich bin äußerst begierig, wie du es nunmehr findest. Der Anfang ist ganz vortrefflich ausgefallen. Ich muß mich selbst loben. Gleich über der Schwelle strauchelte Wieland, er wollte es nicht für ein Gedicht erkennen,

sondern für philosophische Poesie. Eine Allegorie, die nicht gehalten sei, sich alle Augenblicke entweder in eine neue Allegorie verliere, oder gar in philosophische Wahrheit übergehe, das Durcheinanderwerfen poetisch wahrer und wörtlich wahrer Stellen incommodire ihn. Er vermißte die Einheit der Form. Die malerische Sprache und das luxuriöse Uebergehn von Bild zu Bilde blende ihn, so daß er vor Licht nicht sehe u. s. w. — Wenn man von der Idee des Ganzen durch das Ueberladen in die Details zurückgezogen wird, so ist die Poesie natürlicherweise falsch; ist es aber immer derselbe Gedanke, den man in diesen neuen Formen wiederfindet, und schließen sie sich durch eine natürliche Fortschreitung aneinander, so muß, denke ich, diese Ueppigkeit in der Ausführung ein Vorzug sein. Die Hauptsache ist, ob der Hauptgedanke den höchsten Grad der Anschaulichkeit erhalten hat. — Wieland wirft mir vor, daß ich nicht Leichtigkeit habe; er spricht mir auch ab, sie in dem Grade, wie er sie hat, zu erwerben. Ich fühle während meiner Arbeiten nur zu wohl, daß er nur zu sehr recht hat, aber ich fühle auch, worin der Fehler liegt, und das läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und des Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erfordernisse zusammenbringe, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden. — Das lyrische Fach, das du mir anweist, sehe ich eher für ein Exil als für eine eroberte Provinz an."

Den 30. März geht er mit Körner die Bildersprache des Gedichts durch, und giebt durchweg eine geistvolle und bedeutende Erklärung; man sieht, wie reiflich er überlegt hat. Körner ist nicht ganz befriedigt. (12. April.) „Du hast den Hang, deine Producte durch Schmuck im Einzelnen zu überladen. Manche schöne Idee geht dadurch verloren, daß man sie blos im Vorübergehn mitnehmen soll, da sie doch die ganze Aufmerksamkeit erfordert. Ideen dieser Art können nicht die gehörige Wirkung hervorbringen, wenn sie nicht in einem besondern Kunstwerk als ein einzelnes Ganze in das vortheilhafteste Licht gestellt sind. Interessirt man sich wirklich für die Hauptidee deines Gedichts, so kann man unmög-

lich auf alle diese einzelnen Züge so viel Aufmerksamkeit heften, als erfordert wird, sie ganz zu verstehn. Es ist schade um die Kunst, mit der die Gegenstände in einem dunkeln Hintergrund ausgeführt sind, wenn der Blick des Betrachters auf die Hauptfigur nothwendig gefesselt wird." — Auch als Oct. 1790 in Bürger's Akademie eine Recension des Gedichts von A. W. Schlegel erschien, bemerkt er kopfschüttelnd (11. Nov.): „Seine Kritik sieht noch zu sehr an dir hinauf, und ich glaube, daß es eine Kritik mit Begeisterung giebt, wobei man auf den größten Künstler herabsieht." Die Kritik verdient noch immer beachtet zu werden.

„Der Grund, weswegen Lehrgedichte so wenig gelesen werden, ist, daß der Stoff derselben der Prosa angehört und einzig durch den Vortrag poetische Gestalt gewinnt. . . Es giebt jedoch eine höhere Stufe der lehrenden Poesie. Wahrheit, wenn sie uns den Adel unserer Natur kennen lehrt, erzeugt Begeisterung; aber die Alten glaubten, Begeisterung finde auch Wahrheit. Wie, wenn der Dichter nun seine Lehre nicht mit jener zweiten nur abgeleiteten Begeisterung mittheilte, sondern mit dieser ursprünglichen, die der Erkenntniß voraneilt? — Nicht alles ist Chimäre, wovon sich nicht in deutlichen Begriffen Rechenschaft ablegen läßt: verworrene Gefühle und Ahnungen sind für uns wahr und wirklich. Und wer ist wohl, der ihre Allmacht nicht aus eigner Erfahrung kennt? Wenn nun dieses innere Regen und Streben uns Verhältnisse zwischen den Dingen entdeckt, ohne daß wir die Reihe der Mittelideen mehr als dunkel wahrnehmen, so ahnden wir die Wahrheit, so lange bis hellere Erkenntniß die Ahndung widerlegt, oder sie in Ueberzeugung verwandelt. Vieles aber kann nie zu ganz deutlicher Erkenntniß gebracht werden: wir müssen uns begnügen, es als Gefühl zu besitzen. Die gewöhnliche Menschensprache versagt uns sogar die Mittel, es mitzutheilen, und so bleibt es in unserm Busen gefangen. — Wenn nun ein Dichter solchem Wahrheitsgefühl Raum giebt, wenn er sich der schwebenden Erscheinungen geistiger Anschauung bemächtigt, und ihnen durch Bilder und Töne bestimmteren, festeren Umriß und Selbständigkeit verleiht: sollte er nicht stärker auf uns wirken, tiefer in unser Inneres greifen, als wenn er blos aus dem allgemeinen Schatz des menschlichen Wissens Wahrheiten aushebt und diese in poetische Sprache kleidet, die er wiederum aus dem allgemeinen Schatz der Dichtkunst entnommen hat? — Man sieht, daß auf

diese Weise das lehrende Gedicht selbst im Stoff poetisch werden könne, und daß dann die dichterische Behandlung nicht mehr willkürliche Auszierung sei, sondern nothwendiges Werkzeug der Ideenmittheilung."

„Schiller hat seinen Gegenstand nicht so geschildert, wie er ihn etwa aus historischen Factis und philosophischen Raisonnements kennen konnte, sondern er hat ihn nach seiner Weise idealisirt; er hat das Bild dargestellt, als ein Geist wie der seinige, nach dem Genuß, den ihm die schönen Künste gaben, nach dem Einfluß, den sie auf sein Leben hatten, von dem Ursprung und Fortgang derselben und ihren Wirkungen auf das gesammte Menschengeschlecht sich machen mußte. Es wäre also ein völlig schiefer Gesichtspunkt, wenn man bei jeder Zeile des Gedichts fragen wollte: ist das auch wirklich so geschehn? läßt sich das auch durch trockne Argumente darthun? — Die einzelnen Züge sollen dem Ganzen dienen, und sie sind gut, wenn sie zu seiner Einheit und Bestandheit gehören. Das Ganze aber ist nicht willkürlich erfunden: denn es ist das Resultat von den Objecten und der Eigenthümlichkeit des erkennenden Geistes; und das sind ja alle unsere Vorstellungen."

„Anschauliche Darstellung ist um so schwerer, je geistiger das ist, was dem Dichter vorschwebt. Indessen ist hier gerade der Punkt, wo die Poesie eines so verfeinerten Zeitalters wie das unsrige, durch eigenthümliche Vorzüge glänzen kann. Je zarter und feiner die innere Organisation des Menschen durch beständige Ausbildung, je durchsichtiger und leichter die Atmosphäre der Sinnlichkeit wird, die ihn von der Geisterwelt scheidet; um so mehr verliert die Sprache an Energie in der Darstellung sinnlicher Gegenstände; doch in eben dem Grad erweitert sich der poetische Horizont auf der andern Seite: was sonst nur den betrachtenden Verstand beschäftigen konnte, nimmt nun eine sinnlich-fühlbare, wenn gleich ätherische Bildung an."

Mit feinem Spürsinn geht nun Schlegel auf den Gedankengang und die Schönheit des Einzelnen ein. „Es liegt überall tiefer Sinn, und doch, so täuschend ist die leichte Grazie des Vortrags, könnte man fast glauben, der Dichter spiele nur mit Bildern. Dieser sich versteckende Tiefsinn, der dem Leser allen Genuß des Denkens giebt, ohne ihn die Anstrengung dabei ahnden zu lassen, ist überhaupt ein Charakter der Schillerschen Werke. —

Wehe dem Kritiker, der nicht fühlt, daß der kleine Maßstab seiner kalten Beurtheilung nicht bei jedem Zuge eines solchen Gemäldes angebracht werden dürfe! Wie ist besonders die beschließende und vollendende Schilderung so groß gedacht, so rein und zart empfunden, so ganz im hohen griechischen Stil ausgeführt!... So sehr sich der Dichter emporgeschwungen haben mag, so hat er doch gewußt, für den Beschluß noch etwas Höheres aufzusparen. Alles Vorhergesagte diente zur Vorbereitung auf diesen; alles vereinigt sich hier wie in einem Brennpunkt.... Ueberall weht der milde Hauch jenes Kunstgefühls, das der Sänger preist, und zaubert dem Gedanken gemäßigte sanfte Formen an. Ueberall herrscht ein stiller hoher Geist, der sich seiner Stärke, die Seelen zu erschüttern, freiwillig begab, oder auch, in süßer Vertraulichkeit mit allen Göttern des Schönen, auf eine Zeit lang sie vergaß." —

Es ist in dieser Kritik wie in dem Gedicht selbst ein nicht unwichtiger Irrthum. Der Satz, daß es auf die Wahrheit einer dichterischen Behauptung nicht ankomme, weil, „was schöne Seelen schön empfinden, trefflich und vollkommen sei," ist der Grundsatz der spätern romantischen Schule, und A. W. Schlegel hatte wohl Grund, sich seiner so lebhaft anzunehmen. Wenn man zuerst die Götter Griechenlands im Pandämonium aufstelle, gesellten sich bald, die Himmelskönigin voran, sämmtliche katholische Heilige dazu; schließlich auch die Ungeheuer Aegyptens und Indiens, und alle mit dem Anspruch absoluter Geltung. Die „Götter Griechenlands" und die „Künstler" fanden ihre Ergänzung in A. W. Schlegel's „Bund der Kirche mit den Künsten". — Im Allgemeinen darf Schiller's Gedicht die nüchterne Prüfung der Wahrheit nicht scheuen, die Künste haben wirklich den segensreichen Einfluß auf die Humanität ausgeübt, den er von ihnen aussagt: aber ein verhängnißvoller Irrthum waltet ob: sie sind nicht, wie das Mädchen aus der Fremde, von einer überirdischen Region zu den Sterblichen herabgekommen, sondern sie sind aus der Menschheit selbst, als ihr edelster Ausdruck, hervorgegangen. Homer hat sein Volk gebildet, weil er der treueste Repräsentant desselben war. — Schiller hat seine eigne, poesielose Zeit im Auge, die Stoff und Form von der Fremde (zunächst aus Griechenland) entlehnen mußte; wie das zum Nutzen und Frommen des Volks möglich war, haben Hermann und Dorothea und Wallenstein hin-

länglich gezeigt; vorläufig aber ging der Idealismus in seiner Verachtung des Zeitalters zu weit, denn wenn der Dichter sich ganz von seinem Volk abwendet, bringt er nur Schatten hervor.

> Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
> Die ernste Wahrheit zum Gedichte,
> Und finde Schutz in der Kamönen Chor ...
>
> Der freisten Mutter freiste Söhne,
> Schwingt euch mit festem Angesicht
> Zum Strahlensitz der höchsten Schöne;
> Um andre Kronen buhlet nicht! ...
>
> Erhebet euch mit kühnem Flügel
> Hoch über euern Zeitenlauf;
> Fern dämmert schon in euerm Spiegel
> Das kommende Jahrhundert auf.

Das „Zeitalter" ließ die Dichtung im Stich, wo diese ihm wirklich entfloh; es nahm sie freudig auf, wo sie ihm treu blieb. — eben in Hermann, in Wallenstein, Tell u. s. w. — und die Nachwelt bestätigt fast immer das Urtheil des Zeitalters. — Die „Künstler" bilden einen Wendepunkt in der Geschichte des Dichters, den er bei einer spätern Phase seiner Entwicklung nicht mehr verstand.

Bei der Revision seiner Gedichte schreibt er an Körner, 27. Mai 1793: „Vor der Durchsicht der Künstler ist mir am meisten bange. Meine Ideen über Kunst haben sich seit der Zeit merklich erweitert, meine Gesichtspunkte sich verändert, manche Meinungen sich ganz und gar widerlegt. Doch muß ich gestehn, daß ich noch sehr viel philosophisch Richtiges in den Künstlern finde, und wieder ordentlich verwundert bin. Ueber den Gang des ganzen Gedichts fürchte ich mein Urtheil zu sagen; — er befriedigt mich gar zu wenig." — Und bei einer nochmaligen Durchsicht, 21. Oct. 1800: „Die Künstler habe ich wohl zwanzigmal in der Hand herumgeworfen, ehe ich mich decidirte. Deinen Gedanken (einer Umarbeitung) hatte ich anfangs auch, aber er ist nicht durchzuführen. Leider ist dasselbe durchaus unvollkommen, und hat nur einzelne glückliche Stellen, um die es mir freilich selbst leid thut." — Das Urtheil ist ungenau: die Künstler sind — vielleicht neben dem „Spaziergang", Schiller's bestes Gedicht;

und auch in der Art hatte er sich nicht geändert; es war ein phänomenologisches Spiegelbild der Culturgeschichte — viel besser und glänzender ausgeführt als in den Nebelgestalten des spätern „absoluten Wissens", weil es von poetischer Gestaltungskraft eingegeben war.

Der Wendepunkt zeigt sich nun in dem unruhigen Umhersuchen nach würdigen, gleichsam „absoluten" Stoffen der Kunst, nach dem neuen Hellas und der Religion der Freude und Schönheit. Obgleich die „Künstler" Schiller mehr als irgend eines seiner frühern Werke das Gefühl hätten geben sollen, daß er ein Dichter sei, machte ihn dieser Idealismus an sich irre, und er ging zur Prosa über, trotz der Fülle poetischer Intentionen.

Zunächst schwebte ihm ein Epos vor, selbst mit dem alten Götterapparat, um den „Regeln der Classicität", wie er denn doch schrieb, zu entsprechen. „Deine Idee, schreibt er an Körner 19. März 1789, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrich's 2. zu machen, fängt an sich bei mir zu verklären und füllt manche heitere Stunden bei mir aus. Ich glaube, daß es noch dahin kommen wird, sie zu realisiren; an den eigenthümlichen Talenten zum epischen Gedichte, glaub' ich nicht, daß es mir fehlt. Ein tiefes Studium unserer Zeit (denn das ist der Punkt, um den sich alles darin drehen muß) und ein ebenso tiefes Studium Homer's werden mich dazu geschickt machen. — Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding sein, als eins in der Kindheit der Welt; und eben das ist's, was mich an dieser Idee so anzieht — unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unserer Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Einheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. f. anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden. Denn ich möchte und muß auch alle Forderungen, die man (!) an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Man ist einmal so eigensinnig (und vielleicht hat man nicht Unrecht), einem Kunstwerk Classicität abzusprechen, wenn seine Gattung nicht aufs bestimmteste entschieden ist. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe in einem so prosaischen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen

Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, ganz entschieden wählen würde, eräthst du wohl schwerlich? Kein anderes als ottave rime. Alle anderen, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider; und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! Wie sehr der epische Gehalt durch die weiche, sanfte Form schöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondeliere in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Ich traue mir zu, schöne Verse zu machen, und einige Strophen in den Künstlern werden dir keinen Zweifel darüber lassen. Auch über die Epoche aus seinem Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Schlacht bei Kollin und der vorhergehende Sieg bei Prag z. B., oder die traurige Constellation vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth, die sich dann so glücklich und so romantisch durch ihren Tod löst. Die Haupthandlung müßte wo möglich sehr einfach und wenig verwickelt sein, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschaun lassen; es giebt hier kein besseres Muster als die Iliade. Homer z. B. macht eine charakteristische Enumeration der verbündeten Griechen und der trojanischen Bundesvölker. Wie interessant müßte es sein, die europäischen Hauptnationen, ihr Nationalgepräge, ihre Verfassungen, und in sechs bis acht Versen ihre Geschichte anschauend darzustellen! Welches Interesse für die jetzige Zeit! Statistik, Handel, Landescultur, Religion, Gesetzgebung: alles dies könnte oft mit drei Worten lebendig dargestellt werden. Der deutsche Reichstag, das Parlament in England, das Conclave in Rom u. s. w. Ein schönes Denkmal würde auch Voltaire darin erhalten. Was es mir auch kosten möchte, ich würde den freien Denker vorzüglich darin in Glorie stellen und das ganze Gedicht müßte dieses Gepräge tragen."

Die Intention im Allgemeinen war die vollkommen richtige; aber bei dem Begriff der Classicität, in den er sich hier verrennt,

kann man sehr damit zufrieden sein, daß er nicht zur Ausführung kam. — Gewissermaßen als Vorarbeit übersetzte er zwei Gesänge der Aeneide in freien Stanzen; dazwischen grübelte er weiter über den Stoff. „Ich wünschte, schreibt ihm Körner 2. Nov. 1791, einen Stoff von allgemeinem Interesse für das bessere Publicum, wobei sich philosophischer Gehalt mit lebendiger Darstellung und aller Pracht der Sprache vereinigen ließe. In deinen Künstlern ist der Keim zu einem solchen Gedicht. Denke dir einmal die Erziehung des Menschengeschlechts — nicht in Lessing's Sinn, sondern das Schauspiel, wie sich vor den Augen eines höhern Wesens alle Art von menschlicher Trefflichkeit entwickelt — als den Stoff eines epischen Gedichts — eine Art von Philosophie der Geschichte. — Der Gedanke ist noch äußerst roh; aber du wirst schon ahnen, was ich eigentlich meine. Nur das Genialische, das Unthierische im Menschen wünschte ich ausgehoben und in einer Reihe von Gemälden, sowie es in allen Zeitaltern über alle Theile des Erdbodens zerstreut nach einander erscheint, aufgestellt zu sehn."

„Der epische Dichter, antwortet Schiller 28. Nov., reicht mit der Welt, die er in sich hat, nicht aus, er muß in keinem gemeinen Grade mit der Welt außer ihm bekannt und bewandert sein. Dies ist, was mir fehlt. Freilich würde ein mehr entlegenes Zeitalter mir diesen Mangel bedecken helfen, aber auch das Interesse des gewählten Stoffes nothwendig schwächen. — Könnte ich es mit dem übrigen vereinigen, so würde ein nationaler Gegenstand doch den Vorzug erhalten. Kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache, was ihn stempelt, so wäre diese allein genug, ihn in eine gewisse Form einzuschränken und seinem Product eine nationale Eigenthümlichkeit zu geben. Wählte er aber nun einen auswärtigen Gegenstand, so würde der Stoff mit der Darstellung immer in einem gewissen Widerspruche stehen, da im Gegentheil bei einem vaterländischen Stoff Inhalt und Form schon in einer natürlichen Verwandtschaft stehen; das Interesse der Nation an einem nationalen Heldengedicht würde dann doch immer auch in Betrachtung kommen, und die Leichtigkeit, dem Gegenstande durch das Locale mehr Wahrheit und Leben geben. Friedrich 2. ist kein Stoff für mich. Ich kann diesen Charakter nicht lieb gewinnen; er begeistert mich nicht genug, die

Riesenarbeit der Idealisirung an ihm vorzunehmen. Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationalem und politischem noch am meisten gattet, und wo ich mich meiner Lieblingsideen am leichtesten entledigen kann, steht Gustav Adolph oben an. Gerade das, was du mir vorschlägst, bestimmt mich für diesen Stoff. Ganz gewiß wäre eine solche Menschheitsgeschichte der würdigste Gegenstand für den epischen Dichter, wenn sie irgend ein Stoff für einen Dichter sein könnte. Aber da liegt eben die Schwierigkeit. Ein philosophischer Gegenstand ist schlechterdings für die Poesie verwerflich, vollends für die, welche ihren Zweck durch Handlung erreichen soll. Hingegen, wenn sich ein historischer handlungsreicher Stoff findet, mit dem man diese philosophischen Ideen nicht nur in eine natürliche, sondern nothwendige Verbindung bringen kann, so kann daraus etwas Vortreffliches werden. Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also blos auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ganz und ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre. Ich will aber darum noch nicht sagen, daß ich für Gustav Adolph entschieden bin; aber noch weiß ich keinen Stoff, bei welchem sich so viele Erforderniße zum Heldengedicht vereinigen. Es ist aber möglich, daß mir das vierte Jahrhundert oder das fünfte einen noch interessanteren darbietet. Laß uns übrigens noch öfter von dieser Materie handeln; mein Herz und meine Phantasie bedürfen es jetzt sehr, sich mit Innigkeit und Feuer an einen Stoff anzuschließen, der mir ein geistiges Interesse giebt." —

Was Schiller hier dunkel vorschwebt, hat er im Wallenstein und Tell wirklich durchgeführt; ehe er aber an das wirkliche Schaffen ging, mußte er über die Unsicherheit, welche das Denken über ihn gebracht, durch vertieftes Denken wieder Herr werden. Dies ist der eigentliche Sinn seiner spätern Philosophie, und so faßte auch Körner das Verhältniß auf. — „Jetzt leben, schreibt er ihm 20. Dec. 1791, meine alten Hoffnungen wieder auf, daß wir noch einst mit vereinten Kräften, obwohl jeder auf seinem eigenen Wege, nach einem gemeinschaftlichen Zweck streben werden. Noch

bin ich durch meine jetzige Actenarbeit nicht abgestumpft worden, ich fühle noch Kraft und Beruf, in einer bessern Sphäre zu wirken. Beinahe wäre deine Prophezeihung eingetroffen. Ich habe mir meine juristischen Geschäfte idealisirt; ich fing an sie lieb zu gewinnen und sie als Kunst zu betreiben. Ich täuschte mich so weit, daß ich meine jetzige Beschäftigung für meine wahre Bestimmung hielt, und selbst in dem Falle, daß es mir durch ökonomische Unabhängigkeit möglich wurde, keinen Grund fand, sie aufzugeben. Einen anderen Glauben habe ich jetzt leider nicht mir selbst, sondern einem an sich geringfügigen Umstande zu danken, der mir die platte Wirklichkeit in meinem Geschäft auf einmal recht anschaulich machte. Dies brachte mich zum Nachdenken über diese Art von Thätigkeit überhaupt, und ich fand freilich, was ich vorher nicht bemerkt hatte, daß das Wenige, was man dabei leisten kann, die Zeit und Anstrengung nicht werth ist, die man einem höheren Zweck entzieht. Eigenthum ist ein gemeines Bedürfniß der Menschheit, für das tausend andere ebenso gut und besser arbeiten können, als ich. Aber für die dringenderen, höheren und verkannten Bedürfnisse zu arbeiten, ist Pflicht und Bestimmung für jeden, der sie erkennt und Fähigkeiten in sich fühlt, zu ihrer Befriedigung etwas beizutragen. So wirst du als Künstler wirken, ich vielleicht als Philosoph."

Zweites Buch.

Die Lehrjahre

1787—1794.



Erstes Capitel.

Die Größen von Weimar.

Weshalb Schiller Dresden verließ, ist schon gesagt worden: er wollte einmal auf eigenen Füßen stehn. Nach Weimar zogen ihn verschiedene Umstände: eine persönliche Neigung; die leider vergebliche Hoffnung, durch den Herzog von Weimar, der ihm vor zwei Jahren den Rathstitel gegeben, gefördert zu werden: — Carl August und Luise sah er gar nicht, bei der Herzogin Mutter fand er keine andere Erfrischung, als einmal — einen Kirschkuchen ohne Steine! — endlich die feste Ueberzeugung, daß in der classischen Atmosphäre von Weimar seine eigene Poesie frisch aufblühn werde. Gerade in dieser Beziehung wurde er am schlimmsten enttäuscht.

Während Körner, der anscheinend nüchterne Realist, ihm stets den Rinaldospiegel des Ideals vor Augen hielt, drückten ihn die Größen von Weimar in die gemeine Prosa herab. Goethe war noch in Italien, seine Freunde beschäftigten sich ausschließlich mit Kräutern und Steinen, wofür Schiller nicht das geringste Interesse haben konnte; bei den andern wurde Schiller in seinen Erwartungen sehr herabgestimmt. Die ersten Briefe aus Weimar sind von großem Interesse. Er nahet sich ihnen mit gläubigem Zutrauen, findet sich aber sehr bald enttäuscht, und das weitere Bild, das er von ihnen entwirft, verräth ein Talent zur Satire, das man dem Dichter des Ideals kaum zutrauen sollte. Vor allem tritt der alte Wieland in anschaulichen Farben aus der Leinwand, in seiner polternden Gutherzigkeit, seiner altklugen Weisheit, die fortwährend durch kindische Laune und Empfindlichkeit unterbrochen wurde, kurz mit den tausend Widersprüchen seiner Natur. Daß er auf Schiller in mancher Beziehung wohl-

thätig wirkte, haben uns Don Carlos und die Künstler gezeigt: der Geist des Dichters konnte sich an ihm nicht erheben. Wieland war doch schon ein alter Mann.

Interessant sind auch die Notizen über Herder. 25. Juli 1787: „Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehn in Haß oder Liebe. Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung. — Den Herzog von Würtemberg haßt er mit Tyrannenhaß. Ich muß ihm erstaunlich fremd sein; er ging mit mir um, wie mit einem Menschen, von dem er nichts weiter weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat nichts von mir gelesen... Er ist erstaunlich höflich, man hat sich wohl in seiner Gegenwart. Ich glaube, ich habe ihm gefallen, denn er äußerte mehrmals, daß ich ihn öfters wiedersehn möchte... Er lebt äußerst eingezogen... Er klagt sehr über viele Geschäfte und daß er zur Schriftstellerei wenig Zeit übrig behielte." — 8. Aug.: „Vor acht Tagen ging ich im Wäldchen vor der Stadt allein spazieren und fand unterwegs Herder mit seinen Kindern. Ich gesellte mich zu ihm und kam zufälligerweise zu einem recht angenehmen Abend. Herder macht sich aus schriftstellerischen Menschen nichts, aus Dichtern und dramatischen vollends am allerwenigsten, aus Fremdheit, wie er selbst gesteht, in diesem Fach des Geistes; er hat von mir nichts gelesen, und doch wird Herder beinahe am billigsten gegen mich sein. Er fragte mich, wie ich arbeite, und da ich ihm sagte, ich hätte das Unglück, während einer weitläufigen poetischen Arbeit mich selbst zu verändern, weil ich noch im Fortschreiten wäre, und also am Ende eines solchen Products anders als bei dessen Anfang zu denken und zu empfinden, so rieth er mir, schnelle Brouillons hinzuwerfen und dann erst langsam darin nachzuarbeiten. Seine Idee war hell und richtig... Ich sprach vom Geisterseher... Er hat auch hierin eigene und fruchtbare Ideen, und neigt sich sehr zu der Meinung eines wechselseitigen Ineinanderwirkens der Geister nach unbekannten Gesetzen. Auch die Thiere schienen oft unsere Gedanken zu wecken. Ein lebhafter Gedanke in mir könne einem andern, der mir nahe sei, einen ähnlichen erwecken u. s. w. Es gebe Menschen, die ihr Schicksal im Allgemeinen vorher wissen, unter welchen er selbst sei. So erklärten sich Prophezeihungen von Dingen, die doch Facta enthielten, welche von außen entstehen müßten und nicht in der Ideenreihe lägen... Herder sagte mir,

daß er sich bei seinen Arbeiten äußerst sammeln müsse, und z. B. wie er seine Ideen schreibe, für alles andere Denken verloren sei. Wir sprachen von seinem Predigen. Er dürfe in der Woche nicht an seine Predigt denken, wenn sie ihm glücken solle." — 12. Aug.: „Am vorigen Sonntag hörte ich ihn zum ersten Mal predigen. Die ganze Predigt glich einem Discurs, den ein Mensch allein führt, äußerst plan-, volksmäßig, natürlich... Einfach wie sein Inhalt ist auch der Vortrag: keine Geberdensprache, kein Spiel mit der Stimme, ein ernster und nüchterner Ausdruck. Es ist nicht zu verkennen, daß er sich seiner Würde bewußt ist. Die Voraussetzung dieses allgemeinen Ansehens giebt ihm Sicherheit und gleichsam Bequemlichkeit, er fühlt sich als einen überlegenen Kopf, von lauter untergeordneten Geschöpfen umgeben... Ich muß dir aufrichtig gestehn, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt... Eine Predigt ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler."

29. Aug.: „Von den hiesigen großen Geistern kommen einem immer mehr närrische Dinge zu Ohren. Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst aneinander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen beide abgesondert in ihren Etagen, und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigner Person in ihres Ehgemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt, mit den Worten: „wer das gemacht hat, muß ein Gott sein, und auf den kann niemand zürnen" — dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende. Preiset Gott, daß ihr unsterblich seid!.. Uebrigens aber freue ich mich, Herder wieder zu besuchen. Er ist ein eigener Mensch, und insofern ein Genuß für den Beobachter."

17. Mai 1788: „Ich habe mich mit Herder über historische Schriftstellerei, Magnetismus und verborgene physische Kräfte unterhalten. Er ist sehr für letztere, und besonders für eine Art von Emanation des Fluidi nervei, oder was es sonst ist, aus einem Körper in den andern, woraus er die Sympathien und Antipathien, den Zusammenhang der Mutter mit dem Kind u. s. w.

erklärt. So sagt er von sich, daß ihm das erste Zusammenkommen mit einem fremden Menschen ein dunkles physisches Gefühl erwecke, ob dieser Mensch für ihn tauge oder nicht. Er neigt sich äußerst zum Materialismus, wo er nicht schon von ganzem Herzen daran hängt. . . Ich bin willens, Herdern diesen Sommer, so zu sagen, zu verzehren."

28. Sept. 1789: „Herder hat vor einiger Zeit einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Seit seiner Zurückkunft aus Italien hatte er nicht gepredigt, weil er erst abwarten wollte, ob er bleiben würde. Wie nun seine Sache entschieden war, so bestieg er zum ersten Mal die Kanzel wieder; alles kam in die Kirche, selbst von Jena aus, und war voll Erwartung — er predigte von sich selbst, und in Ausdrücken, die seinen Feinden gewonnenes Spiel gaben. . . Das Te Deum wurde gesungen mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchstühlen ausgetheilt wurde. Alles ist aufgebracht und hat diese Komödie äußerst anstößig gefunden. — Noch ein Beispiel von seinem Savoir-vivre. Bei der Tafel der Herzogin sprach er vom Hof und von Hofleuten, und nannte den Hof einen Grindkopf, und die Hofleute die Läuse, die sich darauf herumtummelten. Dies geschah an der Tafel, und so, daß es mehrere hörten. Man muß sich dabei erinnern, daß er und seine Frau den Hof suchen, und auch vorzüglich durch den Hof soutenirt werden."

Alle diese Verhältnisse waren nicht dazu angethan, in einer Periode, wo er sich seine Ueberzeugung noch erkämpfen mußte, den Idealismus des Dichters zu erhöhen. Wie ernsthaft er trotzdem darnach rang, seine poetischen Vorstellungen zu klären, haben wir im vorigen Capitel gesehn; die Praxis ging aber damit nicht Hand in Hand, und wenn Wieland und Herder so wie die andern Berühmtheiten von Weimar ihn unablässig mit der Vorstellung des Publicums einschüchterten, auf das er Rücksicht zu nehmen habe, wenn Körner nicht ganz mit Unrecht sich beklagen durfte, die Luft von Weimar habe ihn prosaischer gemacht, so trieb ihn auf der andern Seite die Noth, sich mit Arbeiten zu beschäftigen, die seinen Idealen widerstrebten.

Gleich zu Anfang seiner Laufbahn hatte Schiller um seines Lebens Unterhalt willen zu dem beliebten Hilfsmittel des Journalismus gegriffen. Bei der Anzeige der Rheinischen Thalia hatte er vor dem Publicum eine Verehrung ausgesprochen, die, wenn

er sie überhaupt jemals empfand, sehr bald einer gründlichen Verachtung Platz machte: einer Verachtung, die ebenso unberechtigt war als jenes Gefühl der Ehrfurcht, denn das Publicum ist gerade so vernünftig, als man mit ihm umgeht. Schiller war trotz des Lobes, welches man namentlich seiner spätern Redaction hat zu Theil werden lassen, stets ein schlechter Journalist.

Der wahre Journalist muß ganz in seiner Zeit leben. Ist seine Gesinnung gemein, so wird er ihren schlechten Eigenschaften schmeicheln, ist sie edel, so wird er die wahren Bedürfnisse jedes Moments richtig zu erkennen und durch Befriedigung derselben eine bessere Zukunft vorzubereiten suchen. Von einem solchen Studium des Augenblicks und seiner Bedürfnisse hatte Schiller nie einen Begriff, daher schwankten seine Journale stets zwischen zwei Extremen: bald setzte er ein ideal gestimmtes Volk voraus, das ihm in die höchsten Regionen des Geistes ohne Mühe folgen könne; bald warf er der Menge, die ja nichts Besseres verdiene, die gemeinste Lockspeise hin. Die natürliche Folge war, daß seine Journale ohne Wirkung vorübergingen und daß dies Resultat ihn in seiner Verachtung der Menge bestärkte.

In Weimar stand der Journalismus in vollster Blüte. Die Allgemeine Literaturzeitung öffnete dem Dichter ihre Spalten, Wieland gewann ihn für den Merkur, gleichzeitig setzte er die Thalia fort und trug sich schon damals mit dem umfassenden Project, eine Zeitschrift zu gründen, die durch die berühmtesten Namen Deutschlands getragen eine große Abonnentenzahl und einen sichern Erwerb versprechen sollte. Die Unterhandlungen mit Körner über diesen Punkt nehmen einen großen Raum ein.

„Für die Grundlage eines Journals, das man in viele Hände bringen will, schreibt er ihm 12. Juli 1788, ist dein Plan zu ernsthaft, zu solid — wie soll ich sagen? zu edel. Betrachte alle Journale, die Glück gemacht haben, und sieh nach, wodurch sie's gemacht haben. Unsere philosophischen Briefe in der Thalia sind ein Beispiel eines nach deinem Plan äußerst zweckmäßigen und schönen Productes — wie viele Leser haben sie gefunden? Gingen wir also von deiner Idee aus, so müßten wir es uns gar nicht anmerken lassen. Cagliostro's und Stark's, Flamal's Geisterseher, geheime Chroniken, Reiseberichte, allenfalls pikante Erzählungen, flüchtige Wanderungen durch die jetzige politische und in die alte Geschichtswelt — das sind Objecte für Journale. Vor allen

Dingen müßten wir es uns zum Gesetz machen, unsern Stoff entweder aus dem Moment, d. h. aus dem Neuesten zu wählen, was bei der Lesewelt eben im Umlauf ist, oder aus den entlegensten Feldern, wo wir durch das Bizarre und Fremde Eingang finden würden. . . Interessante, leicht und elegant behandelte Situationen, Charaktere u. s. w. aus der Geschichte, erdichtete moralische Erzählungen, Sittengemälde, dramatische Vorstellungen, allenfalls populäre und dabei gefällige Ausführungen philosophischer, wo möglich moralischer Materien, Kunstkritiken, satirische Schilderungen, Meisner'sche Dialoge u. d. g. müßten unsrer Debut sein. . . Meine Hauptidee ist, wirklichen Gehalt der Autoren und Sachen wo möglich zur Lockspeise zu machen, diese aber in Modestoff arbeiten zu lassen. . . Nur, Herr Oberconsistorialrath! mit dem Publicum alsdann nicht gespaßt, sondern hübsch, wie es einem rechtschaffenen Kutschpferd von Journalisten zukommt, und wie ich es meinerseits gewiß auch thun werde, bei der Stange geblieben und nicht gleich bei der ersten Station niedergefallen!" —

Die Unterhandlungen dauerten fort bis zur wirklichen Gründung der Horen und es kommen noch stärkere Ausdrücke darin vor; der vorliegende Brief aber genügt nachzuweisen, worauf es uns allein ankommt, daß es damals für Schiller ein großes Glück war, ein anderes Feld zu finden, in welchem er für seinen Lebensunterhalt arbeiten und sich zugleich fortbilden konnte.

Den vorläufigen Stoff für die Thalia bildeten die Arbeiten, die aus der vorigen Periode zurückgeblieben waren, namentlich der Geisterseher, das einzige Werk, das Schiller mit innerem Widerstreben gearbeitet hat und worüber uns sehr ergötzliche Aeußerungen aufbewahrt sind.

6. März 1788. — Dem verfluchten Geisterseher kann ich bis diese Stunde kein Interesse abgewinnen; welcher Dämon hat ihn mir eingegeben! — 17. März. — Der Geisterseher wird schlecht, ich kann nicht helfen; es giebt wenige Beschäftigungen, die Correspondenz mit dem Fräulein von A. nicht ausgenommen, bei der ich mir eines sündlichen Zeitaufwands so bewußt war, als bei dieser Schmiererei. Aber bezahlt wird es nun einmal. — 17. Mai. — So viel ist gewiß, daß ich mir diesen Geschmack des Publicums zu Nutzen machen und so viel Geld davon ziehen werde als mir immer möglich ist. Indessen wirst du finden, daß diese

Fortsetzung des Geistersehers mehr Kopf gekostet hat als der Anfang, weil es nichts Kleines war, in eine planlose Sache Plan zu bringen und so viel zerrissene Fäden wieder anzuknüpfen. — 12. Juni. — Ich schmachte nach dem Augenblick, wo ich anfangen kann Schulden zu bezahlen, und dieses will erschrieben sein. Jetzt dank' ich dem guten Zufall, der mir den Geisterseher zuführte. Ich wäre ein Narr, wenn ich das Lob der Thoren und Weisen so in den Wind schlüge. — 20. Nov. — Mich beschäftigen jetzt Dinge, die mein Herz nur flach berühren, der Geisterseher und dergleichen. — 12. Dec. — Nun habe ich ihn das dritte Mal liegen lassen. Ich habe noch immer kein Herz dazu gewinnen können, obgleich einige fruchtbare Adern aufgegraben sind. —

22. Jan. 1789. — Stelle dir vor, daß mir der Geisterseher anfängt lieb zu werden, und jetzt, da ich ihn hineilen muß. Das rettet ihn zwar vor gänzlicher Leerheit; mir aber muß es immer so ergehn, daß meine Neigungen und die Umstände miteinander in Widerspruch stehn. Ich habe dieser Tage ein philosophisches Gespräch darin angefangen, das Gehalt hat. Ich mußte den Prinzen durch Freigeisterei führen. — 26. Jan. — Bei dieser Gelegenheit habe ich nun selbst einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich ganz so denken sollte, wie der Prinz in der Verfinsterung seines Gemüths). Jetzt bin ich bei der schönen Griechin; und um mir ein Ideal zu holen, werde ich die nächste Redoute nicht versäumen. Ich möchte gern ein recht romantisches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit schildern; aber das muß zugleich so beschaffen sein, daß es eine eingelernte Rolle ist, denn meine Griechin ist eine abgefeimte Betrügerin. — 12. Febr. — Der Leser dieser Farce muß einen stillschweigenden Vertrag mit dem Verfasser machen, wodurch der Letztere sich anheischig macht, seine Imagination wunderbar in Bewegung zu setzen, der Leser aber verspricht, es in der Delicatesse und Wahrheit nicht so genau zu nehmen. — 9. März. — Hätte mich der Geisterseher bis jetzt für sich selbst als ein Ganzes interessirt, oder vielmehr, hätte ich die Theile nicht früher expediren müssen, als dies Interesse in mir reif geworden ist, so würde dieses Gespräch dem Ganzen mehr untergeordnet worden sein. Da jenes aber nicht war, was konnte ich anders, als das Detail meinem Herzen und meinem Kopf

wichtig machen... Die Handlungsweise des Prinzen soll nicht aus seiner Philosophie, sondern aus seiner unsichern Lage zwischen dieser Philosophie und zwischen seinen ehemaligen Lieblingsgefühlen, aus der Unzulänglichkeit dieses Vernunftgebäudes und aus einer daraus entstehenden Verlassenheit seines Wesens herfließen. — Diese Philosophie ist kein Ganzes, es fehlt ihr an Consequenz — und das macht ihn unglücklich... Es scheint auf dich eine geringere Wirkung gethan zu haben, als ich erwartete. Es mag daher kommen, daß es dir nicht mehr neu war; ich selbst aber, der nichts von der Art liest oder gelesen hat, habe alles aus mir selbst spinnen müssen. Halte diese Philosophie (versteht sich, diejenige abgerechnet, die ich dem Prinzen als einer poetischen Person leihen mußte) gegen die Philosophie des Julius, du wirst sie gewiß reifer und gründlicher finden. —

1. Febr. 1790. — Daß du den Tasso über mein Fragment vom Geisterseher vergessen hast, ist ein Compliment, das ich um des guten Geschmacks willen nicht annehmen kann. — 11. Sept. — Eine Recension meines Geistersehers in der A. L. Z., welche mit Wärme und nicht ohne Geist geschrieben ist, hat mir ihn ordentlich wieder in Erinnerung gebracht, und wenn ich sonst nicht beschäftigt wäre, so könnte ich mit Vergnügen an der Fortsetzung arbeiten. Mein Plan ist ungleich interessanter als der Recensent ahnt, und die folgenden Theile können alles das Interesse in sich vereinigen, das dem ersten noch fehlt.

Daß bei dieser Stimmung der Roman liegen blieb, ist nicht zu verwundern; wohl aber, daß er so vieles Gute enthält. Namentlich den zweiten Theil hat Tieck nicht Unrecht, den Torso eines guten Romans zu nennen — freilich nur als Torso.

Ernsthafter beschäftigte sich Schiller mit dem „Menschenfeind“, dessen vorhandenes Fragment das Schlimmste befürchten ließ. „Mein nächstes Stück, schreibt er 25. Febr. 1789 an Körner, muß über meinen dramatischen Beruf entscheiden. Bis jetzt haben mich die Pläne, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, aufs äußerste embarassirt, weil die Composition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten. Der Menschenfeind ist mir zu verwickelt und zu schwer, als daß ich die neue Manier daran zuerst versuchen könnte; aber vielleicht gründet der Menschenfeind einmal meinen ganzen Credit.“ — 26. Nov. 1790. — „Hätte ich irgend noch

den Gedanken gehabt, den Menschenfeind auszuarbeiten, so wäre er nie in die Thalia eingerückt worden; aber diesen Gedanken habe ich nach der reifsten kritischen Ueberlegung und nach wiederholten verunglückten Versuchen aufgeben müssen. Für die tragische Behandlung ist diese Art Menschenhaß viel zu allgemein und philosophisch. Ich würde einen äußerst mühseligen und fruchtlosen Kampf mit dem Stoffe zu kämpfen haben, und bei aller Anstrengung doch verunglücken. Komme ich je wieder in die tragische Laufbahn, so will ich mich nicht wieder aussetzen, das Opfer einer unglücklichen Wahl zu werden, und meine beste Kraft in einem vergeblichen Streit mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu verschwenden."

Gleichzeitig mit dem Geisterseher (Febr. 1788) erschien Huber's Schmerzenskind, das heimliche Gericht, an dem er schon seit zwei Jahren gearbeitet, in der Thalia. Beide Versuche schmeichelten dem Zeitgeschmack; die Freimaurer, die Schiller vergebens zu werben suchten, wollten geheime Beziehungen herausfinden. Die geheime Mordthat, das Vehmgericht und die unterirdische Höhle des einen stimmten ganz gut zu dem Wunderapparat des andern. Woche für Woche wurde mit Körner brieflich, mit Forster persönlich über die weitere Entwickelung Rath gehalten; das Stück wollte nicht vorwärts rücken, und Huber wurde mitunter muthlos. „Durch das abgerissene langsame Arbeiten verliert sich der fließende unmerkliche Zusammenhang der Theile; man ersetzt ihn durch Künsteleien, Sophistereien, Seiltänzereien, stellt hier und da diesen und jenen Erfordernissen des Plans zu Gefallen seine Charaktere auf Nadelspitzen, und Wahrheit, Simplicität wird dabei zu Schanden" (12. März 1789). Zu andern Zeiten hatte er wieder ein nicht geringes Bewußtsein und fühlte sich von der Hand des Gottes berührt. Nach einer langen Conferenz mit Iffland und sorgfältiger Erwägung der theatralischen Rücksichten wurde das Stück Ende 1789 fertig; Göschen nahm es für 200 Thlr. in Verlag und zu Manheim wurde es 13. Febr. 1790 aufgeführt. Man hatte die Scenen ziemlich willkürlich durcheinandergeworfen, und es fand wenig Beifall und Verständniß. Eine Recension in der Leipz. Z. Nov. 1790 sprach sich mißfällig aus; die Gött. Gel. Anz. (A. W. Schlegel) im Ganzen lobend, wenn auch nicht sehr warm. — Therese, Huber's spätere Frau, bemerkt: „er ging ohne äußere Anregung nie aus sich heraus, so daß er den Menschen und die

Dinge in sehr wenig Beziehungen beobachtete, sie immer nur getrennt von der Vergangenheit und Zukunft in dem Augenblick, wo sie vor ihm standen, erkannte. Daher hatte er sehr viel Ansichten des Menschen, eine richtige Abstraction seines Wesens, aber wenn er sich ihn wollte in Handlungen ausdrücken lassen, fehlten ihm die Uebergänge vom Denken zum Handeln." — Schiller schrieb bereits Nov. 1788 an Körner: „Ueber Huber's dramatischen Beruf bin ich nicht mit dir einig. Ich komme darauf zurück, was ich dir, glaube ich, und auch ihm schon gesagt habe: er hat keinen dramatischen Stil, im Plan ist er glücklicher. Sein Fehler ist, daß er sich über einen Gedanken ganz ausschüttet, und das soll man nie. Die Scenen aus dem heimlichen Gericht gefallen mir weniger, je mehr ich sie lese, weil sie keinen Gedanken im Rückhalt haben, den sie nicht aussagen; kurz weil sie erstaunlich wortreich sind. Ich glaube nicht, daß Huber viel im Dramatischen leisten wird, und es sollte mir leid thun, wenn er dieses zu spät bemerkte, und seine Fähigkeiten von einem dankbareren Fach ablenkte. Freilich ist mir diese Beschäftigung bei ihm lieber als keine, aber muß denn just diese Alternative sein?" Huber schrieb noch vier Jahre nach Vollendung des Stücks an eine geistreiche Freundin: „je mehr ich mich von der Zeit, wo ich das heimliche Gericht dichtete, entferne, je mehr finde ich, daß ich damals sehr gut wußte, was ich wollte. Wie ich letzthin aufmerksam es wieder las, habe ich mich sogar überzeugt, daß der Plan und die Anordnung des Stücks nach ziemlich guten Grundsätzen gemacht sei. Allein es hat wenig Schattirung in den Charakteren oder vielmehr nur Philosophie über die Charaktere, wenig Einfachheit, viel zu viel Ueberfluß in der Ausmalerei. Die hauptsächlichsten Ideen sind auf tausendfache Weise variirt und mühselig ausgearbeitet, anstatt concentrirt zu sein und mächtig und mit Glanz hervorzutreten."

Das Stück spielt in den Zeiten Kaiser Karl 4. Ein Ritter, von Thatendrang verzehrt und ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen, wird von den Mitgliedern des Vehmgerichts überredet, ihrem Bund beizutreten, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Verbrechen auf Erden auszumitteln und zu bestrafen. Er leistet den Eid, in der Verfolgung dieses Bestrebens sich durch keine persönlichen Beziehungen irren zu lassen. Nun entdeckt er in seinem theuersten Freund einen heimlichen Verbrecher und so

kommt seine Pflicht mit seinem Herzen in Conflict. Zugleich findet er, daß der an sich gute Zweck des Ordens, weil er sich bedenklicher Mittel bedienen muß, schlechten, ja gemeinen Interessen dient, und diese Entdeckung, die ihn zum Selbstmord treibt, machen gleichzeitig noch einige von den wichtigsten Ordensgliedern. Man sieht, es ist dieselbe Moral, die Schiller in den Briefen über Don Carlos predigt: die Abstraction der Tugend, die sich der natürlichen Grenzen und Beziehungen entschlägt, führt zu den bedenklichsten Abwegen. Liest man das Stück unbefangen, so wirft man es mit den übrigen Ritter- und Räuberstücken in eine Classe, man findet einige nicht ungeschickte Wirkungen darin, das Ganze erscheint trocken und ziemlich gehaltlos. Liest man dagegen die Briefe an Körner, so erstaunt man über die Menge von Feinheiten, die Huber darin hat anbringen wollen; jedes Wort ist auf das sorgfältigste erwogen, jede Scene hat eine tiefere Bedeutung. In einer Beziehung wenigstens ist diese Lectüre nicht unfruchtbar. Durch die unproductive Kritikerschule der Romantik ist der bekannte Ausspruch Lessing's, er verdanke in seinen Trauerspielen der Kritik, d. h. dem Nachdenken das Meiste, dahin mißdeutet worden, daß Lessing eigentlich kein Dichter gewesen sei, und seine Stücke mit dem Verstand ausgeklügelt habe. Dieses unsinnige Gerede ist so häufig wiederholt worden, daß man es auch heute noch zuweilen vernimmt; was aber dabei herauskommt, wenn man ein Stück ohne schöpferische Kraft blos mit dem Verstand machen will, davon giebt das heimliche Gericht ein abschreckendes Zeugniß. Und Huber war doch wirklich ein feiner Kenner und hatte auch über die dramatische Technik mit Erfolg nachgedacht. — Ein zweiter Versuch, Juliane 1790—92, sollte einen edlen weiblichen Charakter analysiren, der durch die Kraft der Resignation weit über seine Umgebungen hinaustritt. In dieses fast ganz unlesbare, raffinirt trockne Stück war Huber noch mehr verliebt als in das heimliche Gericht, weil er nur seiner Absichten sich bewußt war, und er hat diese Absichten in einem wirklich geistvollen und sehr lesbaren Brief an Körner als Zeugniß seines Wollens hinterlassen. Er hat später noch mehrfach dramatische Anwandlungen gehabt, aber es ist nichts weiter fertig geworden.

Wenn diese Periode für Schiller's poetische Entwickelung nicht segensreich genannt werden kann, so ist sie desto wichtiger für seine menschliche Bildung im Allgemeinen: sie umfaßt seine philo-

sophischen und historischen Studien und enthält zugleich den Abschluß seines Liebeslebens. Das Letztere möge man uns erlauben ausführlicher darzustellen; es enthält ein gutes Stück von der innern Geschichte des Dichters, giebt den Schlüssel für seine Poesie, die doch in ihrer Reife hauptsächlich die Darstellung echter Menschlichkeit zum Vorwurf nahm, und zeigt uns Schiller von einer Seite, in der er uns um so liebenswürdiger vorkommen muß, je schärfer sich der Contrast gegen die sonstigen genialen Herzensbeziehungen seiner Zeit herausstellt. Schiller hat einen schweren Kampf zu bestehn gehabt, zuerst mit Noth und äußerer Sorge, dann mit einer Krankheit, welche die beste Zeit seines Lebens vergiftete; er ist aber siegreich daraus hervorgegangen, nicht blos als Dichter, sondern auch als Mensch und in dieser Beziehung glücklicher zu nennen als der große Nebenbuhler, dessen Glück er grollend empfand, bis eine echte und gehaltvolle Freundschaft dieses sehr natürliche Gefühl in das Gegentheil verwandelte.

Zweites Capitel.

Charlotte und Lottchen.

1784—1790.

Wie weit Schiller's und Goethe's Naturen divergiren, zeigt sich vielleicht am deutlichsten in ihrem Liebesleben. Goethe mit seinem überströmenden Herzen war jeder Empfindung offen; galt es aber, mit Verlust der Freiheit sich zu binden, so scheute er zurück. Das letzte Resultat ist bekannt. — Schiller dagegen hatte stets ein solides Ziel vor Augen; wie es ihm auch in den äußern Angelegenheiten auf eine bestimmte Eingliederung in die bürgerliche Gesellschaft ankam, so dachte er bei jeder Empfindung an das Ziel, den eignen Herd. Das ging so weit, daß er selbst als Werber das Bedürfniß einer Heirath im Allgemeinen dem Gefühl für den bestimmten Gegenstand voranstellte.

Aus Manheim schreibt er, 19. Jan. 1784, an einen Freund aus der Carlsschule, der ihm seine Verheirathung gemeldet hat: „An eine Person, die mit uns Freuden und Leiden theilt, gekettet zu sein; an ihrer Brust unsere Seele von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen und alle Bitterkeiten des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen — das ist eine Wonne des Lebens, um die ich dich von ganzem Herzen beneide. — Aber wie in aller Welt kamst du dazu, mich auf dem Weg der Ehe zu glauben? Mich! — So vortheilhaft ich von Verbindungen der Art denke, so wenig kann ich doch in meiner gegenwärtigen Lage davon Gebrauch machen, denn mein Schicksal, so sehr ich auch damit zufrieden bin, ist doch nur ein angenehmer Traum meiner Jugend, den ich entschlossen war, ewig zu machen. Mein gegenwärtiges Leben taugt unvergleichlich für seine vierundzwanzig Jahre; aber wird es mich auch im dreißigsten noch reizen? Vielleicht darf

ich mir einen kleinen Anspruch auf das, was man Glück nennt, erlauben. Bedenke selbst, wie mich eine Heirath von der Bahn zu demselben ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine eignen Caprieen, doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzendere Schicksale wäre eine Verheirathung jener Fall nicht, denn mein ungestümer Kopf und mein warmes Herz würden keine Frau glücklich machen . . . Mein Leben hat ohnehin die Farbe eines Romans, und mein sonderbarer Kopf läßt herrlich auf sonderbare Situationen schließen."

An Frau von Wolzogen, 7. Juli. — „Sie werden lachen, liebste Freundin, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte, im Geringsten nicht, ich bin in diesem Punkt noch frei wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und leidenschaftlose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen kann, dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschluß hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich. — Der Brief ist wieder ein paar Tage unterbrochen worden. Ich überlese ihn jetzt und erschrecke über meine thörichte Hoffnung. — Doch, meine Beste, so viel närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen."

Einige Zeit darauf, schon von Leipzig aus (24. April 1785), bewarb er sich bei Schwan um die Hand seiner Tochter Margarethe, die ihm in der höflichsten Form abgeschlagen wurde. Zwischen beides, oder eigentlich gleichzeitig, fällt das stärkere und für seine Bildung bedeutendere Verhältniß zu einer verheiratheten Frau.

Im Wilhelm Meister erscheint diese bunte Societät, die von sich sagen konnte: erlaubt ist, was gefällt! in äußerst anmuthigen

Farben, die aber nur der Darstellung des Dichters angehören; es versteckt sich hinter dieser schönen Hülle ein ungesunder Keim. Die Verhältnisse der schönen Geister zu verheiratheten Frauen waren fast die Regel; ein solches (freilich der edelsten eines!) hat Goethe in den schönsten Jahren seiner Kraft auf jenen Abweg geleitet, dem er dann in einem neuen Abweg entfloh; Schiller wußte das Band zur rechten Zeit zu zerreißen, aber mit rauher Hand und nicht ohne Schmerzen. Man hat in solchen Dingen nicht nöthig, den kategorischen Imperativ der Moral heranzuziehen; die natürlichen Folgen sagen alles.

Charlotte v. Ostheim, geb. 25. Juli 1761 (zwei Jahr nach Schiller) in Waltershausen, aus einem angesehenen Geschlecht, ein schönes, hochbegabtes Kind, hatte früh das Leiden gekannt. In erster Jugend verlor sie die Eltern; die jüngere Schwester Wilhelmine, die einen Bürgerlichen liebte, gab (Nov. 1786) einem ungeliebten Mann von Adel die Hand und starb im ersten Kindbett; gleichzeitig starb der Bruder im Duell. Eine zweite Schwester, Leonore, wurde, 17 Jahr alt, Ende 1782, ohne Neigung, ja mit unverhohlenem Abscheu, mit dem Präsidenten Kalb vermählt, der nun die in einen bedenklichen Proceß verwickelten Ostheimschen Güter verwaltete. Um darin ganz freie Hand zu haben, führte er Sept. 1783 seinen Bruder, den Major Heinrich von Kalb, der sich in Amerika in französischen Diensten ausgezeichnet, bei seiner Schwägerin Charlotte ein; die beiden heiratheten sich Nov. 1783 und brachten die erste Zeit ihrer Ehe in Baireuth zu: er ein edler, Frauen sehr gefährlicher Mann, sie eine schöne Seele, aber es scheinen von Anfang an wenig Berührungspunkte stattgefunden zu haben, und über die Pflichten dachte man damals in der guten Gesellschaft sehr französisch.

Im Mai 1784 reisten sie über Manheim nach Landau, wo das Regiment des Herrn v. Kalb in Garnison stand. Schiller, ihnen durch Reinwald empfohlen, schreibt 7. Juli an Frau v. Wolzogen. „Vor einem Monat waren Herr und Frau v. Kalb hier und machten mir durch ihre Gesellschaft einige sehr angenehme Tage. Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen Sie ließen mich wenig von ihrer Seite und ich hatte das Vergnügen, ihnen einiges Merkwürdige in Manheim zu zeigen.“ Ende Juli kam Charlotte allein nach Manheim; die Anwesenheit einer Dame

in einer Garnisonstadt schien unschicklich; ihr Gemahl besuchte sie von Landau aus wöchentlich zweimal. Schiller wurde ihr fast täglicher Umgang, an sie dachte er bei seinen Dichtungen, sie versinnlichte ihm zum ersten Mal eine ideale Welt. Leider haben wir über diese Zeit kein anderes Zeugniß als die Memoiren der Frau von Kalb, die ein halbes Jahrhundert später geschrieben und phantastisch gefärbt sind. Als er April 1785 dem Rufe seiner Freunde nach Leipzig folgte, kostete es ihn einen schweren Kampf, sich von Charlotte loszureißen; in diesem Punkt ist ihr Zeugniß vollgültig. Beim Abschied sagten sie sich das erste Du.

Frau von Kalb verließ Ostern 1786 Manheim und ging auf das Gut ihres Schwiegervaters Kalbsrieth, wo sie merkte, daß ihre Augen krank und schwach wurden; von da April 1787 nach Gotha, im Anfang des Sommers nach Weimar. Mit Schiller stand sie in ununterbrochenem Briefwechsel; schon zu Anfang des Jahres hatte er um Erlaubniß gebeten, zu ihr zu kommen; sie hatte es abgelehnt und ihn nach Weimar beschieden.

Den 21. Juli 1787 kam Schiller in Weimar an. „Am nämlichen Abend, schreibt er an Körner, sah ich Charlotten. Unser erstes Wiedersehn hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxismus der Erwartung und des Wiedersehns für diesen Abend aber verlöschte, und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen, so einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder an. Ehe ich euch über sie und auch über mich etwas mehr sage, laßt mich zu mir selbst kommen. Die Erwartung der mancherlei Dinge, die sich mir hier in den Weg werfen werden, hat meine ganze Besinnungskraft eingenommen." (Nebenbei unterhandelt er mit Körner über Heirathspläne.) „Charlotte ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich wie schöne Partien in einer weiten Landschaft überraschen und entzücken. Herr v. Kalb und sein Bruder werden im September eintreffen, und Charlotte hat alle Hoffnung,

daß unsere Vereinigung (in Dresden) im October zu Stande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet sie deswegen auch, in Weimar die geringste Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, daß ihn die Armseligkeit weg nach Dresden treiben soll. Sind wir einmal da, so läßt man euch für das Weitere sorgen. Die Situation des Herrn v. Kalb am zweibrückschen Hof, wo er eine Carrière machen dürfte, wenn der Kurfürst von der Pfalz sterben sollte, läßt sie vielleicht zehn bis funfzehn Jahr über ihren Aufenthalt frei gebieten." „Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über uns gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserm Verhältniß zu machen. Einige Mal hatte man schon die Discretion — uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten. Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung. Sie ist jetzt bis zum Muthwillen munter, ihre Lebhaftigkeit hat auch mich angesteckt, und ist nicht unbemerkt geblieben." — (28. Juli): „Ich weiß nicht, wie ich zu der Sicherheit meines Wesens, zu dem Anstand kam, den ich hier (bei der Herzogin Mutter) behauptete. Charlotte versicherte mir, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen dürfe. Ihre Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben." „Unser Verhältniß fängt an, hier ziemlich laut zu werden, und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin hat die Galanterie, uns heute zusammen zu bitten, und daß es darum geschah, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein, und die Herzoginnen selbst lassen es an solchen kleinen Attentionen nicht fehlen." Inzwischen 29. Juli: „Charlotte will behaupten, daß ich mich diesen Abend (bei der Herzogin Mutter) zu frei betragen habe; sie zog mich auch auf die Seite und gab mir einen Wink. Ich habe, sagte sie, auf einige Fragen, die die Herzogin an mich gethan, nicht dieser, sondern ihr geantwortet und die Herzogin stehn lassen. Es kann mir begegnet sein, denn ich besann mich niemals, daß ich Rücksichten zu beobachten hätte." — 8. August: „Kannst du mir glauben, daß es mir schwer, beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotte zu schreiben? Und ich kann dir nicht einmal sagen, warum. Unser Verhältniß ist — wenn du diesen Ausdruck verstehn kannst, wie die geoffenbarte Religion auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei

dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung. In Charlotten's Gemüth ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen. Ich habe dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich auch jetzt nicht wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Epoche meines Hierseins fast jedem Gefühl abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch convulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannst urtheilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hierher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte; alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Mann auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben.“ — 12. August. Es wird bei der Herzogin Mutter eine Operette gegeben. „Weil ich keine eigentliche Invitation bekam, so blieb

ich nach dem Rath von Charlotten weg. Sie hatte zwar eine erhalten, worin gesagt wurde, daß sie sich eine Gesellschaft dazu wählen könnte, wobei ich gemeint war; aber da man mich nur als ein Pendant von ihr behandelte, so thaten wir beide, als verständen wir's nicht... Du siehst, wie krumm und schief auch hier die Gänge sind ... Dieser Tage habe ich in großer adliger Gesellschaft einen höchst langweiligen Spaziergang machen müssen. Das ist ein nothwendiges Uebel, in das mich mein Verhältniß mit Charlotte gestürzt hat — und wie viel flache Creaturen kommen einem da vor." — „Herder versicherte Charlotte, daß ich ihn sehr interessire... Ich hatte mit ihm von ihr gesprochen, er erzählte ihr davon und drückte ihr dabei die Hand. Dieser letzte Zug hat sie und mich sehr interessirt." — Einige Tage darauf bringt ihn Charlotte nach Jena und holt ihn wieder ab. (18. August.) „Herr von Kalb hat mir geschrieben. Er kommt zu Ende September, seine Ankunft wird das Weitere mit mir bestimmen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber seine Billigkeit und Stärke dürfte vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und eine dienstfertige Ohrenbläserei auf eine große Probe gestellt werden, wenn er kommt. Ich verstehe nämlich nur in Beziehung auf die Meinung der Welt, denn der Glaube an seine Frau wird nie bei ihm wanken. Er kann nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz der zweite in der Armee und eine sehr wichtige Person werden, ohne daß er seine französischen Dienste dabei aufzugeben hat, wo er in acht bis zehn Jahren Brigadier sein muß. Er ist Liebling des Herzogs von Zweibrücken, bei den Damen äußerst empfohlen und der Königin von Frankreich bekannt, welche sich gewundert hat, daß er sich nicht schon in Paris gemeldet. Alles das wundert mich nicht, aber es freut mich, daß er alles dies erreicht hat und doch der wahre herzlich gute Mensch bleiben durfte, der er ist." — Wenn Kalb's Weimar verlassen sollten, ist er geneigt, mitzugehen, mitunter rühmt er sich seiner Treue. „Die hiesigen Damen (29. August) sind ganz erstaunlich empfindsam; da ist beinahe keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten sie gern alle... Weil ich die hiesigen Theeassembleen nie besuchte, so legte man es Charlotten als einen Despotismus über mich aus." — 6. Oct.: „Meine Abende

bringe ich entweder bei Charlotte oder der Frau von Imhof zu." Auch Corona Schröter ist häufig dabei: „sie ist doch eigentlich eine von unsern behaglichsten Bekanntschaften und uns sehr attachirt." (14. Oct.)

Die Annäherung des Mannes bleibt doch nicht ohne Einfluß. „Außer Wieland und Charlotte (19. Nov.) sehe ich jetzt selten jemand . . . Das Wielandsche Haus thut mir sehr wohl. Es sind lauter gute Menschen, und keines ohne einen gewissen Grad von Lebhaftigkeit oder Verstand oder Eigenthümlichkeit, der es bemerken macht. Vor wenig Tagen kam ich mit Wieland in ein weitläufiges Gespräch über seine Familie, darüber es Nacht wurde; ich blieb also ganz da bis elf Uhr und fand mich unter diesen Menschen, als wenn ich unter sie gehörte. Und doch, mein Lieber, ich gehöre nicht zu diesen Menschen; das fühlte ich bei mir selbst. Ich bin wirklich zu sehr Weltkind unter ihnen, die ganz unerfahrner Natur sind. Ich glaube wirklich, Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seinen Liebling, seine zweite Tochter nicht abzuschlagen, selbst jetzt nicht, da ich nichts habe. Das Mädchen kenne ich nicht, gar nicht, aber siehst du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzlich empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal so viel Sinn dafür, um mir sie zu wünschen. Ich werde ewig isolirt bleiben in der Welt, ich werde von allen Glückseligkeiten naschen, ohne sie zu genießen. Auf die Wieland zurückzukommen: ich glaube, daß mich ein Geschöpf wie dieses glücklich machen könnte, wenn ich so viel Egoismus hätte, glücklich sein zu können ohne glücklich zu machen, und an dem Letztern zweifle ich sehr. Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehn soll, darf Leidenschaft nicht sein, und darum habe ich bei diesem Fall mich schon verweilt. Ich kenne weder das Mädchen, noch weniger fühle ich einen Grad von Liebe, weder Sinnlichkeit noch Platonismus — aber die innigste Gewißheit, daß es ein gutes Wesen ist, daß es tief empfindet und sich innig attachiren kann, mit der Rücksicht zugleich, daß sie zu einer Frau ganz vortrefflich erzogen ist, äußerst wenig Bedürfnisse und unendlich viel Wirthschaftlichkeit

hat. Aber noch einmal, ich weiß nicht, ob ich in diesen Kreis gehöre; ob ich ewig darin verharren, mich nie daraus sehnen, ob ich diesen Menschen werth bleiben kann, das weiß ich nicht. Du, dem mein Glück wie das seinige nahe liegt, sage mir, ob deine Erfahrungen sich mit der Idee reimen, daß ich eine Frau habe, und ein mir so entgegengesetztes Wesen als eine unschuldige Frau. Wenn diese Materie unter uns ins Reine gebracht ist, dann und nicht eher will ich mich bemühen, das Mädchen kennen zu lernen, und meinen Umgang mit Wieland auf dem Fuß erhalten, auf dem er eingeleitet ist. Jetzt bin ich in der That kalt, und es kostet mir wenig oder nichts, mich auf ihn allein einzuschränken. — Charlotte weiß von diesem Monolog meiner Vernunft nichts. — Herr v. Kalb ist vor drei Tagen in Kalbsrieth angekommen, und dahin ist Charlotte jetzt gereist. In acht Tagen kommen beide hier an."

Schiller bemerkt in den Briefen über Don Carlos, daß Posa als unbefangener Freund ihn von seiner gefährlichen Leidenschaft hätte abbringen müssen; er sah in Carlos aber nur den künftigen Weltbeglücker, und nährte eine Liebe, die freilich mit Entsagung verbunden, seiner Seele eine kräftigere Spannung geben mußte. — So sah Körner in dem Freund nur den Genius, den Dichter; das Verhältniß zu Charlotte schien ihm für seine poetische Entwicklung höchst günstig: „laßt euch nicht durch kleinstädtisches Geschwätz in euern Freuden stören!" schrieb er 2. Aug., und so immer. Er knüpfte mit Charlotte einen Briefwechsel an, gewann ihr Vertrauen, und vergaß fast ganz, daß der Freund nicht blos Dichter sei, daß sein Herz noch andere Bedürfnisse habe, die ein Verhältniß jener Art nicht befriedigen konnte. Der scheinbar so nüchterne Mann war hier der Schwärmer.

„Daß deine Heirathsideen, schreibt er 23. Nov., mich ziemlich überrascht haben, wirst du mir glauben. Nicht als ob ich dich einer solchen häuslichen Glückseligkeit für unfähig hielte, wie du dir sie an der Seite der Wieland denkst. Aber jetzt kann ich nur auf keine Weise zu irgend einem Schritt rathen, der entscheidende Folgen für eins von euch beiden haben könnte. Was du mir von dem Mädchen schreibst, hat mich noch nicht überzeugen können, daß es ein Fund für dich sei, den du dir nicht entgehen lassen dürftest. Es giebt Launen, in denen uns die unzähligen Mißgestalten verzerrter Natur, die man überall antrifft, unaus-

steblich werden. Ein unverdorbenes Geschöpf zu sehen, ist alsdann Erquickung. Die Phantasie hat freies Spiel im Idealisiren, so lange sie nicht durch Erfahrungen widerlegt wird, und was nur keine Caricatur war, wird bald zur Schönheit. — Du hast dich noch nicht gewöhnt, Genüsse nebeneinander zu berechnen. Auch glaubst du zuweilen unvereinbare Dinge vereinigen zu können. Daher der geringe Widerstand, den jede aufsteigende Leidenschaft bei dir findet, und eine vorübergehende Grille wird durch deine lebhafte Phantasie leicht zur Leidenschaft. Kampf dawider scheint dir oft kleinliche Aengstlichkeit. Du bist dir bewußt, Kraft dazu zu haben, aber du willst sie auf die Zeit aufsparen, da du ihrer bedarfst. Unterdessen ist dein Geist nur geschäftig, den Gegenstand deiner Leidenschaft zu veredeln und einen begeisternden Gesichtspunkt daran aufzufinden. Erfahrungen von einigen Jahren werden bei dir mehr Mißtrauen gegen deine Phantasie, mehr Sorgfalt in Abwägung collidirender Vortheile erzeugen. Alsdann ist es möglich, daß ein liebenswürdiges Mädchen dich auf immer fesseln kann, und eher darfst du, glaub' ich, keine Verbindung dieser Art eingehen. Laß uns immer erst alle zusammen in den Hafen eingeschifft sein, und dann wollen wir uns freuen, wenn du in einer Gattin, die deiner werth ist, uns eine neue Freundin zuführst."

Nun folgt in der Correspondenz eine Pause, bis Schiller, 8. Dec. 1787 schreibt: — „Mein profundes Schweigen muß dir ganz seltsam vorgekommen sein, und ich habe weder Zeit noch Vorsicht gehabt, dich darauf vorzubereiten. Seit meinem letzten Brief war ich nicht in Weimar. Während Frau v. Kalb in Kalbsrieth sich aufhielt, bekam ich eine solche Aufforderung von Fr. v. Wolzogen, nach Meiningen zu kommen, daß ich meinen Aufenthalt in Weimar endlich aufopfern mußte. Die Dame hat sich große Rechte auf meine Dankbarkeit erworben; sie bittet mich in mehr als zwanzig Briefen, so lange ich in Weimar bin, unaufhörlich um diesen Besuch (der ihr in gewissem Betracht nützlich war, weil ihre Tochter sich verheirathen soll, und ihr Bräutigam eben zugegen war, den ich kennen lernen sollte; denn du mußt wissen, daß ich hier was gelte, und daß man sich in wichtigen Dingen an mich zu wenden pflegt); ich erhielt die letzte Aufforderung in einer glücklichen Stunde, und entschloß mich, in der That gegen meine Neigung, aus wirklichem Pflichtgefühl zu dieser Reise.

Vier Tage war ich auf dem Wege, hin und zurück, und zwölf blieb ich in der Gegend. Dort wurde ich von einem edelmännischen Gut nach dem andern herumgezogen. — Ich war also wieder in der Gegend, wo ich von 1782—83 als Einsiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen, ich stand so zu sagen schwindelnd an ihrer Schwelle, und meine Phantasie hatte ganz erstaunlich viel zu thun. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einsamkeit interessant machten, sagte mir jetzt etwas mehr. Alles hat seine Sprache an mich verloren. An dieser Verwandlung sah ich, daß eine große Veränderung mit mir selbst vorgegangen war. Und mußte sie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen nicht in diesem Zwischenraum, eure Erscheinung, unsere ganze Freundschaft, ganz Manheim mit seinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganz neue Epoche meines Denkens! — In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten, und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheiratheten (Caroline von Beulwitz) und einer noch ledigen Tochter (Lottchen). Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Clavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte. — Hier in Weimar habe ich Charlotten und ihren Mann wiedergefunden. Er ist ganz der alte, wie ich aus dem ersten Anblick urtheilen konnte; denn ich habe ihn nur einmal gesprochen. Sie ist gesund und sehr aufgeweckt. (Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann. Wieland's Haus besuche ich jetzt am fleißigsten, und ich glaube, es wird so bleiben. Laß diese Stelle unsere Weiber nicht lesen.) — Wegen Wieland hast du viel zu consequent geschlossen. Es war ein hingeworfener Gedanke. Es ist möglich, daß ein interessanteres Mädchen mir aufgehoben sein kann, aber das Schicksal läßt es mich vielleicht in sechs bis acht Jahren finden. Nach meinem dreißigsten Jahre heirathe ich nicht mehr. Schon jetzt habe ich die Neigung dazu nicht mehr; ich habe nach Gründen der Nothwendigkeit dafür gesprochen. Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich,

oder ich habe mich nie gekannt. — 19. Dec.: — „Mein Leben geht jetzt einen höchst ruhigen, aber dabei sehr thätigen Gang. Ich bin wachsamer als ich nie war, und jeder Tag hat für mich zwölf arbeitsvolle Stunden und sehr oft auch einige mehr. Ich habe weniger Zeit als gute Freunde, und dieses Verhältniß hat ungemein viel Reiz. Gegen Abend, meist sechs Uhr, denke ich oft an eine Zerstreuung; diese finde ich entweder bei Charlotten oder Wieland's, oder theile sie unter die Bekannten des zweiten Grades, die Clubs und die Komödie. Charlotte seh' ich die Woche nur drei- höchstens viermal, weil ich jetzt nie als die Abende ausgehe, und sonst alle andern Menschen vernachlässigen müßte. Auch sind Kalb's fast über den andern Tag bei Hof oder sonst herum."

An Frau v. Wolzogen, 20. Dec.: „Wir sind glücklich nach Rudolstadt gekommen, wo ich eine sehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Ich kann nicht anders, als Wilhelm's guten Geschmack bewundern; denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenutzt lassen, und sobald ich auf einige Tage Luft habe, dort sein."

Körner an Schiller, 24. Dec.: „Schon die Physiognomie deines letzten Briefs machte mir Freude. Man sieht es einem Brief leicht von außen an, ob er aus Vergnügen oder Pflicht geschrieben ist. Nur manchmal solche Briefe, und du wirst keine Klage von mir hören. Ein einziger solcher Brief kann mir auf lange Zeit wieder Muth machen, mich über Dinge, die ich mit mir herumtrage, gegen dich zu öffnen. Aber ohne solche Aufmunterungen bin ich zu stolz, mich dir aufzudrängen. . . Daß deine Idee von der Wieland nur ein hingeworfner Gedanke war, hätte ich wirklich nicht aus dem feierlichen Gewand vermuthet, worin du sie kleidetest. Desto besser!"

Schiller an Körner, 7. Jan. 1788: „Ungeachtet ich lange Zeit eines Freundes nicht so bedürftig gewesen bin, kann ich es doch immer noch nicht erlangen, dir, mein Lieber, etwas Vollständiges und Klares über mich selbst und meine gegenwärtigen Empfindungen zu schreiben. Fürs Erste gehe ich wirklich seltener mit mir selbst um, ich bin mir ein fremdes Wesen geworden, weil mir meine Arbeiten wenig Zeit lassen, meinem innern Ideengang

zu folgen; und dann bin ich meiner Gedanken und der Erfahrungen über mich selbst noch nicht so Meister, um sie darstellen zu können. Kannst du wohl aus einer Folge meiner Briefe an dich die gegenwärtige Stellung meines Gemüths errathen? Ich glaube kaum. — Du hast Charlotten geschrieben; aus einigem Wenigen, was mir ihr Mann daraus gesagt hat, mit dem sie darüber scheint gesprochen zu haben, sah ich, daß dich mein Verhältniß mit Wieland beunruhigt. Du schließest vielleicht aus meinen Briefen ein Abattement meines Geistes, aber du irrst dich, wie mir scheint, in den Gründen, denen du es zuschreibst. Das Abarbeiten meiner Seele macht mich müde, ich bin entkräftet durch den immerwährenden Streit meiner Empfindungen, nicht durch Regeln oder Autoritäten gelähmt, wie du glaubst. [Dann spricht er von der Nothwendigkeit, auf einen Erwerb zu denken.] — Denn dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest du in meiner Seele so lesen, wie ich selbst, du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eignes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem auffinden kann, so ist es um mich geschehn. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei euch, ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen, so kennt mich Charlotte seit langer Zeit. Mein Wesen leidet durch die Armuth, und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes. Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein

erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war, als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe. Glaube nicht, daß ich gewählt habe. Was ich dir von Wieland geschrieben, war, wie gesagt, nicht mehr als hingeworfener Gedanke. Ich glaube, daß ich nicht unglücklich wählen würde; aber niemand als ich kann für mich wählen. Hier ist ein Fall, wo ich sehr viel anders bin, als andre Menschen, und keiner meiner Freunde würde sich einen Fehlgriff in meine Glückseligkeit vorwerfen wollen. Uebrigens bin ich noch ganz frei und das ganze Weibergeschlecht steht mir offen; aber ich wünschte bestimmt zu sein."

Körner an Schiller, 13. Jan.: „Was deine Aeußerungen über bürgerliche und häusliche Existenz betrifft, so kommt alles auf Berechnung der Genüsse an, die du als Schriftsteller oder als Mensch und Gatte zu erwarten hast. Die Vergleichung kannst du selbst allein anstellen, weil es dabei auf das Gefühl deiner Kräfte, auf deine Hoffnungen vom Erfolg deiner Arbeiten ankommt. Daß du bei deinem Streben nach bürgerlicher und häuslicher Glückseligkeit von den Vortheilen deiner schriftstellerischen Existenz nicht wenig aufopfern mußt, bin ich überzeugt. Prüfe dich nun, ob du diese Opfer nie bereuen würdest, wenn es zu spät wäre... Deine mißmuthige Laune hat mir weh gethan. Geh ihr nur herzhaft zu Leibe, vielleicht verschwindet sie, sobald du ihre Veranlassung auffindest. Wir alle wünschen dir Heiterkeit und Zutrauen zu dir selbst. Es giebt Menschen genug, denen du theurer bist, als du wohl glaubst; nur verkennst du vielleicht ihre Aeußerungen oder setzest dich nicht allemal an ihre Stelle."

„Ich habe, antwortet Schiller 18. Jan., nur eine, aber sehr wichtige Antwort; wichtig für dich, weil du mich liebst. Ich bin in meiner jetzigen Lage nicht glücklich; ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt — und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte als genoß, weil es mir an innerer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens, die Uebung des Gefühls in vielen und ununterbrochenen, wenn

auch nur kleinen und schwachen geselligen Empfindungen giebt. Doch ich kann dir wirklich keinen Schatten von dem beschreiben, was ich empfinde. Ich bin nicht so sonderbar, als du vielleicht aus diesen Aeußerungen schließest: just dieses würdest du aus allgemeinen Menschengefühlen am leichtesten erklären. Hier bin ich beinahe, was man sagen kann, glücklich von außen. Ich bin von vielen Menschen geliebt, recht theilnehmend wird mir von ihnen begegnet. Ich habe eine sehr sanfte und genußvolle Existenz. Aber um so mehr sehe ich, daß die Quelle meines Unmuths in diesem Wesen liegt, das ich ewig mit mir herumtrage."

Körner an Schiller, 19. Febr.: „Du scheinst uns deine Heiraths-ideen nach und nach beibringen zu wollen. Aber sorge nicht, daß wir zu sehr darüber erstaunen. Daß wir auf Entschlüsse dieser Art bei dir ziemlich vorbereitet sind, habe ich vor kurzem gesehn, da eine solche Nachricht, die wir aus einer guten Quelle erhielten, uns gar nicht befremdete. Ich habe dir über diesen Punkt nichts weiter zu sagen, und habe vielleicht schon jetzt zu viel darüber ge-sagt. Auch ist meine Kenntniß von deiner jetzigen Lage und deinen Aussichten zu unvollständig, als daß ich zu meiner eigenen Be-friedigung mich weiter darüber herauslassen könnte. Es bleibt mir nichts übrig, als dir von allem, was du thun magst, den besten Erfolg zu wünschen."

„Glaube mir, antwortet Schiller 6. März, deine Quelle ist schlecht, und ich bin von etwas Wirklichem dieser Art so weit ent-fernt, als nur jemals in Dresden. Wenn ein Mensch so etwas von mir wüßte, so solltest du es sein. Bei dem, was ich dir ge-schrieben, hat mich nichts als eigene und kalte Ueberlegung geleitet, ohne positiven Gegenstand. Neuerdings ließ ich zwar ein Wort gegen dich fallen, das dich auf irgend eine Vermuthung führen könnte — aber dieses schläft tief in meiner Seele, und Charlotte selbst, die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnt. Wenn dieses mich weiter führt, so sei gewiß, daß du, wie in allen ernsthaften Angelegenheiten meines Lebens, der Erste sein wirst, gegen den ich mich öffne."

„Du hast mich, schreibt Körner 16. März, über gewisse Be-sorgnisse beruhigt, und ich freue mich, daß meine Vermuthungen ungegründet und die Nachrichten falsch waren. Gedanken dieser Art konnten mir nicht gleichgültig sein, und als Zuschauer des Spiels sah ich vielleicht weiter als du."

Schiller an Körner, 17. März. — „Frau von Kalb ist seit einigen Wochen mit ihrem Mann von hier abwesend, und wird erst zu Ende dieses Monats wieder zurückkommen. Sie hat eine Zusammenkunft mit ihrem Schwager auf einem ihrer Güter, eines Processes wegen. — Ihre Abwesenheit macht mich jetzt manchmal zum Einsiedler, weil ich in den Abendstunden, die fast allein meiner Erholung erlaubt sind, nicht zu jedermann mag oder kann. Das Wielandsche Haus und allenfalls noch eins sind jetzt meine einzigen Zufluchtswinkel, die Clubs ausgenommen; in die Komödie gerathe ich fast gar nicht mehr. — Vor einer übereilten Heirath laß dir nicht bange sein. Die Wielandsche Tochter ist so gut als versprochen; ich hab's von dem Vater selbst." —

31. März. — „Charlotten erwarte ich in nächster Woche wieder zurück. Ihr Mann kommt auch mit. — Deine Sorge wegen einer Heirath von meiner Seite wirst du nun wohl los sein. Gestern habe ich bei Wieland zu Mittag gegessen; seine beiden Schwiegersöhne waren da. Ganz ohne Plan mag er wegen meiner nicht gewesen sein; ich bin über gewisse Dinge raillirt worden, die mich fast glauben machen, daß er so etwas Aehnliches doch von mir erwartet haben könnte. Weil ich mich nicht gemeldet habe, so schließt er, daß ich dem Heirathen zuwider sei; so ungefähr erkläre ich mir die Beredsamkeit, mit der er mein vermeintes Ideal von Freiheit bekämpft hat. Aber sonst hat es weder ihn noch die Familie kälter gegen mich gemacht."

15. April. — „Huber (auf seiner Durchreise nach Mainz, wohin er als Legationssecretair ging) kam am 9. hier an, und den folgenden Morgen sind wir zusammen nach Erfurt gefahren, wo sein Gesandter geblieben war. Weil ich Charlotte in Gotha vermuthete, so war sogleich mein Entschluß gefaßt; ich ritt von Erfurt aus dahin, um unterdessen, bis Huber nachkäme, ein Rendezvous zu veranstalten. Aber der Teufel stellte sich wiederum dazwischen, daß Huber und sie nicht zusammenkamen. Sie war just bei einem großen Diner unter zwölf unbekannten steifen Gesichtern, wo sie nicht gleich loskommen konnte, und Huber konnte sich keine Stunde in Gotha verweilen. So ist also abermals aus dieser Zusammenkunft nichts geworden und — es soll nicht sein."

— Es soll nicht sein! — Schiller verhehlte dem Freund sorgfältig einen entscheidenden Umstand. — Im Februar hatte er auf einer Redoute unvermuthet ein bekanntes Gesicht entdeckt: Lott-

chen von Lengefeld. Sie kam nach Weimar, wo sie nach dem Wunsch der Mutter Hofdame werden sollte; um sie zu diesem Zweck zu erziehen, hatte Frau v. Lengefeld mit ihr, Caroline und deren Bräutigam Beulwitz vom April 1783 bis Mai 1784 in der französischen Schweiz gelebt. Goethe, der alte Freund der Familie, hatte sie an Lavater empfohlen; auf der Rückreise in Manheim hatten sie Schiller flüchtig besucht: Frau v. Wolzogen war ihre Verwandte. Lottchen war damals 22 Jahr alt; ihre Bildung war vortrefflich, ihr Herz durch beständigen Aufenthalt in der Natur unverdorben. Ihre Briefe machen wenigstens auf uns den Eindruck, daß sie, was gesunden Menschenverstand und echtes Gefühl betrifft, den „großen Weibern" jener Zeit bedeutend voranging. Sie hatte kurz vorher zu einem Engländer ein Verhältniß gehabt, das auseinanderging und in ihrer Seele eine sanfte Melancholie zurückließ.

Schiller fand Gelegenheit, ihr kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen, und diese führten bald zu einer Art Correspondenz. Einzelne Fragmente aus diesen kleinen Billeten sagen mehr als jede Erzählung.

„Hier können Sie mich zwar erinnern, wie lange Sie schon hier sind, und wie wenig ich mir dennoch Ihren Aufenthalt zu nutze gemacht habe. . . Mein Aufenthalt in Rudolstadt (worauf ich mich freue, wie ich mich noch auf wenige Dinge gefreut habe) soll mich für das Versäumte schadlos halten, wenn anders eine Versäumniß dieser Art nachgeholt werden kann. . . Ich fühle, daß dieses Billet Ihnen nicht ganz verständlich sein wird, aber auch das hat sein Gutes: Sie werden dadurch gezwungen sein, es noch einmal zu durchlesen. . . Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster und wie ich hinaussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehn, und das ist doch etwas für diesen Tag."

„Sie können Sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und schönen Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich — und vollends nach denen in Rudolstadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichsten Augenblicken im Traum versetze. . . Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hofluft Sich gefallen . . . so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigne Denkart unterschiebe. . . Die Tage haben für mich einen schönen Schein, wo ich hoffen darf, Sie zu sehn, und schon die Aussicht darauf hilft mir einen traurigen ertragen."

„Sie werden gehn, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner Freuden mit wegnehmen. Daß Sie nicht bleiben konnten, wußte ich; ich habe mir dieses schon so oft gesagt, daß es mich nicht mehr überraschen kann, und doch thut es das... Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Werth gegeben; ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin... Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen etwas sein zu können, wird dabei einen sehr großen Antheil haben... Meine Phantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte... Vielleicht denken Sie auch meiner; damit ich aber dessen versichert bin, so müssen Sie mir erlauben, bestes Fräulein, daß ich Ihnen zuweilen sage, wenn ich mit Ihnen beschäftigt bin... Sehn will ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr; Abschiede, auch auf kurze Zeit, sind etwas so Trauriges für mich."

Da man das Verhältniß häufig schief dargestellt hat, muß daran erinnert werden, daß diese Billets an Lottchen gerichtet waren, nicht an ihre Schwester Caroline, die gar nicht in Weimar war.

Nach ihrer Abreise schreibt er an sie, 11. April 1788: „Man sollte lieber nie zusammengerathen — oder nie mehr getrennt werden. Seitdem Sie Weimar verlassen haben, ist die Erinnerung an Sie meine beste Gesellschaft gewesen. Die Einsamkeit macht jetzt meine Glückseligkeit aus, weil sie mich mit Ihnen zusammenbringt, und mich ungestört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommenden verweilen läßt. Was für schöne Träume bilde ich mir für diesen Sommer, die Sie alle wahr machen können. Aber ob Sie es auch wollen? Es beunruhigt mich oft, mein theuerstes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchste Glückseligkeit macht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch ist es so wesentlich für mich, zu wissen, ob Sie Ihr eigenes Werk nicht bereuen, ob Sie das, was Sie mir in so kurzer Zeit geworden sind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig ist. Könnte ich hoffen, daß von der Glückseligkeit Ihres Lebens ein kleiner Antheil auf meine Rechnung käme, wie gern entsagte ich manchen Entwürfen für die

Zukunft! wie wenig sollte es mir kosten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen! — (Er spricht von ihrer Neigung für ein einfaches Leben.) . . . Aber vielleicht war es bei Ihnen nur eine jugendliche Phantasie. Vielleicht denken Sie einmal anders, oder wenn dies auch nicht wäre, vielleicht dürfen Sie einmal nicht mehr so denken. Beides fürchte ich, und ich sehe ein, wie sehr ich Ursache hätte, mich noch bei Zeiten eines Vergnügens zu entwöhnen, von dem ich mich vielleicht wieder trennen muß. Ich mag dieser traurigen Idee nicht Raum geben."

Bald beruhigt ihn eine Antwort: sie hat ihm, seinem Wunsch gemäß, in Volkstedt bei Rudolstadt ein Sommerlogis besorgt.

25. April 1788 schreibt er an Körner; „Sobald der Frühling einmal dauerhaft da sein wird, ziehe ich in die Einsamkeit aufs Land; mein Kopf und mein Herz sehnen sich danach. Ich werde mich eine kleine Stunde von Rudolstadt niederlassen. Die Gegenden sind dort überaus lieblich und angenehm, und ich kann da in seliger Abgeschiedenheit von der Welt leben. Das Lengefeldsche Haus wird mir den ganzen Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen. Es sind dort vier schätzbare Menschen zusammen, von sehr viel Bildung und dem edelsten Gefühl. Sie sind auch schon in der Welt gewesen und haben eine glückliche Gemüthsstimmung daraus zurückgebracht. Alles was Lecture und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zusetzen kann, finde ich da in vollem Maß; außerdem auch viele musikalische Fertigkeit, die nicht den kleinsten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche. Diesem Zirkel gedenke ich alle Tage einige Stunden zu widmen. Sonst warten meiner die mannigfaltigsten und — ich muß leider sagen, die drückendsten Arbeiten; aber ich gehe ihnen mit ziemlichem Muth, ja selbst mit Vergnügen entgegen."

An Lottchen, 2. Mai: „Sie warnen mich, daß ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen (oder wollten Sie vielleicht sagen, von Ihrer Freundschaft?) nicht zu viel versprechen soll. Mir ist in der That vor nichts bange, als daß ich, bei allen Bestrebungen und Wünschen, nichts, gar nichts im Vermögen haben werde, was gegen das Vergnügen, das Ihr Umgang, auch ohne Ihr Zuthun, mir gewährt, in Anschlag kommen kann. Aber Ihre Warnung erinnert mich, daß es doch wohl möglich sein könnte, ich setze zu viel gute Meinung von mir bei Ihnen voraus u. s. w."

Um diese Zeit wird ihm eine alte Flamme ins Gedächtniß gerufen; er schreibt an Schwan: „Im Wielandschen Hause wird mir noch oft und viel von Ihrer Tochter erzählt; sie hat sich da in wenigen Tagen sehr lieb und werth gemacht. Also steh' ich noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillschweigen so wenig verdiene."

Den 18. Mai kommt er in Volkstedt an, voll innern Jubels; doch eilt er (26. Mai), seinen Körner zu beruhigen: „ich werde eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließende an irgend eine Person aus demselben, sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir selbst ganz hätte überlassen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das Bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und mein Geschäft gebracht habe, durch eine solche Distraction wieder über den Haufen werfen wollte."

Der Sommer gehörte zu den glücklichsten Perioden seines Lebens. Er gab sich nicht unbedingt dem Genuß hin; er arbeitete eifrig — am Menschenfeind, am Geisterseher, an der niederländischen Rebellion; Nachmittags oder Abends war er mit der Familie zusammen, theils in heiterm Naturgenuß, theils in gemeinsamer Lecture. Sie lasen hauptsächlich den Vossischen Homer, aber auch die Tragiker in französischen Uebersetzungen, die Schiller dann, zunächst für die Schwestern, dann für die Thalia verdeutschte — es war Zeit, daß der Dichter der „Götter Griechenlands" anfing, sich um seinen Gegenstand zu kümmern. — Die Stimmung dieses Sommers ist dann in den „Künstlern" niedergelegt. — Freilich kamen auch hier Mißklänge vor.

Es ist, schreibt er an Körner 20. August, ein Gemüthszustand in mir nach und nach aufgekommen, der gar nicht wohlthätig auf dich wirken würde. Herz und Kopf jagen sich bei mir immer und ewig; ich kann keinen Moment sagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich meines Lebens freue. Einsamkeit, Abgeschiedenheit von Menschen, äußere Ruhe um mich her und innere Beschäftigung sind der einzige Zustand, in dem ich noch gedeihe. Diese Erfahrung habe ich diesen Sommer gar häufig gemacht. Ich bin lebhaft überzeugt, daß ich durchaus nicht für die Gesellschaft tauge, und ich werfe mir vor, daß ich immer nicht Stärke genug besessen

habe, nach dieser Ueberzeugung zu handeln. Alle Bestrebungen sind umsonst, sich etwas zu geben, was nicht in uns liegt — und darüber verscherzt man den Genuß dessen, was man wirklich besitzt. Alle meine Leiden sind bisher Folgen von Wünschen und Neigungen gewesen, die mir die Gesellschaft gegeben hat; die wenigsten meiner wenigen Freuden hab' ich von ihr empfangen. Mein Geist wirkt mehr im Stillen, im Umgange mit sich selbst; selbst für andere wirkt er so mehr. Seit sechs und acht Jahren bin ich ein so äußerst abhängiger Mensch von tausend Armseligkeiten geworden, die ich mir nicht vergeben kann; und bin ich nicht Herr meines Schicksals? Warum verharre ich in einem Zustande, der gar nicht für mich ist? Das sind Betrachtungen, die ich jetzt so oft und so anhaltend anstelle, daß sie es endlich doch bei mir zu einem Entschluß bringen werden. Du wirst fragen, was ich denn eigentlich will? Das weiß ich selbst nicht. Aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Element schwimme, für das ich eigentlich gehöre. Hier habe ich viele gesellige Freuden schon genossen; aber da ich mich wieder losreißen muß, so verdirbt mir ein Gedanke an die Zukunft den augenblicklichen Genuß. Ein Bischen mehr ruhiges Blut machte mich zu einem glücklichen Menschen; ich fühle, daß ich in mir selbst die Ressourcen zum Leben reichlich hätte, aber es muß irgendwo bei mir versehen worden sein. Es will nicht gehen. Laß dich übrigens dieses Klagelied nicht anfechten. Ich bin nicht immer so, und am Ende werde ich mir doch davon helfen. — Meine Geschäfte gehen nicht zum lebhaftesten. Mein unruhiger Geist ist der Darstellung nicht empfänglich, ich bin mir selbst zu gegenwärtig. Meine Geschichte hat viel Dichterkraft in mir verdorben, und diese Journalarbeiten ziehen mich zu sehr auseinander. Die Zeiten sind nicht mehr, wo ich auf ein einziges Object alle meine Kräfte zusammenhäufte. Ich fühle diese Veränderung lebhaft bei meinem „Menschenfeind".

„In dem, was du über dich schreibst, antwortet ihm Körner 28. August, finde ich viel Wahres; nur hast du deine Untauglichkeit für die Gesellschaft mit allen Menschen gemein, die mehr in der idealen, als in der wirklichen Welt leben. Anfangs setzt man in solchem Falle die Wesen um sich her zu tief herab. Einige zufällige Erfahrungen belehren uns eines andern. Man überspringt sich nun im Gegentheil und fängt an, sie auf eine zu hohe Stufe zu stellen. Die Wirklichkeit paßt nicht in der Folge

zu unseren Idealen, und dies macht mißmuthig. So ist mir's oft gegangen und wird mir noch oft so gehen; denn tausend Erfahrungen dieser Art hindern nicht, daß man im einzelnen Falle wieder den nämlichen Gang geht. Auch macht dies nicht unglücklich, sondern giebt nur momentane üble Launen. Es bleiben uns Genüsse genug übrig."

Vielleicht fällt in diese Periode ein undatirtes Billet an die Schwestern: „Sagen Sie mir, was ist zwischen uns? Daß etwas ist, fühle ich. Ein böser Genius faßt die Laute unserer Seelen auf und giebt sie unrein zurück, so daß die Harmonie, die sie sonst gaben, nicht mehr vernehmbar ist. Ich kenne den Stolz nicht, der nichts um der Freundschaft willen tragen und thun mag ... Ich habe trübe Stunden." —

Was war der Grund? — Vielleicht Goethe. Die Schwestern, die diesen Dichter über alles verehrten, waren über Schiller's Recension des Egmont, die gerade damals erschien, als sich eine persönliche Zusammenkunft vorbereitete, sehr aufgebracht. So trat ihm „dieser Mensch" auch hier in den Weg! — Doch dauerte das Mißverständniß nicht lange. —

An Körner, 1. Sept. — „Ich wohne seit einigen Wochen in der Stadt selbst. Die Leichtigkeit, in Gesellschaft zu gehen, trägt nun freilich nicht sehr zur Beförderung meines Fleißes bei, doch komme ich auch nicht aus der Uebung. Ich weiß gar nicht, wo dieser Sommer hingekommen ist. Ich habe einige recht heitere Tage darin genossen; ich habe manchmal mein Herz an der Natur erwärmt — aber das sollte ich dir nicht sagen: du verachtest ja die Mutter ihrer geputzten Tochter wegen."

An Lottchen, 12. Sept. — „Jetzt, da es sich dem Ziele nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht besser mit den Augenblicken hausgehalten habe, die ich bei Ihnen zubringen konnte. Oft meine ich, Ihnen viel, gar viel gesagt zu haben; und doch finde ich zu andern Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte sagen können und sagen wollen. Wenn indessen nur der gelegte Grund fest und massiv ist, so wird die Zeit noch alles zur Reife bringen." —

22. Sept. — „So leicht kann ich mich nicht in die Nothwendigkeit ergeben wie Sie, wie es überhaupt Ihr Geschlecht kann. Ich meine immer, ich müsse das Schicksal zwingen, das mich aus Ihrem Cirkel bannt. —

— Heute früh war es einer meiner ersten Gedanken, daß —

Sie nicht mehr auf dem Ball wären. Wenn ich es könnte — sehen Sie, ich würde so ungerecht sein und Sie allen andern Menschen mißgönnen. Ich weiß wohl, daß ich kein Recht dazu habe, aber es ist etwas so gar Schönes, sich das, was einem lieb ist, als sein Eigenthum zu denken, und was ich denke, thut Ihnen ja nichts. Lassen Sie mir also immer diese Freude. — Warum erinnern Sie mich daran, daß Sie gehn! Ich mag nicht daran erinnert sein. Es tröstet mich, daß ich den Tag nicht weiß, daß ich von keinem Termin abhänge, daß es bei mir steht, wie lange dieser Sommer dauern soll. —

— Ich kann mich gar nicht mit der Idee versöhnen, daß ich Sie einmal wieder verlassen soll, und jeden Morgen und jeden Abend projectire ich mit mir selbst, wie ich dieser Nothwendigkeit entfliehn kann. Längst schon haßte ich meine isolirte Existenz, es ist eine nothwendige Bedingung meiner Glückseligkeit, mich als den Theil eines Ganzen zu fühlen. Alle Bitterkeiten, die von jeher in mein Leben gemischt worden sind, haben keine andere Quelle gehabt als meine Einsamkeit in dieser geselligen Schöpfung; und die vielen fehlgeschlagenen Versuche, die ich angestellt habe, ihr zu entfliehn, haben sie mir nur drückender und unleidlicher gemacht. Ich wollte, daß ich Ihnen meine ganze Seele übertragen könnte! Es läßt sich gar wenig sagen, und schreiben noch weniger. Vielleicht geben Sie mir einmal Gelegenheit, mein Herz über diese Materie mehr aufzuschließen."

5. Oct. — „Heute war noch ein schöner Sommertag — es war der letzte freundliche Blick eines lieben Freundes, der von uns scheiden will. Anstatt mich zu erheitern, hat er Traurigkeit in mir zurückgelassen, er hat mich auch an eine Trennung erinnert, die mir bald bevorsteht. Er ist hin, dieser schöne Sommer! Sie gehn dieser Tage auch wieder und eines Theils ist das für mich gut. Machen Sie aber doch, daß Sie bald wieder zurückkommen, daß ich noch Abschied wenigstens von Ihnen nehmen kann. Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft. Ist es Ahnung? - oder ist es nur schwarze Laune? — Heben Sie dies Billet doch auf. Vielleicht ist es Ahnung, aber ich mag heute nicht weiter daran denken."

10. Nov. — „Ich denke mit Verwunderung nach, was in einem Jahr doch alles geschehn kann. Heute vor einem Jahr waren Sie für mich so gut als gar nicht in der Welt — und

jetzt sollte es mir schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken.“ —

12. Nov. — „Hindern die Zurüstungen zu Ihrer morgenden Reise Sie nicht, so würde ich heute einen Spaziergang vorschlagen. — Doch nein. Es würde nur ein trauriger Spaziergang sein, und besser, wir haben uns gestern für einige Monate zum letzten Mal gesehn.“ —

13. Nov. — „Eben sah' ich Ihren Wagen herauffahren. Es ist mir, als reisten wir miteinander. Ich möchte Sie doch gern heute noch sehn, wär's auch nur von Weitem, und einen Augenblick. Die Anstalten zur Reise betäuben mich, und ich werde erst, wenn ich unterwegs bin, zu mir selbst kommen.“

Fast den Augenblick, daß er in Weimar ankommt (14. Nov.), setzt er sich zu einem langen Brief hin. — „Das ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehn und eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle diese schönen, seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin sein sollen; daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache, und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwischen uns sind. Alles ist mir hier fremd geworden; ein Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich scheine mir hier ein abgerissenes Wesen; in der Folge, glaube ich wohl, werden mir einige meiner hiesigen Verbindungen wieder lieb werden; aber meine besten Augenblicke, fürchte ich, werden doch diejenigen sein, wo ich mich des schönen Traums von diesem Sommer erinnere, und Plane für den nächstfolgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird sich immer in diese Empfindung mischen, und glücklich ist man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht; aber sie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verlust an meinem Wesen erlitten habe. Sein Sie mir tausendmal gegrüßt, und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird alles wieder so lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen. — Wie oft habe ich mich gestern nach Ihnen umgesehn, ob Ihr Wagen mir nicht nachkäme — und als ich den Weg nach Erfurt vorbei war, wie schwer fiel mir das aufs Herz, daß Sie mir nun

nicht mehr nachkommen könnten! Ich hätte so gern Ihren Wagen noch gesehn.“ — —

Das klingt doch anders als die Lauraoden!

Dem Freund in Dresden, der überhaupt diesen Sommer sehr über Vernachlässigung klagen kann, wird die Sache kühler dargestellt. (1. Oct.) — „Es ist diesen Sommer allerlei in meinem Wesen vorgegangen, was nicht übel ist; besonders merke ich mir mehr und mehr an, daß ich mich von kleinen Leidenschaften erhebe. Freilich ist es schwer, daß sich mein Geist unter dieser drückenden Last von Sorgen und äußerlichen Umständen aufrichte, aber seine Elasticität hat er doch glücklich zu erhalten gewußt. Ich werde mich immer mehr und mehr auf mich selbst einschränken und kleinen Verhältnissen absterben, daß ich die ganze Kraft meines Wesens, so wie meine ganze Zeit rette und genieße. Ich sehe diesem Winter mit Heiterkeit entgegen, bringe einen ruhigen Geist und männlichen Vorsatz nach Weimar mit, wovon du bald die Früchte sehen wirst.“ — 14. Nov. — „Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden; ich habe dort viel schöne Tage gelebt und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet. Bei einem geistvollen Umgang, der nicht ganz frei ist von einer gewissen schwärmerischen Ansicht der Welt und des Lebens, so wie ich sie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delicatesse, Freiheit von Vorurtheilen und sehr viel Sinn für das, was mir theuer ist. Dabei genoß ich einer unumschränkten Freiheit meines Wesens und der höchsten Zwanglosigkeit im äußerlichen Umgang — und du weißt, wie wohl einem bei Menschen wird, denen die Freiheit des andern heilig ist. Dazu kommt, daß ich wirklich fühle, gegeben und im gewissen Betracht wohlthätig auf diese Menschen gewirkt zu haben. M e i n H e r z i s t g a n z f r e i, dir zum Troste. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und dir angelobte: i c h h a b e m e i n e E m p f i n d u n g e n d u r c h V e r t h e i l u n g g e s c h w ä c h t, und so ist denn das Verhältniß innerhalb der Grenzen einer herzlichen, vernünftigen Freundschaft. - Uebrigens ist dieser Sommer nicht unwichtig für mich. Ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, und hoffe, mich künftig mit mehr Freiheit und Energie zu bewegen. — Ich werde diesen Winter gar einsam hier leben, weil ich alle meine Kraft und Zeit zusammennehmen will. Es ist viel stilles Vergnügen in dieser Existenz. Besonders die Abende sind mir lieb,

die ich sonst sündlich in Gesellschaft verloren habe. Jetzt sitze ich beim Thee und einer Pfeife, und da denkt und arbeitet sich's herrlich."

Daß er dem Freunde nicht eigentlich untreu war, zeigt der Eifer, mit dem er ihn dem neuen Kreise zu empfehlen suchte. — 20. Nov. — „Daß Ihnen Körner's Briefe sein Wesen vergegenwärtigt haben, freut mich sehr. Es ist kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klang überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte." — 4. Dec. — „Es ist mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte, wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geist würden sich an ihm wärmen, und er scheint jetzt auch eine wohlthätige Geistesfriction nöthig zu haben. Sie haben sehr recht, daß nichts über das Vergnügen geht, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und das ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktartigen Herzensgüte verbindet wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden anderer und ein ängstliches für sich selbst; gerade das Gegentheil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen alles und den Nebenmenschen nichts vergeben. — Freier als er von Anmaßung ist niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm die so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. — Ich schreibe Ihnen da sehr viel über meinen Freund, aber würde ich das thun, wenn ich nicht die Geliebten meines Herzens gern miteinander verwechselte, und sie in meinem Kopf und meiner Feder, weil es doch leider in der Wirklichkeit nicht angeht, gern zusammenbringen möchte?

Schlimmer stand es um das Verhältniß mit Charlotte. „Frau v. Kalb, schreibt er 1. Sept. an Körner, wird dieser Tage auch wieder von ihrer thüringischen Reise nach Weimar zurückkommen. Auch schreibt sie mir, daß ich ihr Andenken bei euch auffrischen soll. Ich habe sie jetzt über vier Monate nicht gesehn, wie ich aber höre, ist sie wohl und die Zerstreuung hat ihr gut gethan."

— 20. Oct. — „Frau v. Kalb hab' ich diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen." Die Billets an die Schwestern erklären das schon hinlänglich, doch war noch etwas Anderes vorgefallen.

Das Verhältniß zwischen den beiden Gatten war immer kälter und fremder geworden. Nun mußte Herr von Kalb wieder nach Frankreich zurückkehren; Charlotte blieb in Weimar zurück (Juli bis September in Meiningen). „Einige Monate nach seiner Abreise, erzählt sie in ihren Memoiren, erhielt ich ein Schreiben von Friedrich, in welchem er mit scharfem Ausdruck mir dargestellt, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß nicht ganz zu lösen; mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mit empfinden konnte: — Noch in Jugend, ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und des Gemüths, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne, sonst bleibt ewig Ihr Bewußtsein getrübt. Darf ich rathen? soll ich wollen? So kommen Sie in dieses Gebirge, wo auch ich jetzo wohne. Sie finden daselbst Bekannte, die Ihre Freundinnen werden können, und so würde ein schöneres und freieres Leben unter uns walten. — Charlotte traf dieses Schreiben wie ein Strahl des Himmels. — Aber in Rücksicht auf Form und Bedingniß der Gewohnheit mußten sehr viele Zweifel entstehn. Kein andrer Grund zu dieser Veränderung des Aufenthalts war zu finden als nur sein Name! Wie hätte dieser Eifer des Sehnens und des Wollens, der aus seinem Brief sprach, sich immer gleich bleiben können? — und ohne sein ernstes absolutes Wollen wäre jeder Schritt beleidigend auf mich zurückgefallen. Ein solcher ernster, entscheidender Wille mußte durch seine Erscheinung (in Weimar) selbst, die mich dazu persönlich aufforderte, bestimmt werden." „Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief zugeschickt, und eben ein solches erhielt er wieder, denn meines Lebens Loose waren ja darin enthalten. Es vergingen Wochen, Monate, und ich erhielt keine Antwort. Da schrieb ich: — haben Sie meinen Brief erhalten, so glaube ich nach der Zögerung kein lichtes Wort mehr von Ihnen zu vernehmen; ist dies aber nicht der Fall, so kann ich ihn zum zweiten Mal schreiben." — „Ich

habe Ihren Brief erhalten, bin aber auf manche Weise behindert worden, ihn eingehend zu beantworten. In einigen Tagen reise ich nach Franken; vielleicht kommen Sie auch in jene Gegend u. s. w." — Als Schiller den 12. Nov. nach Weimar zurückkehrte, scheint Frau von Kalb eine bessere Haltung bewahrt zu haben, als man nach ihren Memoiren schließen sollte. „Heute (27. Nov. an Caroline) habe ich sie besucht und eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geiste die Welt, für die er eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eignes in ihrer Vorstellungskraft und ihre Blicke sind ebenso scharf als tief." — 25. Febr. 1789 an Körner: „Ich sehe Charlotte zwar selten, aber doch noch am meisten von allen Menschen. Sie wird dir nächstens einmal wieder schreiben."

Zurück zu den Schwestern. Mit welcher Angst durchblättert er (19. Nov.) das erste Packet, als kein Brief herausfallen will! mit welcher Zaghaftigkeit beklagt er sich! mit welcher Demuth gesteht er seine freudige Beschämung, als der Brief doch ankommt! — An Lotten's Geburtstag (22. Nov.; Carolinen's Geburtstag kannte er nicht, wie wir aus dem Brief vom 5. Febr. 1789 ersehn) schreibt er: „Dies war der erste Tag, wo ich mein Wesen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich süßen, dichterischen Träumen; edle erwärmende Ideen wachten wieder in mir auf. Sie sind die Heilige dieses Tags, und es freut mich noch einmal so sehr, wenn ich es aus einer so lieben Quelle empfange. Ich lasse jetzt die Ideen, die der schöne rudolstädtische Sommer in mir getrieben und zum Keimen gebracht hat, in stillen Augenblicken eine nach der andern an mir vorbeiziehn, und beschwöre sie, wie Schrepfer seine Geister. Die guten Geister stelle ich bei Seite, und die bösen müssen Buße thun und sich bekehren; denn es sind mir zuweilen auch böse und ungläubige Geister bei Ihnen gekommen. Die guten will ich Ihnen nach und nach zuschicken. — Ich freue mich lebhaft auf den nächsten Sommer. Möchte die Zeit diesen Winter nur recht rasch und sich außer Athem laufen, daß sie darnach den Sommer nicht mehr recht fort kann. Aber die Zeit ist ein kaltes, fühlloses Ding, das von Freud und Leid der Menschen keine Notiz nimmt, und für lauter Eigensinn immer langsamer geht, je mehr man es fortstößt, und wenn sie uns ja einmal eine solche Gefälligkeit erweist, so ist sie von dem kleinen Capital unsers Lebens gestohlen. — Ich verfalle da,

glaube ich, gar in Poesie; aber das sind noch Reste von der Laune, die Sie mir zu gut halten müssen. Die Einkleidung mag sein, wie sie will, so bleibt der Gedanke wahr, daß ich mit ganzer Seele bei Ihnen bin." — Die Briefe an Caroline — die schon an Romanen und Erzählungen schrieb — sind im Ganzen viel philosophischer.

11. Dec. 1788. — „Sie haben beide bemerkt, daß mein voriger Brief nicht heiter geschrieben war. Doch erinnere ich mich keiner schlimmen Laune; es ist aber möglich, daß die Seele unbemerkt gedrückt wird, wenn sie nicht ausfließt und immer von denselben Gegenständen umringt und befangen ist. Es könnte also doch eine Folge meines einsamen Lebens gewesen sein. Ich traue hierin dem feinen Blick der Freundschaft sehr, und darum glaube ich Ihnen mehr als meinem eignen Gedächtniß. Aber Sie sollen nicht dadurch verstimmt werden. Fließt auch zuweilen etwas Melancholisches in meine Briefe mit ein, so müssen Sie denken, daß diese Laune vorbei ist, wenn Sie den Brief erhalten. — Der Donnerstag setzt mich immer in gute Laune, weil mir ein gewisses Vergnügen aufbewahrt ist. Ueberhaupt sollte man sich immer einen Tag oder mehrere in der Woche mit irgend einer periodisch zurückkehrenden und fortdauernden Freude bezeichnen. Das Leben verfließt dann so angenehm — es macht einen künstlichen Pulsschlag in unserm Dasein, und wie von einer schönen Treppe zur andern, schreitet Leben und Hoffnung darauf weg. — Daß Sie und Caroline so gut zusammenstimmen, freut mich sehr; es ist überhaupt selten, daß Schwestern, die von früher Kindheit an in so viele Collisionen kamen, bei entwickeltem Charakter einander etwas sind. Ihre beiderseitige gute Harmonie ist ein schöner Genuß für mich, wenn ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie Sie Sich selbst vereinigt haben. — Möchten Sie, oder möchte vielmehr das Schicksal Sie beide nie weit auseinanderführen, wenn es möglich ist! Es ist gar niederschlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer eine, wo nicht beide, entbehren müßte."

28. Dec. (an Lottchen, als er die Professur angenommen). — „Ich rechne darauf, daß Sie mir diesen Sommer eine himmlische Erscheinung in Jena sein werden, weil ich das erste Jahr zu viel zu thun habe, um noch etwas Zeit für die Wünsche meines Herzens übrig zu behalten."

5. Febr. 1789. — Die letzte Redoute hat mir die im vorigen

Jahr, wo ich Sie so unerwartet vor mir stehn sah, recht lebhaft ins Gedächtniß gebracht... Sie haben wohl recht, daß Sie bei Ihrem letzten Aufenthalt in Weimar Sich nicht selbst zugehörten, und mir noch weniger... Mir machte die bloße Möglichkeit, Sie zu sehn, schon Freude, und die Hoffnung, Sie (wäre es auch nur von Weitem) hier oder dort zu sehn, würde mich ohne Zweifel fleißiger in Komödien und Redouten gezogen haben."

An Körner, 9. März 1789. — „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 12,000 Thalern verschaffen, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren eine Fridericiade, eine classische Tragödie, und weil du doch so darauf versessen bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern. — Du willst wissen, wie ich hier lebe. Du hast es errathen. Ich habe sehr wenig Umgang. Die Leute wunderten sich anfangs, wie ich von Rudolstadt zurückkam, über meine Unsichtbarkeit; endlich gewöhnte man sich daran und jetzt wundert man sich nicht mehr. — Charlotte besuche ich noch am meisten; sie ist diesen Winter gesunder und im Ganzen auch heiterer wie im vorigen; wir stehen recht gut zusammen; aber ich habe, seitdem ich wieder hier bin, einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menschen, blindlings unterwerfen muß. Alle romantischen Luftschlösser fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist bleibt stehen. Wie werther wird mir alle Tage deine und meine Freundschaft, und wie wohlthätig ist sie mir schon gewesen! Ich würde keine dieser Art mehr knüpfen können, denn du glaubst nicht, wie viel Misanthropie sich in meine Denkart gemischt hat. Leiden, Fehlschlüsse über Menschen, hintergangene Erwartungen haben mich in ihrem Umgange schüchtern und mißtrauisch gemacht. Ich habe den leichtsinnigen, frohen Glauben an sie verloren; darum braucht es sehr wenig, um meine Zuversicht zu eines Menschen Freundschaft für mich wankend zu machen, besonders wenn ich Ursache habe zu glauben, daß sein eigenes Gedankensystem, seine Neigungen noch nicht fest sind. Warum müssen wir getrennt voneinander leben? Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von euch ging, ich hätte euch nie verlassen, oder hätte mich bald wieder zu euch gefunden. Aber es ist traurig, daß die Glückseligkeit, die unser ruhiges Zusammenleben mir verschaffte, mit der einzigen Angelegenheit,

die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geistes, unverträglich war. Dieser Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und nothwendig war; aber es ist doch ein hartes Opfer für ein ungewisses Gut. Du wirst glauben, ich sei heute hypochondrisch oder unzufrieden gestimmt; aber dies ist der Fall nicht: ich fühle ruhig und bin nicht verstimmt. Die nähere Ansicht meiner Lage drang mir diese Empfindungen auf. In Jena erwartet mich eine leidliche gesellige Existenz, von der ich mehrere Vortheile zu ziehen gedenke, als bisher. Mein isolirtes Dasein könnte dort auch nicht gut fortdauern, weil ich dort bin, was ich noch nie war, ein Glied eines Ganzen, das mehr oder weniger zusammenhält. Ich bin in Jena zum ersten Male eigentlicher bürgerlicher Mensch, der gewisse Verhältnisse außer sich zu beobachten hat; und da diese doch nicht drückend sind, da ich dort niemand über mir habe, so hoffe ich mich darein finden zu können. Ich habe auf dieser Welt keine wichtigere Angelegenheit, als die Beruhigung meines Geistes — aus der alle meine edleren Freuden fließen. Kann ich zu sehr eilen, dieses höchste Interesse zu befördern? Ich muß ganz Künstler sein können, oder ich will nicht mehr sein."

An Caroline, 24. April 1789. — „Freilich sah ich dem vorigen Sommer fröhlicher entgegen als dem jetzigen. . . Warum trennte uns das Schicksal? . . Wenn ich mir denke, wie schön sich jeder Tag für mich beschließen würde, wenn ich nach Erledigung meines Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten, in Ihrem Kreise den bessern Theil meines eignen Wesens aufschließen und genießen könnte. . . Alle neuen Ideen, die wir erwerben, alle neuen Anschauungen der Dinge und unsers eignen Selbst erhielten erst dann ihren wahren Werth. . . Warum soll dieser Wunsch unerfüllbar sein?"

„Ich höre von verschiednen Seiten, schreibt Körner 6. Mai, daß du vielleicht jetzt die Mamsell Schmidt*) holen könntest. Du sollst sehr gut bei ihr stehen, und nun hast du ja auch ein Amt und bestimmte Aussichten. Ist sie nur leidlich, so ist ihr Reichthum doch ein Vortheil, der bei dir doppelt in Anschlag kommt. Ich zweifle, ob du Talent zur häuslichen Glückseligkeit

*) Die Tochter des Geheimraths, die Nichte von Klopstock's Fanny; Körner hatte sie gleich nach Schiller's Ankunft als convenable Partie vorgeschlagen.

hast: und in diesem Falle würde ich ein liebenswürdiges Geschöpf bedauern, das dich durch innern Werth reizte, aber doch nicht auf immer fesseln könnte. Die S. ist reich, hübsch und hat eine gewisse Cultur. Wäre es nicht der Mühe werth, zu untersuchen, was dich von ihr entfernt, wenn sie dich gleich nicht unwiderstehlich anzieht? Doch künftig mehr hierüber, wenn du erst in Jena zur Ruhe bist."

„Was du mir, antwortet Schiller aus Jena, 28. Mai, von der Schmidt schriebst, mag dir der Himmel vergeben. Das Mädchen selbst würde mir auch ohne ihr Geld gerade nicht mißfallen; in Weimar hat sie mir immer am besten unter allen gefallen, und es ging mir nicht allein so. Aber an sie zu denken, ist keine Möglichkeit, weil Vater und Mutter und Tochter aufs Geld vorzüglich sehen. Die Tochter zwar, die Eitelkeit hat, würde nicht ungeneigt sein, wenn sich noch etwas Anderes mit dem Gelde verbinden ließe; ich glaube auch, daß sie mir Vermögen und Rang herzlich wünschen würde, um Ansprüche an sie machen zu können: aber die Elasticität hat ihr Charakter nicht, nach ihrem Geschmack sich zu bestimmen. Und dann fragt's sich sehr, ob sie als Frau das für mich bliebe, was sie mir jetzt noch zu sein scheint. Ueberdem scheint sie bereits so gut als verkuppelt, und zwar an einen reichen Frankfurter. Ich hätte auch, wenn ich sonst gewollt hätte, in Weimar noch eine Partie finden können, und zwar auch eine Geheimerathstochter, die aber kein Vermögen hat; ich habe erst hier erfahren, daß einige das Plänchen gehabt haben. Aber da lag das Hinderniß an mir selbst und an meinem Geschmacke. Es ist also noch dürres Land für mich hier, so gern ich es gesehen hätte, wenn ein Geschöpf auf mich hätte wirken können. Weißt du nun übrigens eine reiche Partie, so schreib' immer; entweder sehr viel Geld, oder lieber gar keins, und desto mehr Vergnügen im Umgange. Ein einziges Mädchen ist hier, das mir nicht übel gefällt; ich kannte sie auch schon vorher."

Verabredung zur Zusammenkunft mit Körner's; wiederholte Versicherung, er werde sich nicht „verplempern"; auf Körner's wiederholte Fragen nach Frau v. Kalb ausweichende Antworten. Flüchtiges Wiedersehn der Schwestern, die nach Lauchstädt ziehn, in Jena. —

An Caroline, 24. Juli 1789. — „Es wird uns, seitdem Sie in Lauchstädt sind, so schwer gemacht, Nachricht voneinander zu

bekommen, als wenn Sie ans Ende der Welt gereist wären... Die Gewißheit, daß ich Ihnen nahe bin, daß Sie in Ihren schönen Stunden Sich gern meiner erinnern, dieser Gedanke ist mir viel, sehr viel werth — aber leider ist dieser Gedanke auch alles, was ich wirklich mein nennen kann. Mein Bild in Ihrer Seele ist doch immer nicht ich selbst, und während mein Schatten unter Ihnen wandelt, muß ich selbst hier in Jena ein desto elenderes Leben führen. Je lebendiger Sie vor meiner Phantasie dastehn, desto mehr erschöpft sich meine Toleranz gegen die mich hier umgebenden Geschöpfe, desto weniger kann ich mich mit meiner Einsamkeit aussöhnen. In der That, ich mache täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volk hier zu leben. Alles ist so alltägliche Waare und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht. Sie wissen, glaube ich, oder Sie wissen es nicht, daß der weibliche Charakter zu meiner Glückseligkeit so nothwendig ist... Hier haben mich alle Götter und Göttinnen der Schönheit verlassen... Kommen Sie ja bald zurück, kommen Sie, mich wieder zum Menschen zu machen; zum Dichter — das ist vorbei. Uebrigens tröstet mich das, daß Sie doch etwas von mir haben und lesen können, was aus einer glücklichern Epoche meines Lebens sich herschreibt. Es sind Funken der Glut, die Sie beide mir gegeben haben, und die jetzt wieder erloschen sind, da Ihr Athem sie nicht mehr belebt. Wie glücklich wollte ich sein, wenn die schönen Hoffnungen in Erfüllung gingen, von denen Sie schreiben. Aber wie? Wie sollen sie in Erfüllung gehen, so lange die armseligsten Nichtigkeiten in einer gewissen Wage mehr gelten, als die entscheidendste Gewißheit eines glücklichen Lebens? Und warum hat der Himmel die Rollen so sonderbar unter uns vertheilt, warum spannte er gerade das muthigste Roß hinter den Wagen? Ich weiß nicht, ob ich hier etwas schreibe, was verständlich ist — aber ich verstehe mich recht gut. Könnte ich gewisse Verhältnisse umkehren, so wäre der heroische Muth, den ich habe, an seiner rechten Stelle. So aber habe ich ihn nur zu meiner eigenen Peinigung und kann ihn niemand anderem mittheilen. Bei allem unsern gerühmten Freiheitssinn sind wir doch wahrlich nur Sklaven und Opfer der Umstände und der Meinung. Was für klägliche Rücksichten waren es, die mir schon einige Male die Freude verdorben haben, mich in Ihrem Umgange zu genießen. Sie verweisen mich an

die Zukunft. Wie viel größere Opfer müßten da gebracht werden können! — Aber ich vergesse mich. Ihr Brief machte vieles in mir lebendig und meine Einbildungskraft setzte da fort, wo Sie abgebrochen haben. Habe ich etwas Verwirrtes geschrieben, so zerreißen und ignoriren Sie diesen Brief. Ich war in einer sonderbaren Stimmung, und diese möge mich bei Ihnen entschuldigen."

An Lottchen, 24. Juli. — „In Gedanken uns nahe sein zu dürfen, ist ja beinahe alles, was das Schicksal uns zu gönnen scheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum; denn nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen als damals, und nie habe ich weniger gesagt... Ihre Empfindungen an diesem Abend waren eine dunkle Ahnung von den meinigen, und ich wünschte, sie wären ein Abdruck davon gewesen; so hätten Sie mich ohne Worte verstanden, und alle die Menschen und menschenähnlichen Wesen um uns her hätten unsere Sprache nicht gestört. Ich hatte in meinem Carlos eine Stelle, die ich mit der ganzen Scene weggelassen habe; sie drückt am besten aus, was ich meine.

... Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.
Den reinen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt und ganz
Sie wiedergiebt; dann, dann hast du genug,
Das Räthsel meines Lebens aufzuklären! — —

Sie glauben es nicht, wie viel Muth ich brauche, um dieses freudenlose Dasein hier fortzusetzen und allein von den Gütern der Phantasie zu leben. Ich bin wie einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beseelenden Berührung, und durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen.

Nun entschließt sich Schiller, nach Lauchstädt zu gehen. Caroline hat in Lauchstädt viel zu thun: ihre intimste Freundin, Caroline v. Dacheröden, soll zwischen zwei Bewerbern entscheiden; die Freundin soll sie prüfen. Sie neigt sich Wilhelm v. Humboldt

zu, der bisher in Therese Forster sein Ideal gefunden: er ist ihr durch den befreundeten berliner Kreis der Henriette Herz empfohlen. Noch dazu kommen Körner's an. — Was weiter in Lauchstädt vorgegangen, mag man aus dem Folgenden entnehmen.

„Der heutige Tag, schreibt Schiller aus Jena, 3. August, ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Ein einziger Tag verspricht mir die Erfüllung der zwei einzigen Wünsche, die mich glücklich machen können. Liebste, theuerste Freundinnen, ich verlasse eben meinen Körner — meinen und gewiß auch den Ihrigen — und in der ersten Freude des Wiedersehns war es mir unmöglich, ihm etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe — bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In seiner Seele hab' ich meine Freude gelesen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht. O ich weiß nicht, wie mir ist. Mein Blut ist in Bewegung. Es ist das erste Mal, daß ich diese so lange zurückgehaltenen Empfindungen gegen einen Freund ausgießen konnte. Dieser heutige Morgen bei Ihnen, dieser Abend bei meinem theuersten Freund, dem ich alles geblieben bin, wie ich es war, der mir alles geblieben ist, was er mir je gewesen — so viel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens. Körner kündigt mir noch an, daß er bereit sei, Dresden zu verlassen und Jena zu seinem Aufenthalt zu wählen. Innerhalb eines Jahres kann ich hoffen, auch von ihm unzertrennlich zu werden... Aber bestätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat, sagen Sie mir's, daß ich Sie ganz verstanden habe, daß Lotte mein sein will, daß ich sie glücklich machen kann. Noch mißtraue ich einer Hoffnung, einer Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe; lassen Sie meine Freude bald auch von dieser Furcht ganz rein sein." — Die Antwort ist ein lautes, treues Ja.

25. August. „Aber wie ungenügsam sind doch unsere Wünsche! Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist! Um einen einzigen Blick in deine Seele! Und jetzt, da ich alles darinnen lese, was mein Herz so lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blütenzeit des Geistes, und von diesem kurzen Frühling soll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe

ich das besitze, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe — und wenig sind der Tage des Lenzes! In einer neuen, schönern Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß ihr mein seid, theure, liebe Lotte, seitdem du mir deine Seele entgegentrugst. Mit langen Zweifeln ließest du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe dir unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von dir entfernen sollte... Jetzt erst genieße ich alle unsere vergangenen Stunden, ich durchlebe sie noch einmal, und alles zeigt sich mir jetzt in einem schönern Licht. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn jetzt zu statten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum, und in ungebornen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Resignation, die Genügsamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige, alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht. — Caroline wirft mir vor, daß ich habe zweifeln können, ihr würdet mich verstehen, ihr würdet meine Hoffnungen mir erwidern. Aber eben diese Genügsamkeit, diese Nachgiebigkeit gegen eine scheinbare Nothwendigkeit fürchtete ich bei euch. Ich fürchtete, ihr könntet eure Wünsche in den Zwang der Umstände einschließen, und — wie soll ich mich recht deutlich machen? — ich fürchtete, ihr könntet euch unsere Freundschaft ohne Liebe vollenden und dies innere Leben der Freundschaft mit einer Trennung zusammendenken." —

„Dein Brief, theuerste, liebste Caroline, hat meine Seele tief ergriffen und bewegt, und ich weiß nicht, ob ich dir sogleich daraus etwas beantworten kann. Aber vor meiner Seele steht es verklärt und helle, welcher Himmel in der deinigen mir bereit liegt. O was für himmlisch schöne Tage öffnen sich uns! In ihrer ganzen Fülle darf ich sie mir jetzt kaum denken, wenn mein Wesen nicht für die Wirklichkeit ganz unbrauchbar werden soll. In mir lebt kein Wunsch, den meine Caroline und Lotte nicht unerschöpflich befriedigen können. Und wohl mir, Theuerstes meiner Seele, wenn ihr in mir findet, was euch glücklich machen

kann. Wohl mir, Caroline, daß du die Quelle in mir aufsuchst und deine Forderungen, deine Erwartungen an mein Wesen, und nicht an wandelbare Erscheinungen in mir richtest. Denn ich fühle, daß in manchen Stunden nichts in mir übrig ist, als die Kraft zu etwas Besserem. Behalte diesen Glauben, dieses holde Vertrauen an mein Wesen, wenn auch Wolken über meine Seele gehn und alles verhüllen. Dann nur kann ich leicht und frei vor euren Augen existiren, wenn die Sorge ganz aus mir verbannt ist, verkannt oder mißverstanden zu werden. O wie sehnlich wünsche ich, daß ihr mich ganz durchschaut haben möchtet, alle meine Schwächen gesehen hättet, alle, und dennoch mich gewählt. So lang ich fürchten muß, daß euch Mängel in mir überraschen können, worauf ihr nicht bereitet waret, so lange seid ihr nicht mein auf ewig. Eure Herzen habe ich durchschaut, und meine Empfindung für euch ist keinem Wandel mehr unterworfen. — An meinem Wesen haben Schicksale sehr gewaltsam gezerrt. Durch eine traurige, düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte, schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieser unselige Anfang des Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute — ach, ich fühle ihn in diesem Augenblick! Denn ohne ihn würde selbst dieses Mißtrauen mich nicht martern. Bereite dich, edles Geschöpf, in mir nichts zu finden, als die Kraft zum Vortrefflichen und einen begeisterten Willen, es zu üben. Deine schöne Seele will ich auffassen, deine schönen Empfindungen verstehen und erwidern, aber ein Mißton in den meinigen muß dich weder betrüben, noch befremden. Glaube alsdann aber fest, daß diese fremden Gestalten meines Gemüthes von außenhereingekommen sind. Die Spuren der Gestalten, die von frühen Jahren an bis jetzt mich umgaben, konnte mein besseres Wesen nicht ganz von sich scheiden. Aber du glaubst an meine Seele, und auf diesen Glauben will ich bauen. Bei allen meinen Mängeln — denn alle sollt ihr endlich kennen — wirst du das immer finden, was du einmal in mir liebtest. Meine Liebe wirst du in mir lieben." —

Nur eine Zwischenbemerkung. — Die Briefe vor der Verlobung gehören nach unserm Urtheil — auch wenn sie nicht von Schiller herrührten — zu dem Tiefsten und Innigsten, was sich dieser Art erhalten hat. Die folgenden Briefe machen nicht ganz

den gleichen Eindruck. Es geht Schiller wie früher: da das Gefühl nun frei ausströmen darf, fängt er zu stilisiren an. Wenigstens zuweilen. Dazu kommt — jetzt erst! — der seltsame Pluralis; es ist mitunter, als wollte er beide Schwestern heirathen. Glaubte er Carolinen's edle Eifersucht beschwichtigen zu müssen, die in ihrer Ehe unglücklich war? Man wird nicht ganz klar darüber. Doch ist auch in diesen Briefen das Schöne überwiegend.

7. Sept. 1789. — „Vorgestern Abend konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, eure Briefe vom vorigen Jahre und die Billets besonders, die wir im letzten Sommer und Herbst miteinander wechselten, zu durchstören. Wie lebhaft brachten sie mir manche Situationen zurück, diejenigen besonders, wo ich mit dem Entschlusse kämpfte, euch mein Herz näher zu entdecken. Ach, ihr ahntet meine Seele doch nicht immer! Wie kalt und frostig sind manche dieser Billets geschrieben, oder scheinen sie mir jetzt nur so? Sie machten mich traurig, denn ich glaubte in dem Augenblick, wo ich sie las, ihr hättet sie soeben erst geschickt und wir stünden noch so miteinander. Schon der Gedanke schlägt mich nieder, die Liebe muß hinter sich, wie vor sich Ewigkeit sehen. Es sind welche darunter, die von Trennung sprechen, von der Nothwendigkeit, entfernt voneinander zu leben, in die man sich fügen müsse. — War es möglich, daß euch unser Genius nicht die Hand hielt, als ihr dieses niederschriebt? — Aber auch einige Briefe sind darunter, die mir Muth gaben, als ich sie empfing, und Genuß, als ich sie vorgestern wieder las. Unser Abschied vorigen November wirkte tief auf meine Seele, und ein Billet, das ihr mir damals schriebt, hat mir Thränen ausgepreßt. Es war jenes, wo ihr ungewiß wart, wann ich gehen würde, und die Reise nach Erfurt in Vorschlag gebracht wurde. Ich war wirklich noch nicht entschlossen zu gehen, aber dieses Billet überführte mich, daß ich zu keiner bessern Zeit gehen könnte. Es war mir aber doch schrecklich, als ich mich zur Reise anschickte, alle meine Hoffnungen waren noch nicht viel weiter, als sie zu Anfang des Sommers gewesen waren, und die ganze Aussicht meiner Liebe schien wieder verfinstert zu sein. Eines Abends, als ich zu euch kam, war zwischen eurer Mutter (die damals nicht ganz wohl war) und Lotten ein Auftritt vorgefallen, worüber? weiß ich nicht; aber wie ich kam, warst du noch sehr bewegt davon, Lotte, und erzähltest mir davon. Caroline ging einige Augenblicke weg, ich sagte dir einiges über das Vor=

gefallene, und du drücktest mir die Hand — das erste Mal — und mit einer tiefen Bewegung. Caroline kam wieder, das einzige Mal, wo mir ihre Erscheinung zur Unzeit kam, denn wir brachen ab, weil sie nicht wußte noch wissen konnte, was geschehen war, wir es also auch nicht fortsetzen konnten. Damals, liebste Lotte, glaubte ich in deinem Herzen etwas zu lesen — aber diese Stunde kam nicht wieder."

Die Ferien bis zum 2. Oct. 1789 brachte er in Rudolstadt zu; nach der Rückkehr schreibt er, 14. Nov.: „Wohl hast du Recht, Caroline, Sehnsucht ist kein Leben. Entfernung von euch ist keines für mich, und Schatten der Einbildung sind keine Genüsse. Der Mensch besitzt nicht, was er nur in seiner Seele empfindet; er muß es herausstellen in das lebendige Sein und außer sich anschauen. So geht es mir mit der Glückseligkeit unserer Liebe, die sich so lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dies Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich in mir, bleibt es doch immer weit von mir, so lange ich es nicht in einem Auge lese, an einem Herzen empfinde... Die süße Ueberzeugung, daß ihr mein seid, sollte mir das Leben erheitern; aber es ist nicht so... So muß ich euch immer die Unruhe mittheilen, die in mir selbst stürmt." — 15. Nov. — „Unsere Liebe braucht keine Wachsamkeit! wie könnte ich mich zwischen euch beiden meines Daseins freuen, wenn meine Gefühle für euch beide, für jedes von euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich der andern nicht entziehe, was ich der einen bin... Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dies anders wäre, daß du anders wärest als du bist. Was Caroline vor dir voraushat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und m e i n Geschöpf mußt du sein, deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude genommen, dich für mich aufblühen zu sehn."

Das ist wieder etwas Stil! Lotte war gar nicht mehr so bloßes Kind, als er hier declamirt; sie war recht entwickelt, recht selbständig, und stand ihm schon damals geistig näher, als die Schwester, obgleich sie sich nicht so in Allgemeinheiten ergehn mochte. Später wußte er es auch recht gut.

Noch war inzwischen ein andrer Mißklang zu beseitigen. — Um denselben zu verstehn, muß man erwägen, daß Körner's bei ihrem Besuch viel mit Frau von Kalb verkehrt hatten. Auch Schiller hatte sie damals wieder mehr gesehn. „Sie fand ihn mehr als je in sinnender Betrachtung. Auf Momente schien es ihr, als wenn er wieder eine Annäherung suchte. Ein sonniger Lebensstrahl glitt noch einmal durch ihr Leben... Aber die Zeit verstrich, ohne daß die Herzen sich ganz geöffnet, und die öde Alltäglichkeit trat wieder in ihre Rechte." — Körner durchschaute das Verhältniß; war doch auch er durch Schiller's Schweigen schwer gekränkt. Zudem wurde seine Idee, nach Jena überzusiedeln, von dem Freunde, dessen Plan noch nicht feststand, weniger warm aufgenommen, als Körner erwarten konnte.

Den 20. Aug. 1789 kamen Körner's nach Dresden zurück; den 31. Aug. schreibt Schiller: Euer Bild ist wieder lebhaft in mir geworden, durch das Sehen; denn immer behilft man sich doch schlecht mit der bloßen Erinnerung. Was wir im stillen Umgang miteinander hätten abthun können, war bei diesem geräuschvollen und eiligen Zusammensein freilich nicht möglich. Wir schieden fast wie im Traum auseinander, und ich hätte dir tausend Dinge noch gern gesagt, die mir zu spät oder zu früh einfielen.

Daß du dich, antwortet Körner 8. Sept., unsers letzten Beisammenseins mit Vergnügen erinnerst, war mir um desto lieber zu lesen, da ich wirklich schon auf den Gedanken gekommen war, als ob diese Zusammenkunft uns mehr entfernt als genähert hätte. Du wirst mich verstehn, und kannst mir glauben, daß ich auch dich verstanden habe. Das hat mich manchmal verstimmt, und gleichwohl konnte ich mich zu keiner Erklärung entschließen. Ich war mir keiner Schuld bewußt, glaubte keiner Rechtfertigung zu bedürfen, und eben deswegen ärgerte es mich, daß du mich mißverstehen konntest.

Auf diesen Brief erfolgt, von Rudolstadt aus, nichts weiter als die Bemerkung (28. Sept.): „Es ist erschrecklich lange, daß ich dir nicht geschrieben habe... Eine sonderbare Sache, die ich dir ein ander Mal schreiben will und überhaupt ungern schreibe, hat mir noch außerdem eine starke Diversion gegeben. Wie gern hätte ich dich dabei zu Rathe gezogen! Sie betrifft mein neues Verhältniß zu L. L.; vielleicht wirst du dir die Hauptsache zusammensetzen." — Von der Uebersiedelung nach Weimar räth er eher ab.

An die Schwestern, 6. Nov. — „Körner hat mir heute wieder geschrieben, und auch unserer Verstimmung erwähnt; mir scheint aber, er ist auf einer unrechten Spur, sie zu erklären, und ich werde mich hüten, ihm einen Aufschluß zu geben, der ihm so wenig angenehm als nützlich sein würde. Mein Brief an ihn enthielt meine Seele nicht, ich gab mir eine Miene von Zufriedenheit, die ich nicht hatte, und wozu er sich nach dem Vorgefallenen selbst nicht bei mir versah. Es ist mir jetzt auf eine Zeitlang viel Freude entzogen, daß ich mein Herz nicht gegen ihn reden lassen kann — aber wie vieles macht ihr mich vergessen!"

Sehr schwer gehn ihm die Sorgen über seinen Lebensplan durch den Kopf, um so mehr, da er beide Schwestern zu bedenken hat. „Nur dein Schicksal, meine Caroline, ist es, was mir Unruhe macht — ich kann dies trübe Verhältniß noch nicht aufklären, und es wird noch verwirrter, wenn ich an meine Lage denke. Bleibe ich in Jena, so will ich mich gern ein Jahr und etwas darüber mit der Nothwendigkeit aussöhnen, daß du mit Beulwitz allein lebst. Von diesem Jahr kannst du die Hälfte bei uns zubringen... Aber ich muß gerade arbeiten, von hier fortzukommen, um unsere Verbindung zu beschleunigen. — 20. Nov. — Für dich, meine theure Lotte, ist es immer ein heroischer Entschluß, hier allein mit mir zu leben; allein wirst du dich fühlen. Ich weiß, daß wir uns zu unserer Glückseligkeit in allen äußern Lagen genug sein werden, aber so wenig ich ohne allen Umgang mit Männern, die einigermaßen zu mir stimmen, mir gefallen könnte, so fürchte ich auch, daß der weibliche Umgang, den du hier findest, eine traurige Leere bei dir zurücklassen wird... Du wirst mit einem großen Opfer für mich anfangen müssen — aber ich baue auf die Liebe."

An Körner, 12. Dec. „Ich wollte dir von meiner Heirathsgeschichte nichts schreiben, weil über die Zeit und die Einrichtung selbst nichts entschieden war. Zwar ist auch jetzt noch nichts entschieden, aber ich möchte sehr gern deine Meinung über die Maßregel hören, die wir nehmen wollen. — Es ist ein wichtiger Grund vorhanden, der mich von Jena wegzieht, und dies ist meine Heirath. Fürs Erste mag und will ich die Lengefeld nicht in die fatalen jenaischen Verhältnisse hineinziehen, welche für sie noch fataler werden, da man hier ihren Adel nicht vergessen kann, ich würde sie und mich den größten Platitüden aussetzen. Dann sind wir auch Weimar zu nahe, wo die Lengefeld mit dem Adel sehr

verflochten ist, und einige Verbindungen müßten fortdauern, welche mit ihrer hiesigen Existenz einen unangenehmen Contrast machten, und in unserm Leben eine immerwährende Disharmonie unterhielten. Dies sind aber Nebengründe, auf die ich nicht so sehr achten würde, wenn nicht wichtigere hinzukämen Die Mutter wird sich äußerst ungern von ihrer Tochter trennen, weil sie bis jetzt darauf rechnen konnte, sie in Rudolstadt zu verheirathen. Die Heirath mit mir zerstört diesen ganzen Plan der Mutter, der zwar nicht in Richtigkeit gebracht ist, aber zwischen beiden Theilen vorbereitet worden, und kein Hinderniß hat, als die Lengefeld selbst und unsere Verbindung. Die Mutter nahm ihren Plan zurück, sobald sie sah, daß er bei der Tochter nicht durchgehen könnte; aber die Entfernung ihrer Tochter wird ihre Zufriedenheit mit unsrer Heirath sehr vermindern. Dazu kommt, daß die Entfernung der einen Tochter bald auch die Entfernung der andern zur Folge haben würde; denn die Beulwitz stimmt sehr übel mit ihrem Manne zusammen, und nur die Gesellschaft ihrer Schwester machte ihr dies Verhältniß bis jetzt leidlich. Allein lebt sie nicht mit ihm, und ihre Mutter ahnt dies schon längst, und ist sehr unruhig darüber. Er ist ein recht schätzbarer Mann von Verstand und Kenntnissen; dabei denkt er gut und edel — aber es fehlt ihm an Delicatesse, und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geist als er und eine ganz eigene Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht ist. Diesem übeln Verhältniß wird abgeholfen, wenn wir, die Lengefeld und ich, mit Beulwitz und seiner Frau zusammenleben. Er und ich stehen gut, und vertragen uns gut miteinander; und wenn die Beulwitz nicht auf die Gesellschaft ihres Mannes eingeschränkt ist, so geht auch mit ihr alles besser. Im Hause haben wir Platz; es sind zwei Häuser aneinander, die Communication haben, und seitdem die Mutter nach Hofe gezogen ist, ist Platz für uns geworden."

„Es freut mich, antwortet Körner 22. Dec. 1789, die alte Offenheit über deine Verhältnisse in deinen Briefen wiederzufinden, und ich wünschte sehr, bei Ertheilung des Raths, den du verlangst, deine Erwartungen befriedigen zu können. Ich komme immer mehr davon zurück, Fälle dieser Art nach Gemeinsprüchen und sogenannten Klugheitsregeln beurtheilen zu wollen. Alles kommt darauf an, die besondern Umstände des einzelnen Falls genau zu

kennen. Daß Jena für dich so wenig als für deine künftige Gattin paßt, ist, denke ich, unter uns keine Frage... Kennst du Herrn v. Beulwitz genug, um bei einer solchen gemeinschaftlichen Haushaltung keine unangenehmen Verhältnisse zu befürchten?... Kannst du dir diese Frage zu deiner Befriedigung beantworten, so genieße je eher je lieber, was das Ziel deiner Wünsche ist. Hättest du aber noch einen Zweifel, so könntest du vielleicht noch ein Jahr warten."

„Vorgestern, schreibt Schiller 24. Dec., erhielt ich die Einwilligung von der Mutter, einer vortrefflichen Frau! — — Mein Gemüth ist jetzt in einer sehr großen Bewegung... Die schnelle und so edle Einwilligung der Mutter rührte mich sehr; sie muß viele Plane und Hoffnungen aufopfern, und alles im Vertrauen auf mich und meine Liebe. Beulwitz schrieb mir kürzlich aus Genf; und auch von dieser Seite wird sich ein gutes Verhältniß anknüpfen." — Die Mutter gab zugleich die Entscheidung für Jena.

Jetzt stand Schiller noch ein sehr schwerer Schritt bevor. Charlotte hatte seit Juni 1788 mit Goethe einen lebhaften Verkehr; einen noch regeren mit Herder. „In seine Brust ergoß sie jeden innern Kummer, der sie drückte — Herr v. Kalb hatte fast in Jahresfrist nicht geschrieben, seine Reisen im nördlichen Frankreich zehrten das Vermögen auf." Herder charakterisirte sie folgendermaßen: „Sie können noch zu keinem festen Entschluß gelangen, weil die Einbildung Sie verhindert, die Wirklichkeit zu sehn, die ewig nur in schwankenden Bildern vor Ihnen steht. Mit Feuer und Geschick beginnen Sie, aber Ihr Blick schaut nicht die Schranken noch die Untiefen der Lebensbahn. So lassen Sie ein Project nach dem andern fallen; doch wenige haben den Trost beim Verlust, den Sie besitzen, die Elasticität des Gemüths, die nichts ganz vernichten kann; denn die Spenden der Phantasie bleiben unerschöpflich." —

Die Zeit sich ihr zu erklären, rückte näher. Den 3. Nov. schreibt Schiller an Caroline: „Diesen Brief schrieb mir die Kalb. Sie ist doch ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent glücklich zu sein; wie könnte sie also geben, was sie selbst nicht hat? Vor ihrer Neugier muß man sich hüten, vor ihrer Inconsequenz, die sie oft verleitet, sogar sich selbst nicht zu schonen, und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit dem Besten anderer nicht so genau zu nehmen." — 6. Nov. — „Die

Kalb macht mich doch etwas verlegen. Das Verhältniß, worin sie mit ihrem Mann sich versetzen will (ich hab' euch, denk' ich, schon davon gesagt) hat mich ihr in gewissem Betracht jetzt unentbehrlich gemacht, weil ich allein ganz weiß, und sie nicht ohne Rath, ohne fremde Augen dabei zu Werke gehn kann. Sie hat ihm darüber schon geschrieben und auch Antwort erhalten, die nun ihre fernern Schritte bestimmen muß. Sie verlangte, und konnte es auch mit vollem Recht von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und diese neue Lage der Dinge mit ihr berathschlagen solle — aber sie wollte es entweder heute oder morgen, und weder heute noch morgen noch übermorgen wäre mir's möglich gewesen. Hört sie aber nun, daß ich vier Wochen in Volkstedt gewesen, und ihr einen einzigen Tag in Weimar abschlug, so muß es ihr, da sie von einem genauen Verhältniß zwischen uns nichts weiß, sehr empfindlich auffallen. Und bei Gott! ich konnte diese Woche nicht weg. Nun hab' ich ihr durch einen Expressen geschrieben und die Proposition gemacht, daß sie hierher kommen soll, und um es schicklicher zu können, in Gesellschaft der (Corona) Schröter, mit der sie gut steht, die discret ist, und der sie außerdem ein Vergnügen dadurch macht. Sie soll gerade bei mir anfahren und sonst keinen Besuch geben; dies kann sie auch wirklich ohne alle Gefahr, sich zu compromittiren, da es ganz verschwiegen bleiben kann. Ich bin nun in Erwartung, was der weibliche Senat beschließen wird — ist sie rücksichtsvoll, so wasche ich meine Hände, denn ich werde durch die Nothwendigkeit, und sie blos durch ein Vorurtheil verhindert. — (Abends.) — Die Kalb ist nicht gekommen und kommt auch nicht. Zum Theil haben mich die Gründe, die sie mir anführt, überzeugt. Ihre Lage ist jetzt doppelt delicat, und sie glaubt nicht, daß die Sache unbeachtet bleiben würde. Ich habe nun das Meinige gethan (!)." — 20. Nov. — „In Weimar werdet ihr die Frau v. Kalb sehr krank finden... Ich habe lange nichts von ihr gehört... Erkundigt euch doch nach ihrem Befinden und hätte es Gefahr, so laßt es mich bald wissen." — 30. Nov. — „Mit der Kalb geht es besser; ihr Kranksein war nicht gefährlich." — Hier treten ihre Memoiren ergänzend ein. — Im December kamen die Brüder v. Kalb in Weimar an, und wollten ihr den Sohn nehmen; „Schwermuth lastete so auf ihr, daß man sie für krank hielt, und da der Zustand der Betäubung wuchs, so sandte ihr ihre Schwester alten Ungarwein. Sie nippte nicht,

sie trank wohl die kleine Flasche aus. Als sie erwachte, war die Starrsucht gebrochen. — Als die Herzogin Louise sie wiedersah, drückte sie ihr stumm die Hand; an ihrer Bewegung erkannte Charlotte, daß sie wußte, was sie betroffen."

„Die Kalb, berichtet Schiller 21. Dec., hat mir heute geschrieben, mir aber gar nichts merken lassen, als wüßte sie, daß ich in Weimar gewesen sei. Vielleicht hat sie es auch nicht erfahren. Ich habe ihr sogleich geantwortet: lieber zehn Briefe schreiben als einmal selbst kommen. Von euch schreibt sie, daß sie euch nicht so oft sähe, als sie es wünschte, weil sie noch nicht ausgehe u. s. w." — „Wegen der Kalb, schreibt er 5. Febr. 1790, habe ich ernstlich Verdacht, denn ich weiß, was sie fähig ist. Auch ohne italienischen Himmel würde ich dir nicht rathen, in gewissen Augenblicken mit ihr zusammenzutreffen, denn Leidenschaft und Kränklichkeit zusammen haben sie manchmal an die Grenzen des Wahnsinns geführt. Bewahre der Himmel, daß ich ihr etwas merken lassen sollte.*) Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Was kann ich ihr schreiben?" — 12. Febr. — „Wahrscheinlich war es eine Wirkung meines letzten Briefes, was Charlotten bei eurer letzten Zusammenkunft mit ihr ein so sonderbares Betragen gegeben hat. Ich begreife nicht, mit welcher Stirn sie mir schreiben konnte, daß ich „die giftigen Zungen nicht die Wahrheit solle geredet haben lassen." Daß sie sich in unser Betragen gegeneinander gemischt hat, ist doch ziemlich entschieden, sie hat also wirklich gegen sich selbst gesprochen. Sie empfahl mir bei meiner Antwort Genauigkeit in der Aufschrift des Briefs, weil sie fürchtete, daß er in ihrer Schwester Hände kommen könnte.

*) Schiller sagte später, im stillen Gefühl seines Unrechts, der alten Freundin viel gute Worte; daß er aber im Grund bei jener Meinung blieb, zeigt folger Brief an Goethe, 12. Mai 1802: „Der Kalb habe ich den Alarkos lesen lassen, aus Neugier, wie ein solches Product auf einen solchen Sinn wirken würde. Aber es sind närrische Dinge dabei zum Vorschein gekommen, und ich werde mich hüten, eine solche Probe zu wiederholen ... Sie meint, für den Verfasser der Lucinde, an der sie ein großes Wohlgefallen zu haben schien, sei dieser Alarkos ein sehr religiöses Product. Die passionirteste Natur in dem Stück, die Infantin, fand sie abscheulich und unmoralisch, grade gegen meine Erwartung; aber es scheint, daß die gleichnamigen Pole sich überall abstoßen müssen." Die Infantin ist es, die den Mord der Gräfin Alarkos veranlaßt, weil sie den Grafen liebt!

Das gab mir Gelegenheit, ihr zu sagen, daß die Vorsicht nicht überflüssig sei, denn mir wäre es wirklich begegnet, daß von den Briefen, die ich nach Weimar geschrieben, einige durch fremde Hände gegangen. Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, sie nur auf einen Augenblick zu besuchen, weil sie mir etwas sehr Wichtiges zu sagen habe. Da ich es neulich endlich ganz abschlug, so eröffnete sie mir in ihrem letzten Brief die Sache, um derentwillen sie so nöthig fand, mich zu sprechen. Das war nun offenbar nicht die Wahrheit, denn ihr Anliegen ist durch einen Brief fast noch leichter abzuthun gewesen. Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr neulich schrieb, ich zweifle, ob sie jetzt die Stimmung schon gefunden hätte, worin unsere Zusammenkunft für uns beide erfreulich sein könne, und daß ich dieses aus einigen Vorfällen schlösse, so antwortet sie mir nun: Ich irre mich sehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeschickten Traum, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, in Zusammenhang brächte, und dergleichen mehr. Darauf schrieb ich ihr: Die Versicherung, die sie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgelöscht sei, erlaube mir endlich freimüthig über das Glück mit ihr zu sprechen, das meine nahe Verbindung mir gewähre; ich sprach nun mit vollem Herzen von unsrer Zukunft, und dies hat sie nicht ertragen. Hat sie es nicht durch die Platitude verdient, womit sie ihre eigene Empfindung herabsetzt? — Warum schreibe ich von ihr so viel? Ich hätte etwas Besseres thun können."

Als Schiller 17. Februar 1790 nach Erfurt zum Coadjutor ging, um dort seine Braut zu treffen, gab er Charlotten eigenhändig ihre Briefe zurück.*) Sie bewahrte dieselben in einem

*) In den Memoiren Charlotten's ist einige Verwirrung. Schon im Nov. 1788 habe er ihr einen Brief von Lottchen gebracht, worin diese um ihre Freundschaft bat. „Sie war mir stets hold erschienen, aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt. Ich sprach zu ihm: ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, aber verschieden ist unsre Ansicht für unsre Zukunft, und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig ferner Briefe überlästig sind. — Er verneinte es nicht, doch später erkannte ich, es sei ihm empfindlich gewesen." Die Unterredung ist wol vielmehr hierher zu ziehn.

schwarzen Kästchen. Als sie eben darin las, verfiel ihre vertraute Dienerin in plötzlichen Wahnsinn; ein tiefes Grauen erfaßte sie, sie warf die Briefe langsam, einen nach dem andern ins Feuer. „Mit Wehmuth sah ich weinend nach dieser Opferung, und wie spät habe ich erkannt, daß es nicht mir, daß es vielen geraubt war.“ Sie schrieb damals die Verse: „Erstarrt hält an im Lauf die Erde, im Leichenantlitz blickt der Mond durch die entseelte Sternenheerde: vom Tode bleibt nichts unverschont. Von allem, was da ist gewesen, lebst du allein in dieser Nacht, vernichtet hab' ich alle Wesen.“

Der Entschluß zur Heirath wurde beschleunigt durch ein kleines Jahrgehalt vom Herzog von Weimar, den Hofrathstitel vom Herzog von Meiningen, und das Versprechen des Coadjutors von Mainz (eines andern Dalberg), für den Dichter zu sorgen. — In Erfurt waren nun die drei Paare — Herr und Frau v. Beulwitz, Schiller und Lotte, Humboldt und seine Braut — eine Zeit lang zusammen; Schiller schreibt an die Schwestern, 5. Januar 1790. „Es ist mir gar lieb, daß auch ihr es gefühlt habt, meine Lieben, wie wenig eigentlich bei unserm letzten lärmenden Beisammensein für unser Herz gewonnen ist. Es war wirklich Zeit, daß wir uns trennten. Nichts Schlimmeres könnte uns je begegnen, als in unserer eignen Gesellschaft Langeweile zu empfinden, und es war nahe dabei. Der Himmel verschone uns, daß wir je alle sechse zusammenleben. — Humboldt ist mir zu flüchtig, zu sehr aus sich herausgerissen, zu weit verbreitet. Ich traue ihm viel Fläche und wenig Tiefe zu. Sein Geist ist durch Kenntnisse reich und geschäftig, sein Herz ist edel, aber ich vermisse in ihm die Ruhe, und, wie soll ich sagen? die Stille der Seele, die ihren Gegenstand mit Liebe pflegt, und mit Anhänglichkeit an ihrem Lieblingsgeschöpf verweilt. Von Carl (Beulwitz) mag ich nicht reden. Ich bin ihm gar nicht nahe gekommen, und fühle mich als ein ihm ganz heterogenes Wesen. Wie kam er dir je so nahe, Caroline? Ich begreife es nicht.“

Noch ahnte er wenig, wie bedeutend Humboldt für seine eigne Entwickelung sein würde. — Jetzt galt es noch, sich mit Körner auseinanderzusetzen. — „Die kluge Miene, schreibt er ihm 13. Jan., die du in deinem Briefe annimmst, hat mich belustigt. Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau in Rücksicht auf mich kennen zu lernen und in eben

dieser Rücksicht gegen andre zu stellen, nicht verloren gewesen sind. Wem sollte ich es weniger sagen, als dir, daß in Fällen dieser Art allgemeine Urtheile nichts heißen, daß die Individualität allein dabei Richterin sein kann. Ich weiß wohl, daß unter zehn, die heirathen, vielleicht neun sind, die ihre Frauen um anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich. Mir scheint, es begegnete dir diesmal mit mir, was schon einige Mal geschah: du hast dich über mich geirrt, weil du zu wenig Gutes von mir hofftest. Ich bin bei diesem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen sehr zufrieden; aber mir kommt vor, du könntest den Maßstab nicht sogleich wiederfinden, mit dem ich zu messen bin — und jeder kann doch nur mit dem Maßstabe gemessen werden, den man von ihm selbst genommen hat. Wenn ich als Liebhaber, wie du sagst, zu hoch in den Wolken stand, um meinen Gegenstand gut zu sehen, so stelltest du dich vielleicht etwas zu tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die dich bekehren werden — und vielleicht gestehst du dir dann selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil du diese Eigenschaften bei deinen Forderungen übersahst. Indessen, wozu diese Worte? die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade dich am wenigsten unter allen Menschen über ein Wesen im Irrthum lassen will, von dem ich einen so wichtigen Theil meiner Glückseligkeit erwarte."

Körner an Schiller, 19. Jan. — „Nur ein paar Zeilen für heute, über einige Aeußerungen in deinem letzten Briefe. Meine Klugheit konnte dir als Bräutigam nicht erbaulich sein, aber du hast mich doch falsch verstanden. Ich sage blos, daß ich kein competenter Richter über den Werth deiner Gattin bin, daß ich sie zu wenig gesehen habe, und daß ich mich jetzt blos freue, weil du dich freust, nicht aus eigener Ueberzeugung. Ich mochte dir nichts heucheln, was ich nicht empfand, und konnte nicht ganz schweigen, ohne kalt zu scheinen. Von Uebersehen kann bei mir gar nicht die Rede sein. Was habe ich von dem, das dich gefesselt hat, in einem halben Tage sehen sollen, während daß du mit deiner Geliebten allein sprachst?" — 26. Jan. — „Deine jetzige Stimmung muß sehr glücklich sein. Du hast gefunden, was du gesucht hattest; hast manche Schwierigkeit überwunden, die deinen Wünschen entgegenstand, und siehst eine heitere Zukunft vor deinen Augen.

Ich freue mich deiner jetzigen Freude; aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieser Verbindung viel für dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach deinen individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem anderen Wege war es dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen du bedarfst. Du bist nicht fähig, als ein isolirtes Wesen blos für selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl deiner Ueberlegenheit bei dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeit lang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden kehrt bald bei dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse deiner Freundschaft; aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von dir. Sie sind in deinem Charakter nothwendig und mit anderen Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit deiner Liebe wird es nicht anders sein; und deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, dich in solchen Momenten nicht zu verkennen."

„Dein Brief, antwortet Schiller, 1. Febr., hat mich sehr erfreut. Ich erkenne dich darin wieder, ich kann mir wieder mit Zuversicht sagen, daß du mir unverändert derselbe bist. Du giebst mir und denen, welche deinen Brief zu sehen bekommen werden, einen Aufschluß über mich, der mir um seiner Wahrheit und um deiner Billigkeit willen sehr willkommen war. Hast du die Erfahrung von unterbrochenen Freundschaftsgefühlen aus unserem Verhältniß genommen, so thust du mir doch vielleicht Unrecht, wenn du die Ursache davon ganz allein in mir und gar nicht in äußerlichen Vorfällen suchst, die den freien Lauf meiner Empfindungen nicht selten verlenkt oder aufgehalten haben. Ich darf mir nicht selbst Unrecht thun und von der Entschuldigung Gebrauch machen, womit du mir entgegenkommst. Meine Freundschaft hat nie gegen dich ausgesetzt; das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu dir nicht treffen: sie, die selbst davon, wie du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhängig ist. Ich könnte mich überreden, daß ich dir aufgehört hätte etwas zu sein, daß deine Vorstellungs- und Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem sie der meinigen nicht leicht mehr begegneten; aber du hättest es in der Ge-

walt, in jedem Augenblick mein Vertrauen zu dir und die ganze Harmonie unter uns wieder herzustellen. Unterbrechungen, welche meine innere Thätigkeit in unserer Freundschaft zu machen schien, oder ferner scheinen möchte, können blos die Aeußerungen derselben treffen — und solche Unterbrechungen schaden ihr nichts; vielmehr bringen sie mich mit einem größeren Reichthum und mit einem geübteren Gefühl zu unserer Freundschaft zurück. Laß es immer als eine feste Wahrheit bei dir gelten, was du dir selbst in deinem letzten Briefe sagtest, daß der Dichter dem Freunde keinen Abbruch thut, und sei versichert, daß an der genialischen Flamme, an welcher ein Ideal reifen kann, die Freundschaft niemals verdorret. — Vielleicht fanden wir einander in der Jugend nur, um uns einmal ihren Verlust zu ersetzen, und unsere frühe Harmonie war nur die Anpflanzung des Baumes, unter dessen Schatten wir einmal ruhen sollen. — Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde in vollem Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben giebt mir sie zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren."

„Du hast meinen letzten Brief, antwortet Körner 9. Februar, aufgenommen, wie ich erwartete. Wir verstehn uns wieder ganz, und es thut mir wohl, dir mit völliger Unbefangenheit schreiben zu können. Mißverständnisse unter uns können nie von Dauer sein. Das aufzugeben, was wir einander sein können, wird sich keiner von uns so leicht entschließen."

Der heutige Tag, schreibt Schiller 12. Februar, war gar glücklich für mich. Briefe von euch, von Caroline (v. Dacheröden, Humboldt's Braut) und von Körner, der sich endlich wieder in den vorigen herzlichen Ton mit mir findet. Wie froh mich diese Wendung macht, kann ich euch nicht verbergen. Unser aufblühendes Verhältniß ließ mich voriges Jahr seinen Besitz nicht so nahe und lebhaft wie ehemals empfinden, und das schöne Glück, das seitdem vor meiner Seele schwebte, verbarg mir den Verlust, der mir

in ihm drohte. Daß ich ihn nun auch wieder habe, ist mir ein überraschender Gewinn. Wie viel Edles und Treffliches schließe ich an mein Wesen und nenne es mein!"

14. Februar. — „Mir ist jetzt nur bange, daß sich niemand meldet, den ich zu heirathen versprochen habe, oder daß Knebel nicht auftritt und mir Lottchen's Hand streitig macht. Gewisse Leute sollen wirklich, damit die Geschichte eine tragische Verwickelung bekäme, diesen Ressort spielen lassen."

Den 22. Februar 1790 wurde Schiller getraut. „Die Veränderung (an Körner, 1. März) ist so ruhig und unmerklich vor sich gegangen, daß ich selbst darüber erstaunte, weil ich mich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet habe... Ich bin noch in einem Taumel und mir ist herzlich wohl dabei. — Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst ... Caroline ist gegenwärtig auch bei mir ... Es lebt sich (16. Mai) doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und auch in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's in meiner Brust." —

Mit diesem Ausruf aus voller Brust sei Schiller's Liebesleben hier beschlossen. Was er gehofft, ging in reinste Erfüllung: Lotte war sein gutes, treues Weib, durch Glück und Leid, die wirkliche Vertraute seines Geistes, seiner Ideen und seiner Sorgen. Sie war ein nicht unwesentliches Glied der schönen Kette, die sich um den Dichter schloß — Goethe, Humboldt, Körner; sie gab seinen Empfindungen das Centrum, seinem Leben den schönsten Kranz. Das Kindliche, das in Schiller's Gemüth lag, wird durch sie wieder erweckt, der Unmuth beschwichtigt, die Poesie mit dem Leben verknüpft. Es giebt nichts Reizenderes, als die kleinen Billets zwischen den beiden Gatten bei momentaner Abwesenheit.

Caroline blieb ihnen die treueste Freundin. Was in dem Verhältniß anfangs Unklares und Ueberschwengliches war, löste sich bald; 1794 wurde sie wirklich von ihrem Mann getrennt und heirathete Schiller's alten Freund, den Sohn der Frau v. Wolzogen, der den Dichter zuerst im Lengefeldschen Hause eingeführt. Seit 1797 waren sie dauernd in Weimar. Was sie in der Poesie geleistet, zeigt wenigstens ein edles und ideales Streben.

Humboldt wurde neben Körner bald Schiller's treuester Freund; er vermittelte sein Studium der Antike und der idealistischen Philosophie. Die beiden Frauen befestigten das schöne Bündniß.

Noch ein Blick auf Charlotten's fernere Schicksale. Ihre Ehe wurde nicht gelöst; ihr Mann reiste Ostern 1790 ab und ordnete sein Haus, als ob er lange abwesend sein wollte. Charlotte blieb eine Zeit lang bei der Schwester auf dem Ried; im August kehrte sie nach Weimar zurück. Ihr Mann war in die Plane seines Chefs des Grafen Fersen zur Rettung des Königs eingeweiht; um nicht Verdacht zu erregen, wartete er den weitern Verlauf in Thüringen ab. Bekanntlich scheiterte das Unternehmen, und so war das Ehepaar wieder darauf gewiesen, in geschäftigem Müssiggang, einander so fremd wie je, am Hof zu Weimar ihre Tage zuzubringen. Endlich wurden die Beziehungen zu Schiller wieder angeknüpft. Charlotte wandte sich an ihn wegen eines Hauslehrers für ihren Sohn. Schiller, offenbar gerührt, antwortet 8. Mai 1793: „Eine sehr angenehme Ueberraschung war mir der unerwartete Beweis Ihres gütigen Andenkens, Ihres Vertrauens, Ihrer Theilnahme an mir. Blos meine üble Gesundheit ist Schuld, daß Sie mir in der Versicherung des ersten zuvorgekommen sind. Aber glauben Sie mir, daß es keiner Erinnerung bedurfte, das Bild meiner Freundin in meiner Seele lebendig zu erhalten. Ich habe Ursache, die Bande, die mich an das Leben heften, nicht allzu sorgfältig zu befestigen. Dies entschuldige mich gegen Sie, daß ich nicht eifriger gewesen bin, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern." „Es könnte mir nicht leicht etwas Angenehmeres begegnen, als Ihnen einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, die nur mit meinem Leben endigen wird." Von Ludwigsburg aus, wohin er mit seiner Frau gereist war, schlägt er ihr 1. Oct. 1793 Hölderlin, den er eben persönlich kennen lernte, als Hauslehrer vor, und da der gleichzeitig vorgeschlagene Hegel freiwillig resignirte, kam der erste noch im Herbst 1793 wirklich nach Waltershausen, um seine Stelle anzutreten. Er schreibt an Hegel, 10. Juli 1794: „Ich lebe im Kreise eines seltenen, nach Umfang und Tiefe, Kühnheit und Gewandtheit ungewöhnlichen Geistes. Eine Frau v. Kalb wirst du schwerlich in deinem Bern finden. Es müßte dir sehr wohl thun, an diesem Strahl dich zu sonnen." Seiner Mutter, der Frau v. Kalb freundliche Theilnahme schenkte, schreibt er: „Wenn wir in Gesellschaft zusammen

sind, wird meist vorgelesen, abwechslungsweise bald von Herrn bald von Frau v. Kalb, bald von mir, und über Tische oder auf Spaziergängen oft in Ernst und Scherz, wenn es jedem gelegen ist, davon gesprochen." An Schiller: „Die seltene Energie des Geistes, die ich an Frau v. Kalb bewundere, soll, wie ich hoffe, dem meinigen aufhelfen, um so mehr, da alles beiträgt, mich zu heiterer Thätigkeit zu stimmen. Könnt' ich doch die mütterlichen Hoffnungen dieser edeln Dame realisiren." Doch wurde ihm bald zu enge, und obgleich man ihm erlaubte, mit seinem Zögling nach Weimar überzusiedeln, wo ihn Schiller's und Fichte's Vorträge heftig ergriffen, bat er doch im Dec. 1794, wo er Frau v. Kalb nach Weimar begleitete und von ihr unter andern bei Herder eingeführt wurde, dringend um seinen Abschied, der ihm endlich, ungern, gewährt wurde. „Sie zeigte, schreibt er, noch beim Abschied ihren ganzen edlen Sinn und ihre, wie ich doch glauben muß, herzliche Freundschaft für mich." Lebenssorgen trieben ihn bald aus Jena in eine neue Hauslehrerstelle nach Frankfurt a. M. (1796), wo eine unglückliche Liebe (Diotima) seinen Geist zerrüttete.

Der Verkehr mit Goethe, Herder, auch Fichte dauerte lebhaft fort; daß die Beziehungen zu dem Kreise Schiller's sich doch nicht ganz hergestellt hatten, zeigt folgende Stelle eines Briefes von Goethe an Frau v. Kalb, 22. März 1796: „Körner's sind fort, und ich muß gestehen, daß es mir leid that, Ihr Verhältniß gegen diese Societät so wunderlich verrückt zu sehen." — Sie hatte mittlerweile die Schriften Jean Paul's kennen gelernt und ihm einen enthusiastischen Brief geschrieben. Den 11. Juni 1796 kam er nach Weimar (er 34, sie jetzt 35 Jahr alt); schon den folgenden Tag schreibt er an seinen Freund Otto: „Gestern ging ich zur Kalb. Ich hatte mir eine einsame Minute ausbedungen, ein tête à tête. Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht — ich will sie dir schon schildern. Drei Viertheil Zeit brachte sie mit Lachen zu, dessen Hälfte aber nur Nervenschwäche ist, und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugezogenen Augenlider himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblößen. Sie sind ein sonderbarer Mensch! Das sagte sie mir dreißigmal. — Gott sah doch einen überglücklichen Sterblichen auf der Erde, und der

war ich." — Man hat wieder die „Attentionen", die wir schon kennen: 17. Juni: „Gestern früh war ich mit der Kalb zur Herzogin Mutter nach Tieffurt geladen." „Die Kalb steht fast mit allen großen Deutschen im Briefwechsel und mit allen Weimarern in Verbindung, und ich könnte alles bei ihr sehen, wenn ich wollte, daß sie es invitirte. Aber wir beide bleiben jeden Abend ganz allein beisammen. Sie ist ein Weib wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich, eine Woldemarin." Diese Beziehungen waren ihm um so wichtiger, da er in den Vorstudien zu seinem Titan gerade nach dem Modell zu einer Titanide suchte, das er nun gefunden zu haben glaubte. An demselben Tage schreibt sie an ihn: „Alle Welt will ihn haben, bei Gott, alle Welt! Aber nein! alle sollen ihn nicht haben, oder ich vergehe! Ich will vernichtet sein, dann können sie ihn haben! wie oft war ich nicht schon vernichtet, wie oft!" „Meine gute Kalb, schreibt Jean Paul, hat für alle meine Bedürfnisse gesorgt." „Sogar in Paris soll nicht so viel Freiheit von Gêne sein, als hier." — Nach drei Wochen reiste er wieder von Weimar ab; den 9. Juli schreibt er an Frau v. Kalb: „O ich werde denken, wenn ich dein wundgeschältes Herz in der Vergangenheit von einem Felsen auf den andern geworfen erblicke: o gutes Geschick! gieb dieser lieben Seele nur jetzt einmal eine lichte, grüne Seite! greife nur jetzt nicht mehr hart zwischen dieses nur lose wieder zusammengeknüpfte Zellgewebe!" In ähnlichem Sinn sendet er ihr ein Gedicht, das Entsagung und Ruhe athmet; sie antwortet, Oct. 1796, in wilder Leidenschaft: „Verschonen Sie die armen Dinger und ängstigen Sie ihr Herz und Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon genug gesteinigt. Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Ich verstehe diese Tugend nicht und kann um ihretwillen keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts Anderes, als die Entwickelung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, auch keine ungerechte Resignation. Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit und Bedürfnisse, selten der Klugheit. Liebe bedurfte keines Gesetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt, sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? — Ich sage mit Goethe, und mehr als Goethe: unter

Millionen ist nicht einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt."*)

Diese Aeußerungen kamen dem Dichter ganz überraschend; zudem unterlag er damals der Leidenschaft einer anderen genialen Dame — Emilie v. Berlepsch**) — die ihn ganz ausfüllte, und erst als er im Herbst 1798 wieder nach Weimar kam, wird das alte Verhältniß erneut. — Er schreibt 2. Sept. an Otto: — „Die halbblinde Kalb ist leider nicht hier, mit hoher, heiterer Seele erduldet sie ihre lange Nacht, aber oft auf einmal bricht, nach Herder's Versicherung, aus dieser bedeckten Seele ein breiter, glühender Strom." — 9. Oct.: „Die Berlepsch ist hier, sie hat ihre Briefe abgefordert. Ihr und mein Betragen ist abgemessen. Gott gebe, daß es so rastädtisch bleibe." — 28. Dec.: „Zu einer wichtigen Nachricht. Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften. — Die Titanide ist seit einigen Wochen

---

*) 12. Juli 1796 schreibt Schiller, der eben Kindtaufen hielt, an Goethe: „Frau Charlotte wird das Kind heben; es ist ihr eine große Angelegenheit und sie verwunderte sich, daß sie es nicht in Ihrer Gesellschaft sollte."

**) Körner schreibt an Schiller, 21. Jan. 1797. „Wir haben die famose Familie Berlepsch jetzt hier, und sie bleibt noch ein paar Monate. Herder hatte ihr einen sehr höflichen Brief an mich mitgegeben; ich suchte sie auf, traf sie nicht und wartete nun, bis sie gegen meine Frau ein Lebenszeichen von sich geben würde. Dies ist geschehen und ich habe sie gesprochen, bin aber gar nicht erbaut. Mit einem halben Dutzend solcher Prophetinnen zu leben, wäre für mich eine ästhetische Hölle. Wir haben jetzt eine Kunstpedantin in der Musik hier, Madame Duschek, die nichts als Mozart hören mag. Zu dieser ist die Berlepsch ein würdiger Pendant. Sie hält nur das Tragische für Poesie, predigt über den Verfall des Geschmacks und klagt, daß in der komischen Oper der Charakter nicht gebessert wird ... Sie macht Ansprüche auf Declamation. — Wie kann nur Herder an einer solchen ästhetischen Betschwester Geschmack finden! Mounier geht viel bei ihr aus und ein, und man sagt, sie wollten sich heirathen." — 18. Febr. — „Die B. haben wir glücklich zu entfernen gewußt. Ich habe ihre Sommerstunden gelesen und blos in einem Gedicht an Herder, nach seiner Zurückkunft aus Italien, einige Spuren von Talent gefunden. In den übrigen ist eine Armuth des Geistes, die sich kümmerlich durch zusammengestoppelte Phrasen zu verbergen sucht; wo man noch einen Gedanken findet, ist er größtentheils von Herder entlehnt. Dabei hat sie einen ebenso widrig vornehmen Ton als im Umgang." 18. Mai 1798: „Jean Paul ist jetzt hier, aber ich habe ihn noch nicht gesehen, zweifle auch, daß er sich sehr zu mir drängen wird. Er hat sich an die Berlepsch angeschlossen, die mit uns nicht zufrieden sein mag, da wir uns so viel als möglich von ihr entfernt gehalten haben."

vom Lande zurück und will mich heirathen." — 29. Dec. „Kurz nach einem Souper bei Herder — er achtet sie tief, und höher als die Berlepsch, und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau — und als der Wiederschein dieser Altarsflammen auf mich fiel, sagte sie es mir geradezu. — Im Lenz, im Lenz! — — — Mit drei Worten! O! ich sagte der hohen, heißen Seele einige Tage darauf Nein! Und da ich eine Größe, Glut, Beredsamkeit hörte wie nie, so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle. Denn sie glaubt, ihre Verwandten würden alles thun. Ach! im März wäre alles vorbei, nämlich die Hochzeit. — Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe geniale Liebe, die ich dir nicht mit diesem schwarzen Wasser malen kann — aber es paßt nicht zu meinen Träumen. — Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein. Ich kann dir nicht sagen, mit welcher ernsten Berechnung auf meinen Titan das Geschick mich durch alle diese Feuerproben in und außer mir, durch Weimar und durch gewisse Weiber führt. Ach, ich suche auch nichts weiter zu sein, als ein Instrument in der Hand des Verhängnisses. — Soll ich immer so spielen und hoffen und ausschlagen und verfehlen? — Solche Weiber verblenden gegen jede stillere weibliche Luna." — 30. Dec. „Ihre Verwandten begegnen mir mit schöner Liebe, und ich kann ruhig vor ihnen stehn, weil mein obiges Nein eisern steht. Ich habe zu viele Ursachen dazu. Diese Titanide ist viel leichter zu wenden als die Berlepsch." — 6. Jan. 1799. „Jetzt habe ich mit der Titanide ein Elysium — alles ist leicht und recht, und gelöset. Ich schickte ihr den Tag nach der letzten Stunde einen Brief. Ich sah sie darauf in ziemlichen Zwischenräumen immer nur vor Zeugen. Ich hatte ihr einige Briefe von Emanuel gegeben... Unbegreiflich wandte die schöne Seele, die aus diesen Briefen spricht, die ihrige um, und da ich kam, fand ich die Liebe ohne Gleichen, ohne Ansprüche, die Treue gegen die Kinder und etwas Höheres als alle Verhältnisse geben... Es giebt nichts Heiligeres und Erhabeneres als ihre Liebe. Sie ist weniger sinnlich als irgend ein Mädchen, man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letztern. Tausendmal leichter als mit der Berlepsch geh' ich mit ihr durch alle Saiten der Seele, sie soll immer froher durch mich werden, denn

ich mauere, hoff' ich, einige aus dem Altar ihrer Liebe zu ihrer Familie gefallene Steine wieder ein. Sie hat drei große Güter, und wird, wenn die Processe geendet sind, wie sie sagt, reicher als eine Herzogin. Im Frühling begleite ich sie aufs schönste, und habe alles." — Der Freund hat doch seine ernsten Bedenken. (13. Jan.) „Ich sann ihrem Leben nach, und bei aller Erhabenheit, die sie jetzt hat, fand ich doch manches auf ihrem Weg, auf dem sie sie errungen hat, weshalb ich sie deiner — es thut mir weh, es zu sagen — unwerth hielt. Allzeit brach ich meine Gedanken darüber mit den Herderschen Worten ab: sie trage ihr Schicksal."

27. Jan. „Schiller nähert sich sehr der Kalb, und sagte schon öfter zu ihr: wir müssen miteinander nach Paris. Hier ist alles revolutionär kühn und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühling, um aufzuleben, seine erste Geliebte, die Laroche, ins Haus, und die Kalb stellte seiner Frau den Nutzen vor. Schiller achtet unendlich den fürchterlichen Rétif de la Bretonne und will nach Paris, ihn zu sehen. So viel ist gewiß, eine geistigere und größere Revolution als die politische, und nur ebenso mörderisch wie diese, schlägt im Herzen der Welt." — 2. Febr.: „Die Kalb hat an ihren Schwager geschrieben wegen der Scheidung. Sie sprach mit einer Gräfin B., ohne den Mann zu nennen, über eine hiesige reiche Engländerin, Gore, die sie ihm zudenkt. Er und sie werden es annehmen. Hier sind Sitten im Spiel, die ich dir nur mündlich malen kann. Ich beharre fest auf meinen Stand, auch ist ihr die Trennung ohne alles weitere schon erwünscht, zumal er mit einem neuen Riß die Copula carnalis ganz zerrissen. Sie nahm, weil ihre Phantasie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der Berlepsch giebt, ihre Resignation schon oft und heftig zurück — die glühenden Briefe werden dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Entsagen ohne Orkane wiederholen konnte. Müßt' ich ihr einmal den Namen einer Geliebten ansagen — leider weiß ich keinen — so thäte sich ein Fegefeuer auf." — 1. März: „Gegen die Titanide steh' ich fest. Ich habe zwar zweimal neulich eine Pfeife geraucht, wozu sie leider die Fidibus, das Licht und Tabak brachte, aber jetzt ist's verschworen. In einem solchen Fall, wo die andere Person oft selber außer dem Billigen (was dir unbegreiflich sein muß) eine Heilige wird, ist's nicht leicht, die Pfeife zum Fenster hinauszuwerfen." In diesen Tagen ladet Frau

v. Kalb, da ihr Mann Avancements wegen nach München geht, Otto's Braut Amöne zu sich nach Kalbsrieth: „sie hat im neuen Cölibat gerade den stärksten Wunsch.“ (4. März) „Ich denke, mit einer Frau von mehr Geistesfreiheit, Tiefe und Kraft und Toleranz als ich je eine gekannt, wird sich Amöne wohl befreunden. Versäume ihre Bekanntschaft nicht. Die Kalb will mich dann mit ihr in meiner Chambre très garnie besuchen: ein weiblicher Singularis darf's hier nicht wagen, aber ein Dualis.“ — Den 29. März 1799 führt Otto seine Amöne nach Jena, wo Frau v. Kalb sie in Empfang nimmt. „Ich danke es dir, daß ich deine und, ich wünsche, unsere Kalb sah.“ Jean Paul antwortet, 5. April: „Die Kalb liebt dich herzlich, auch Amöne gefällt ihr ganz. Aber dieser scheint noch wenig zu gefallen; sie sieht und hört eine neue Welt mit etwas hoffschen Augen und Ohren. Auf ihre Moralität kann sie hier stolz werden, aber nicht auf ihr Wissen, da sie hier eine weibliche Theilnahme an Gegenständen des Gesprächs findet, die ihr fremd ist.“

Mittlerweile hat Jean Paul ein neues, ernsthaftes Liebesverhältniß in Hildburghausen angeknüpft; „mit der Kalb, heißt es 5. Juli, habe ich wieder Frieden;“ sie correspondirt stark mit Otto. „Grüße sie, schreibt dieser, oft und immer, und immer herzlicher.“ Sie ladet ihn im October nach Waltershausen ein: „sie sagt, daß sie von Weimar weggezogen sei und lange keine Nachricht von dir habe.“ — Ganz voll von seiner neuen Liebe, die jetzt der Erfüllung entgegengeht, schreibt Jean Paul, 4. Febr. 1800: „Die gute, sich selber nur nicht fassende Kalb hat mir eine große Erschütterung gegeben, und doch hat sie mehr auf meine Urtheile als Gefühle und Thaten gewirkt... Ich bin mit ihr außer Verhältniß, aber durch ihren Willen. Meine Seele soll nie eine Liebe über die höchste vergessen, und ebenso will ich der edlen Berlepsch sein, was ich kann und darf.“ — „Du solltest ihr einmal schreiben, bemerkt Otto 2. März; sie liebt dich, wenn auch mit ihrer — ausschließenden — Art sehr.“

Auch das neue Verhältniß ist abgebrochen, Jean Paul hat sich mit einer Dritten in Berlin, diesmal definitiv verlobt. Im Januar 1801 schreibt Frau v. Kalb an Otto: „Ich weiß, daß Ihnen Jean Paul oft Briefe, Billete von mir gegeben hat. Diese möchte ich gern wieder haben, um mir daraus zu notiren, was mir gefällt, denn ich bekomme eine Vorliebe für meine Ideen,

meine Ansicht und Empfindung der Gegenstände: wo kann ich diese ausgesprochener finden, als wo bei Erscheinung eines seltenen Wesens meine Seele belebter und mein Geist erregter war! Schicken Sie mir diese Briefe, ich schicke sie wieder, wenn ich ausgeschrieben habe, was mir gefällt. Sagen Sie Richter nichts davon, daß er nicht glaube, in meinem Wesen sei etwas Unfreundliches." „Es ist wahrlich, setzt Otto hinzu, mehr Unfreundliches, aber auch mehr Freundliches gegen dich in ihrem Gemüth, als sie wohl denkt." Dann wird sie noch einige Male erwähnt, zuletzt 15. Juli 1802: „Die immer geehrte Kalb" — in diesen Tagen hat Jean Paul den letzten Band des Titan beendet, wo Linda de Romeiro, die Titanide, durch viele einzelne Züge den Eingeweihten als Portrait der Frau v. Kalb kenntlich gemacht, auf eine schmähliche Weise fällt!

Nach diesem schauerlichen Schluß gewährt es einige Erquickung, auf die wiederhergestellten Beziehungen zu Schiller zu blicken. Auf ein warmes Lob seines Wallenstein erwidert er ihr 31. Jan. 1799: „Man muß selbst ein productives Vermögen in sich haben, wenn man aus einer so mangelhaften Darstellung den Sinn und Geist des Dichters herausfindet. Sie haben mich gefunden, das freut mich, denn im Ganzen des Stücks habe ich mein Wesen ausgesprochen." Und 22. April: „Charlotten's Geist und Herz können sich nicht verleugnen. Ein rein gefühltes Dichterwerk stellt jedes schöne Verhältniß wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten. — Ihr Andenken, theure Freundin, wird seinen vollen Werth für mich behalten. Es ist mir nicht blos ein schönes Denkmal dieses heutigen Tages, es ist mir ein theures Pfand Ihres Wohlwollens und Ihrer treuen Freundschaft und bringt mir die ersten schönen Zeiten unserer Bekanntschaft zurück. Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoff unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen werth. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältniß schuldig bin."

Bis 1804 lebte Charlotte meist in Waltershausen; 1801 besuchte sie Wiesbaden und die Umgegend, 1802 Weimar. Ihre Einkünfte waren so unsicher geworden, daß sie an die Gründung einer Pensionsanstalt dachte, wovon aber Schiller abrieth. 1804 entschied sich der gänzliche Verlust ihres Vermögens; sie wandte sich nach Berlin, hauptsächlich Fichte's wegen; dort lebte sie in den dürftigsten Verhältnissen, bis sich die Prinzessin Mariane ihrer annahm, nachdem sie 1820 völlig erblindet war. Noch 1828 schrieb Rahel: „Sie ist von allen Frauen, die ich je gekannt habe, die geistvollste; ihr Geist hat wirklich wie Flügel, mit denen sie sich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umständen, in alle Höhen schwingen kann; dies ist ein absolutes Glück, und sie fühlt sich dadurch so frei, daß sie nach dem erhabensten oder tiefsten Geistesblick öfters lacht, wo es gar nicht hinzugehören scheint: gleichsam in dem Gedanken, daß es etwas Komisches hätte, nur in der eben erblickten Sphäre verweilen oder gar bleiben zu wollen: flugs nimmt ihr Geist eine andere, öfters entgegengesetzte Richtung, und thut da wieder Wunder. Auf diese Weise giebt sie sich auch getrost, und ebenso frei, hergebrachten Meinungen, Vorurtheilen, beliebten, herrschenden Formen des Seins und Denkens hin: sie kann doch lachen und vergnügt sein. Ein wenig lüftet sie die Flügel, und die leere Last sinkt zu ihren Füßen an den Boden."

Sie starb, 82 Jahr alt, 12. Mai 1843; außer „Charlotte", ihrer „Wahrheit und Dichtung", hinterließ sie noch einen Roman „Cornelie", der aber seiner schwerfälligen Sprache wegen unlesbar ist. Nach allen Berichten der Zeitgenossen wäre es unstatthaft, von diesem geschraubten, unnatürlichen und unschönen Stil auf ihren Umgang zu schließen. Sie war eine bedeutende, und in der Hauptsache gute Frau; aber ihre Schicksale lassen kein anderes Gefühl in uns aufkommen, als das tiefe Bedauern, daß unklare sittliche Verhältnisse und verkehrte Begriffe über das Recht der Individualität ein Leben zerrütteten, das, in dem bestimmten Kreis realer Pflichten umschrieben, Segen und Frucht über alle Umgebungen verbreitet haben würde. Nicht Schwingen, sich über die Wirklichkeit zu erheben, sondern Innigkeit, sich in sie zu vertiefen, macht das Glück des Weibes.

Drittes Capitel.

Schiller als Historiker.

1787—1793.

Schiller's Beschäftigung mit der Geschichte war freilich nur eine Episode in seiner glänzenden Laufbahn, aber charakteristisch für die Art seines Schaffens und Beobachtens, einflußreich auf seine weitere Entwickelung und von nicht geringen Folgen für die deutsche Geschichtschreibung im Allgemeinen. Wenn er sie bald zu Gunsten philosophischer Studien aufgab, in denen er den Trieb zur Construction mehr befriedigen konnte, so dürfte doch für seine wirkliche Bildung das bescheidenere Studium nachhaltiger gewesen sein: die Geschichte gab ihm Stoff und wies ihm Grenzen, während die Speculation seiner ohnehin sehr gespannten Selbstthätigkeit unbestimmte und daher im Ganzen unpoetische Aussichten eröffnete. Wallenstein und Tell hätte er schwerlich geschrieben, ohne vorhergehende Uebung des historischen Blicks; die in diesen und andern Stücken hervortretenden Speculationen würde man gern entbehren.

Als Schiller mit genialer Keckheit durch das wilde Nachtgemälde der Räuber die deutsche Jugend in Aufruhr setzte, waltete das Gefühl seiner schöpferischen Kraft um so unbedingter in ihm, da seine Bildung ihm keine Schranken zeigte. Er hatte die Militairakademie sehr unwissend verlassen und der Verkehr mit Schauspielern und untergeordneten Persönlichkeiten konnte ihn auf die Mängel seines Geistes nicht aufmerksam machen, und doch war er nicht zufrieden mit sich, da sich der Kritiker frühzeitig in ihm regte. Erst der Umgang mit Körner verrieth ihm, was ihm fehlte, und wie liebevoll sich auch Körner dem Genius unterordnete, so wußte er doch in der Kritik die Ueberlegenheit seiner Bildung sehr heilsam geltend zu machen. Schiller's Ehrgeiz konnte auf die Dauer dieses Gefühl nicht ertragen, und bei seiner unermüdlichen

Energie mochte er sich wohl zutraun, das Verhältniß bald zu seinem Vortheil zu wenden. Schon Fiesco und Don Carlos hatten ihn flüchtig für die Geschichte gewonnen; in Dresden scheint er eifriger darauf eingegangen sein, wenigstens heißt es in einem Brief an Körner 15. April 1786: „Täglich wird mir die Geschichte theurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs gelesen und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon: daß doch die Epoche des höchsten Nationalelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor! Ich wollte, daß ich zehn Jahr hintereinander nichts als Geschichte studirt hätte, ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst du, daß ich's noch werde nachholen können?"

Weiter erfahren wir nichts, aber wir können die Lücken ergänzen. — Der Erfolg des Don Carlos konnte ihn nicht befriedigen. Anstatt mit dem Abschluß des Stücks die Sache selbst fallen zu lassen, grübelte er immer tiefer über das Problem nach, und nahm, um festen Boden zu gewinnen, immer mehr historische Bücher zur Hand. Das positive Interesse concentrirte sich mehr und mehr in dem Freiheitskampf der Niederländer gegen Philipp.

Nun war er darauf angewiesen, von dem Ertrag seiner Studien zu leben. Einige novellistische Versuche hatten ihm gezeigt, daß er gut erzählen könne, und er mußte bald dahinter kommen, daß für solche Erzählungen die Geschichte einen bessern Stoff darbot als die bloße Phantasie. Hatte er früher sich bemüht, interessante Verbrechen dramatisch zu charakterisiren, so verfiel er jetzt auf den Gedanken, diese Verschwörungen, z. B. die des Fiesco, historisch zu behandeln. Drei solcher Verschwörungen kamen wirklich zu Stande: Rienzi, Bedemar und die Pazzi; Fiesco blieb liegen. Der Aufenthalt in Rudolstadt veranlaßte ihn, die fürstliche Familie in der bekannten Anekdote vom Herzog Alba zu verherrlichen. Nebenbei wollte er den Größen von Weimar, die seine Dichtung nicht gelten ließen, durch ein Product der Bildung imponiren.

Das Weitere besagen seine Briefe.

An Körner 18. Aug. 1787. — „Angenehm wird es dir sein zu hören, daß ich arbeite. Ja, endlich habe ich's über mich gewonnen, aber nicht den Geisterseher, sondern die Niederländische Rebellion. Ich bin voll von meiner Materie und arbeite

mit Lust. Es ist gleichsam mein Debut in der Geschichte, und ich habe Hoffnung, etwas recht Lesbares zu Stande zu bringen." — 22. Sept. — „Ich arbeite stark an der niederländischen Rebellion, und mit einigem Vergnügen." — 19. Nov. — „Ich habe dir einige Wochen nicht geschrieben . . . ich war wirklich zu sehr beschäftigt, denn die meiste Zeit mußte ich im Strada, Grotius, Reid und zehn andern herumwühlen." — 19. Dec. — „Meine niederländische Rebellion kann ein schönes Product werden; und wahrscheinlich wird es viel thun. Alles macht mir hier seine Glückwünsche, daß ich mich in die Geschichte geworfen, und am Ende bin ich ein solcher Narr, es selbst für vernünftig zu halten. Wenigstens versichere ich dir, daß es mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit giebt, und daß auch die Idee von etwas Solidem mich dabei sehr unterstützt; denn bis hierher war ich doch fast immer mit dem Fluch belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst verhängt hat." Und als Körner dagegen remonstrirt: (8. Jan. 88) „Deine Geringschätzung der Geschichte kommt mir unbillig vor. Allerdings ist sie willkürlich, voll Lücken und sehr oft unfruchtbar, aber eben das Willkürliche in ihr könnte einen philosophischen Geist reizen, sie zu beherrschen, das Leere und Unfruchtbare einen schöpferischen Kopf herausfordern, sie zu befruchten und auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen. Glaube nicht, daß es viel leichter sei, einen Stoff auszuführen, den man sich selbst gegeben hat, als einen, davon gewisse Bedingungen vorgeschrieben sind. Im Gegentheil habe ich aus eignen Erfahrungen, daß die uneingeschränkteste Freiheit in Ansehung des Stoffes die Wahl schwerer und verwickelter macht, daß die Erfindungen unsrer Imagination bei weitem nicht die Autorität und den Credit bei uns gewinnen, um einen dauerhaften Grundstein zu einem solchen Gebäude abzugeben, welche uns Facta geben, die eine höhere Hand uns gleichsam ehrwürdig gemacht hat, das heißt, an denen sich unser Eigenwille nicht vergreifen kann. Die philosophische innere Nothwendigkeit ist bei beiden gleich; wenn eine Geschichte, wäre sie auch auf die glaubwürdigsten Chroniken gegründet, nicht geschehen sein kann, d. h. wenn der Verstand den Zusammenhang nicht einsehn kann, so ist sie ein Unding; wenn eine Tragödie nicht geschehn sein muß, sobald ihre Voraussetzungen Realität enthalten, so ist sie wieder ein Unding." „Mit der Hälfte des Werths, den ich einer historischen Ar-

beit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt, als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie. Glaube nicht, daß dieses mein Ernst nicht sei. Ist nicht das Gründliche der Maßstab, nach welchem Verdienste gemessen werden? So urtheilt der Pöbel — und so urtheilen die Weisen. Bewundert man einen großen Dichter, so verehrt man einen Robertson — und wenn dieser Robertson mit dichterischem Geist geschrieben hätte, so würde man ihn verehren und bewundern. Wer ist mir Bürge, daß ich das nicht einmal können werde — oder vielmehr, daß ich es die Leute werde glauben machen können?" „Für meinen Carlos, das Werk dreijähriger Anstrengungen, bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Mann machen. Du selbst, mein Lieber, sei aufrichtig und sage, ob du es einem Mann, der dir das, was du lernen mußt, durch Schönheit und Gefälligkeit reizend machte, nicht mehr Dank wissen würdest als einem andern, der etwas noch so Schönes auftischt, das du entbehren kannst. Ich selbst, der ich jetzt genöthigt bin, seichte, trockne und geistlose Bücher zu lesen, was gäbe ich drum, wenn mir einer die niederländische Geschichte nur so in die Hände lieferte, wie ich sie dem Publicum liefern werde."

„Deine Ideen, antwortet Körner 13. Jan. 1788, sind zu meinem Erstaunen entsetzlich prosaisch geworden. Wenn dies eine Folge der weimarischen Cultur ist, so hat sie an dir eben kein Meisterstück gemacht... Wie viel fehlt noch, so schämst du dich, blos zur Kurzweil andrer Menschen zu existiren und wagst kaum einem Brodbäcker unter die Augen zu treten. Also keine Spur mehr von jenen Ideen über Dichterwerth und Dichterberuf, über die wir längst einverstanden waren? ... Ich leugne nicht, daß Geschichte einen Geist höherer Art beschäftigen kann, aber er muß seinen Stoff zu sich erheben, nicht zu ihm herabsinken. Er stellt den Zusammenhang der Begebenheiten dar, wie er in einem vollkommnen Wesen auf einem höhern Standpunkt zu einem großen Gemälde sich bildet. — Vergleichung einiger Memoires über die Fronde, die ich jetzt gelesen habe, hat mir die Undankbarkeit des Geschäfts, Gewißheit zu suchen, wo es an Datis fehlt, wieder sehr einleuchtend gemacht. Wie viel Vortheile hat nicht der Romanschreiber vor dem Historiker voraus! Was entschädigt letztern für

die Opfer, die er der Wahrheit zu bringen glaubt? — Als Dichter hast du Sprache, Kunstfertigkeit, Phantasie vor Tausenden voraus. Als Geschichtschreiber stehst du Tausenden in allem nach, was vieljähriges Studium erfordert. Je höher das Ideal von deiner Arbeit ist, je mehr Lücken bemerkst du, je mehr Zeit bedarfst du zu ihrer Ausfüllung. Die Furcht dich zu erschöpfen, fällt weg, sobald du Geschichte oder Philosophie für Dichtkunst benutzest. Was du zur Erweiterung und Berichtigung deiner Idee liest, muß in deinem Kopf eine dichterische Form bekommen, wenn du dich deinem Genius überlässest, und nicht durch andere Rücksichten zerstreut wirst. Wenige historische Data sind hinreichend, ein neues Ideal in deiner Seele zu erzeugen, indem du das Fehlende durch Phantasie ergänzest."

„Etwas Wahres mag daran sein, schreibt Schiller 18. Jan. 1788, wenn du mir vorwirfst, daß ich prosaischer geworden bin." Aber: „1) Ich muß von Schriftstellerei leben, also auf das sehen, was einträgt. 2) Poetische Arbeiten sind nur meiner Laune möglich; forcire ich diese, so mißrathen sie. 3) Du wirst es für eine stolze Demuth halten, wenn ich dir sage, daß ich zu erschöpfen bin. Meiner Kenntnisse sind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich schwerer, weil ich viel schreibe. Was ich von mir gebe, steht nicht in Proportion mit dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr, mich auf diesem Wege auszuschreiben. 4) Es fehlt mir die Zeit, Lernen und Schreiben gehörig zu verbinden. Ich muß also darauf sehn, daß auch Lernen als Lernen mir rentire. 5) Zu einem Schauspiel brauche ich kein Buch, aber meine ganze Seele und all meine Zeit. Zu einer historischen Arbeit tragen mir Bücher die Hälfte bei. Die Zeit, welche ich für beide verwende, ist ungefähr gleich groß. Aber am Ende eines historischen Buchs habe ich Ideen erweitert, neue empfangen; am Ende eines verfertigten Schauspiels vielmehr verloren. 6) Bei einem großen Kopf ist jeder Gegenstand der Größe fähig. Bin ich einer, so werde ich Größe in mein historisches Fach legen." 12. Febr. „Eigentlich finde ich doch mit jedem Tage, daß ich für das Geschäft, welches ich jetzt treibe, so ziemlich tauge. Die Geschichte wird unter meiner Feder, hier und dort, manches was sie nicht war." „Freilich schnell geht es damit nicht; aber dies ist für jetzt mehr die Schuld meiner Neulingsschaft in der Historie und wird sich heben, wenn

wir erst besser miteinander bekannt sind. Wie weit mich diese Art von Geistesthätigkeit führen wird, ist schwer zu sagen; aber mir schwant, daß, wenn sich meine Lust nach der Proportion, wie sie angefangen hat, vermehrt, ich am Ende dem Publicisten näher bin als dem Dichter, wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles." 6. März. „Du mußt mir einräumen, daß es keine leichte Sache für mich war, mich in der Historie so schnell von der poetischen Diction zu entwöhnen. Laß mir nur Zeit und es wird werden. Wenn ich meinen Stoff mehr in der Gewalt, meine Ideen überhaupt einen weitern Kreis haben, so werde ich auch der Einkleidung und dem Schmuck weniger nachfragen. Simplicität ist das Resultat der Reife, und ich fühle, daß ich ihr schon viel näher gerückt bin, als in vorigen Jahren. — Aber du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritt gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt. Ich habe mir den Montesquieu, Pütters Staatsverfassung des deutschen Reichs und Schmidt's Geschichte der Deutschen gekauft. Die Bücher brauche ich zu oft, um sie von der Discretion andrer zu besitzen." 17. März. „Uebrigens denke ja nicht, als ob es mir jemals im Ernst einfallen könnte, mich in diesem Fach zu begraben, oder ihm in meiner Neigung diejenige Stelle einzuräumen, die es wie billig in meiner Zeit hat. Auch sehe ich recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit in der Historie mir einen wesentlichern Dienst leisten werde als der Historie selbst, und dem Publicum einen angenehmern als einen gründlichen den Gelehrten."

Die ersten Fragmente der niederländischen Rebellion, die nach dem ursprünglichen Plan biographisch zerpflückt werden sollte, erschienen Januar 1788 im Merkur; das Ganze, so weit es fertig, in der Herbstmesse desselben Jahrs. „Als ich vor einigen Jahren, sagt Schiller in der Vorrede, Watson's Geschichte der niederländischen Revolution las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung versetzt, zu welcher Staatsactionen nur selten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowol aus dem Buche in mich übergegangen als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eignen Vorstellungskraft gewesen war, die dem empfangenen Stoff grade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte.

Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten und auch andere Antheil daran nehmen zu lassen. Dies gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte, und dies ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben.“ Und zum Schluß: „daß es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese reichhaltige Geschichte ganz, wie ich es wünschte, aus ihren ersten Quellen zu studiren, sie unabhängig von der Form, in welcher sie mir von dem denkenden Theil meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erschaffen und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geistvolle Schriftsteller mehr oder weniger gegen seine Leser ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Inhalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werk von etlichen Jahren (?) das Werk eines Menschenalters werden müssen. Meine Absicht bei diesem Versuch ist mehr als erreicht, wenn er einen Theil des lesenden Publicums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein, und wenn er einem andern das Geständniß abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden.“

Diese Motive reichten aus, in einer Zeit, wo bei uns die historische Kunst noch so sehr im Argen lag, das Buch zu rechtfertigen. Leider ist dazwischen eine kleine Charlatanerie eingeschoben: Schiller zählt die Quellenschriftsteller auf, die er gelesen haben will, und versäumt nicht, dieselben auf jeder Seite zu citiren. Und doch hat sich augenscheinlich seine Arbeit im besten Fall darauf beschränkt, die Citate seiner leitenden Quelle, die ihm, was er an Material brauchte, in zweckmäßigen Uebersetzungen gab, zu verificiren — was höchst überflüssig gewesen wäre, da er nicht im Stande war, den Werth der Quellen zu beurtheilen.

Abstrahiren wir nun von der Unvollkommenheit der eignen Forschung, so können wir der Niederländischen Geschichte das Lob eines geistvollen und anziehenden Buchs nicht versagen. Am schwächsten ist Schiller in der Einleitung, wo er sehr weit ausholt und die Unsicherheit seiner Kenntniß durch Redewendungen zu verstecken sucht, die viel zu sagen scheinen, und doch im Grunde leer sind; je mehr er sich aber in den Ereignissen zurechtfindet, desto mehr Haltung gewinnt auch seine Darstellung. Zu einer

pragmatischen Geschichte im eigentlichen Sinn wie zu einer epischen Ausmalung der Zustände fehlt ihm die Kenntniß der Acten, die Localfarbe, kurz alles Detail. Er mußte sich darauf beschränken, was auch dem Dichter des Don Carlos am nächsten lag, die sittlichen Gedanken kräftig hervorzuheben und die handelnden Personen anschaulich zu zeichnen. In Bezug auf das Erste ist er noch ganz Marquis Posa, der Weltbürger, dem Freiheit und Humanität das Höchste ist und der sich daher ebenso gegen den Despotismus und den Glaubensdruck wie gegen die Excesse des Pöbels und die Grübelei unbeschäftigter Theologen empört. Man hat sich später bemüht, vielseitiger und objectiver zu sein, indeß hat der gesunde Menschenverstand doch zuletzt seine Rechte behauptet und gelehrte Forscher wie Prescott und Motley sind zu dem Standpunkt Schiller's wieder zurückgekehrt. — Noch näher lag dem Dramatiker das psychologische Interesse, welches ohnehin durch die ganze Richtung der Zeit aufs Subjective begünstigt wurde. Denn eigentlich hatten doch die Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber jener Periode nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich in die Seelen interessanter Menschen zu versenken. Beide Zwecke, der moralische wie der psychologische, legten, wo es an einer gründlichen Kenntniß der Thatsachen fehlte, rhetorische Wendungen nahe, und auch das war im Geschmack der Zeit, welcher Livius und die Schotten als Muster galten. Zwar regte sich in der Geschichte bereits ein ernsteres Streben, aber dieses war noch im bloßen Keim und ging bereits, wie man an Spittler und Müller sieht, nach verschiedenen Richtungen auseinander. Wenn aber Schiller die Fehler der damaligen Periode theilt, so weiß er mitunter glänzende Vorzüge daraus zu machen. Schon im Don Carlos wird man der Charakteristik König Philipp's mit großem Interesse folgen; in der Geschichte geht diese viel tiefer ein, und wenn Schiller seiner Einbildungskraft zuweilen zu viel Freiheit verstattet, so hat er doch eine wunderbare Divination; Prescott und Motley haben manche seiner Wendungen wörtlich aufgenommen. Man kann die Jämmerlichkeit der spanischen Bigotterie nicht geistvoller und erschöpfender schildern, als Schiller gethan. Auch die Porträts von Oranien, Egmont und den andern weniger bedeutenden Figuren sind in ihrer Art vortrefflich und es charakterisirt Schiller im Gegensatz zu Goethe, daß bei ihm Egmont als Schwächling sehr in den Hintergrund tritt. Die gleichzeitige Re-

cension des Goethe'schen Stücks drückt keineswegs eine bloße Kritik aus: Schiller verlangt vom Menschen, er solle sein Schicksal aus seinem Willen schöpfen, mit Ernst wollen und dafür die Verantwortlichkeit übernehmen; darum vertheidigt er selbst sehr jesuitische Wendungen Oranien's, des kalten Staatsmanns, da doch den Dramatiker das Schicksal Egmont's viel mehr anziehn mußte. — Ein Fehler mag es sein, daß er gleich bei dem Eintreten einer neuen Figur mit der Charakteristik beginnt, anstatt durch Erzählung der Handlungen für sie zu interessiren; aber diesen Fehler weiß er meist sehr fein zu verstecken. Trotz seiner sehr kräftigen Ueberzeugung in Bezug auf die Sache bemüht er sich, gegen die Personen nach allen Seiten gerecht zu sein; durch eine ehrliche Natur wird er leicht gewonnen, auch wo er ihren Lebensinhalt verwirft. — Da die allgemeine Geschichtskenntniß damals viel weniger verbreitet war als jetzt, so ist das Buch nicht blos interessant, als eine fruchtbare Vorstudie für den spätern Dramatiker, sondern es war auch nützlich für die allgemeine Bildung: es ist viel gelesen worden, seine Ueberzeugungen sind in das Fleisch und Blut des Geschlechts übergegangen, und wenn wir jetzt im Stande sind, viele einzelne Punkte richtiger zu beurtheilen, so werden wir den Zusammenhang zwischen dem Despotismus und der Bigotterie kaum richtiger motiviren können. Der Despot, um einen großen Staat zu regieren, „kommt durch Classification seiner Beschränkung zu Hilfe; er setzt eine Regel fest, wozu sich alle Individuen bekennen müssen; dies leistet ihm die Religion . . . die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Willkür verwirrt den Herrscher jetzt nicht mehr . . . das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priesterthums ist Einförmigkeit."

Das Buch selbst wurde nicht fortgesetzt; der Proceß Egmont's erschien in der Thalia 1789, die Belagerung von Antwerpen war ein Lückenbüßer für die Horen 1795. Beide Stücke sind nur fragmentarisch angeknüpft, in dem letzteren ist das sittliche Interesse bei Seite gelassen, der Unternehmungsgeist eines erfinderischen und standhaften-Mechanikers wird verherrlicht.

„Ich widerrufe meine ehemaligen Aeußerungen nicht, schreibt Körner Nov. 1788, als er die Geschichte der Niederlande gelesen hat. Mir däucht, daß du dich bei der Ausführung mehr für einzelne Charaktere und Situationen, als für das Ganze begeistert hast. Auch begreife ich die Ursachen wohl. Die vorhandenen

Materialien waren zum Theil im Widerspruch mit deinem Ideal. Eine Zeit lang suchtest du durch weitere Nachforschungen diese Widersprüche zu vereinigen. Aber endlich ermüdetest du in dieser Arbeit und gabst in deiner jetzigen Lage die Hoffnung auf, deine höhern Forderungen zu befriedigen. Du wolltest dem gesammelten Stoff die beste mögliche Form geben und jede Gelegenheit nutzen, durch den Gehalt des Details für den Verlust an Schönheit des Ganzen zu entschädigen. Ein anderes Hinderniß war die Unparteilichkeit, die du dir zum Gesetz gemacht hattest. Das Interesse für die Niederländer wird geschwächt, weil du dir nicht erlaubst, das Thörichte und Niedrige in ihrem Betragen zu entschuldigen. Dies ist besonders merklich in der Periode nach Granvella's Entfernung, wo überhaupt die ganze Handlung stillsteht, wo man aufhört, für das Schicksal der Niederländer besorgt zu sein, und wo ihre Großen, selbst Wilhelm nicht ausgenommen, so sehr unsern Unwillen erregen, daß man geneigt wird, für Philipp Partei zu nehmen. In Wilhelm's Art zu handeln ist ein Schein von Inconsequenz, der vielleicht zu vermeiden war, wenn du den Mangel an befriedigenden Nachrichten zuweilen durch Hypothesen ersetzt hättest. Er ist doch eigentlich der Held der Geschichte, und je mehr man sich für ihn interessirt, desto mehr wünscht man Aufschluß über sein ganzes Betragen. Hättest du wie Gibbon zehn Jahre deines Lebens, in ungestörter Muße und mit allen Hilfsmitteln versehen, dazu anwenden können, Materialien zu sammeln, zu verarbeiten und darüber zu brüten, so würde dein Werk freilich einen höhern Grad von Vollendung erreicht haben."*)

Das sind ausschließlich künstlerische Gesichtspunkte; für Schiller's historischen Beruf ist es wichtig, seine unmittelbare Anschauung der politisch-historischen Verwicklungen kennen zu lernen: auch hier spricht durchweg der Künstler. „Wolzogen's Urtheil über Paris, schreibt er 27. Nov. 1788, konnte wohl nicht anders ausfallen. Das Object ist ihm wirklich noch zu groß; sein innerer Sinn muß erst dazu hinaufgestimmt werden... Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten, großen Element

*) In demselben Brief nimmt sich Körner Klärchens (im Egmont) gegen Schiller an, und gesteht, daß auch ihm eine historische Arbeit vorschwebt: „wie wärs, wenn ich mich über die Fronde machte? Du mußt nicht lachen. Es wäre doch vielleicht möglich, daß etwas fertig würde."

gefallen; wie klein und armselig sind unsere politischen und bürgerlichen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze, dessen Theil es ist, zu denken, oder, was ebenso viel ist, mit philosophischem Geist zu sehen. Wie holpericht und höckericht mag unsere Erde von dem Gipfel des Gotthards aussehn! aber die Einwohner des Mondes sehn sie gewiß als eine glatte und schöne Kugel. Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen und das schöne große Ganze wird für ihn verloren sein." „Paris freilich dürfte auch dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben; aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines so feingebildeten Staats sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte, auch bei seinem Untergang! Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie heraufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respect vor diesem großen drängenden Menschenocean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiegt, so werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser und ruhiger Bewunderer bleiben." *) „Und dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist als die

*) Dahin gehört noch ein Brief an Karoline, 26. März 1789: „Bei Ihrer Bewunderung der schweizerischen Helden mag wol eine kleine Vorliebe für das Land, daß Sie in einer sehr empfänglichen Epoche Ihres Geistes kennen lernten, mit unterlaufen. Ich mache den Schweizern die Tapferkeit und den Heldenmuth nicht streitig, aber ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind. Ohne das, was die Franzosen férocité nennen, kann man einen solchen Heldenmuth nicht äußern; die Heftigkeiten, deren der Mensch in einem Zustand ohne Begeisterung fähig ist, kann man der Gattung blos als Kraft, aber dem Individuum nicht recht als Größe anrechnen. Wenn ich Ihnen Beispiele ähnlicher

größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls; aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst, und der Schöpfer des Gedankens." — 10. Dec. „Es fragt sich nur, ob die innere Wahrheit nicht ebenso viel Werth hat als die historische. Daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes, wichtiges Factum für den Menschen; die innere Uebereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß. In diesem Feld ist der Dichter Herr und Meister; der Geschichtschreiber ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art der Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen, oder ihr mit einer gewissen Unbehilflichkeit anzupassen, welches noch schlimmer ist. Ihm fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt." „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit hier und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

Das letzte, geheime Ziel seiner Arbeiten war eine Eingliederung in die bürgerliche Gesellschaft, ein Amt, um darauf eine Familie zu gründen. Lotte war seine historische Muse; sie vermittelte durch Frau v. Stein bei Goethe die Idee einer Vocation. — Schiller schreibt an Körner, 15. Dec. 1788. „Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena geworden bin. Vor einer Stunde schickt mir Goethe das Rescript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten.

Stärke des Muthes aus Religionskriegen anführen wollte, so würden Sie diese und ähnliche Thaten vielleicht nur noch anstaunen, aber nicht bewundern."

Man hat mich hier übertölpelt. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner bessern Vorbereitung noch verstreichen lassen. Eichhorn's Abgang aber macht es gewissermaßen dringend, und auch für meinen Vortheil dringend. Voigt sondirte mich, an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Goethe; dort wurde es gleich von ihnen eingeleitet, und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung." „Ich bin in dem schrecklichsten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehn und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Goethe sagt mir zwar: docendo discitur, aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist." — 25. Dec. „Es müsse doch lächerlich sein, wenn ich in jeder Woche nicht so viel zusammenlesen und zusammendenken könnte, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Art auskramen zu können. Als privatum räth mir Voigt über die niederländische Rebellion zu lesen. Aber du setzest voraus, daß mir ein Fixum ausgeworfen werden würde: darin irrst du sehr." „Mein ganzes Absehn bei dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten." „Es hetzt mich während eines Jahres in akademische Berufsgeschäfte ein und giebt mir gewissermaßen einen gelehrten Namen, der mir nöthig ist, um gesucht zu werden. Zugleich bringt mich die Nothwendigkeit, in die es mich versetzt, mich mit Ernst auf das Geschichtsfach zu legen, schneller zu einem gewissen Vorrath von Begriffen und erleichtert mir nachher das schriftstellerische Arbeiten im historischen Fach. Bei dem bischen Namen, den ich bereits habe, wird mir das Prädicat als jenascher Professor, nebst einer oder der andern historischen Schrift doch irgendwo eine Vocation zuziehen, die mit einem honorabeln Fixum verbunden ist." An Lottchen, 28. Dec. „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort; und dies alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen." „Ist nur erst ein Jahr überstanden, so liest sich's alsdann im Schlafe, und ich habe meine Seele wieder frei." „In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über

meine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus!"

Gleichzeitig dachte er an die Herausgabe historischer Memoiren: „in jedem Band eine angenehme Mannigfaltigkeit, und jeder von einem Discours historique in einem philosophischen Gesichtspunkt und lebhaftem Stil begleitet." Schon zu Neujahr 1789 ist ein Verleger gefunden: „Dies Unternehmen sichert mir bei dieser neuen Carriere meine Existenz hinlänglich, ohne mir viel Zeit wegzunehmen." „Das Hauptgesetz ist, das Original auf drei Fünftheile wenigstens in der Uebersetzung zu reduciren, reine und fließende Sprache und zuweilen eine kleine Nachhilfe, wenn der Text ermattet." „Diese Woche habe ich fast nichts gethan, als Schmidt's Geschichte der Deutschen vorgenommen und Pütter's Grundriß der deutschen Staatsverfassung, welcher letztere meinen ganzen Beifall hat. Das Ganze ist ein sehr klar auseinandergesetztes Gemälde aller allmäligen Fortschritte, welche jede politische und geistliche Macht im Lauf der Geschichte in Deutschland gethan hat. Schmidt ist unendlich schätzbar durch die Menge der Quellen, die er benutzt hat, und in seiner Zusammenstellung ist kritische Prüfung; aber er verliert durch seine befangene parteiische Darstellung wieder sehr. Im Ganzen freue ich mich doch auf dieses unendliche Feld, das durchzuwandern ist, und die deutsche Geschichte besonders will ich in der Folge ganz aus ihren Quellen studiren." — 26. Januar 1789 an Caroline: „Ich habe in dieser Zeit die Histoire de mon temps gelesen ... das ist aber auch das einzige stärkende Buch. Ich bin dazu verdammt, mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse."

Der Contract wegen der Memoires wird Ende Februar 1789 festgesetzt (ein Carolin pro Bogen). Grundsätze: „Alles herauszuwerfen, was in der Geschichte nichts aufklärt, was bloßes Geschwätz oder pedantische Mikrologie ist. Charakteristische Kleinigkeiten vorzugsweise zu erhalten. Mit Freiheit zu übersetzen, daß die wörtliche Treue der Gefälligkeit des Stils nachgesetzt wird." „Zum Begriff des Memoires gehört, daß der Schriftsteller gesehen haben muß, wovon er schreibt, und particuläre Aufschlüsse liefert." Auch diese Auszüge werden meist nach französischen Uebersetzungen angefertigt, nicht nach den Originalen; Schiller selbst hat wenig daran gethan.

19. März 1789, an Körner: „Weil ich gern diesen Sommer so wenig als möglich überhäuft werden wollte, und doch eilen mußte, mich in den Besitz der Universalhistorie zu setzen, die sonst von meinem Collegen Heinrich hätte weggefangen werden können, so habe ich eine Einleitung in die Weltgeschichte als publicum angeschlagen, und blos zur Form noch meine niederländische Rebellion als privatum, das ich aber nicht zu halten gedenke." — 26. März. „Jetzt lese ich, wie du dir leicht einbilden wirst, historische Schriften. Um doch einen Führer zu haben, der mich auf eine nicht gar zu ermüdende Art durch die Universalhistorie leitet, habe ich mir die Universalhistorie des Millot angeschafft. Die Becksche, die ich auch habe, ist gar zu beschwerlich eingerichtet, der Noten wegen, die den Text weit übersteigen — eine Methode, die mir äußerst zuwider ist und auch wenig Geschmack verräth. Zur Berichtigung des Franzosen ist sie mir übrigens brauchbar. Die Schröcksche Weltgeschichte erwarte ich auch noch von Leipzig; aus diesen dreien denke ich, in Verbindung mit Robertson, Gibbon, Bossuet und Schmidt schon eine interessante eigne — für das erste Mal — herauszuheben. Aber schon von diesem Sommer an werde ich mich mit den besten Quellen selbst bekannt machen. In Spittler's Abriß der Kirchengeschichte, mit dem ich jetzt eben beschäftigt bin, finde ich vieles, das mich reizt und auf künftige Untersuchungen leitet." „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in eins zusammengefaßt werden, und dieses erst kann Universalhistorie sein. Mein Plan ist es, diesen Weg zu gehn und zwar so früh als möglich dazu Hand ans Werk zu legen. Was ich von Gibbon gelesen habe, so viel nämlich übersetzt ist, die zwei ersten Theile, hat mir ungemein viel gegeben, ob ich gleich gestehen muß, daß ich mir ihn nicht ganz zum Muster wählen würde." „Deinen Rollin möchte ich gern diesen Sommer durchlesen, und einiges in deinem sogenannten Hißmann ist für mein publicum vielleicht auch zu brauchen, weil es einige sinnreiche Hypothesen enthält, die sich mitnehmen lassen, um hier und da eine trockene Materie aufzuheitern." An Caroline, 17. April. „Die Zeit kommt nun mit starken Schritten heran, wo ich meine Bude in Jena eröffnen muß. Ich habe noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herrn Studenten in den ersten Collegien vorsetzen werde." An

Körner, 16. April: „Aus einer Einleitung in die Universalhistorie läßt sich gar vielerlei machen. Ohne Zweifel wird es eine Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft oder doch etwas Aehnliches. Vielleicht auch nur eine vorläufige Festsetzung des Wichtigen in der Geschichte und eine Bestimmung gewisser Begriffe, auf die man sich in der Geschichte selbst beziehen und über die man also einig sein muß. Ich bekümmere mich diesen Sommer um keinen Plan; das Hauptsächliche ist, jede Vorlesung interessant und nützlich zu machen."

Die erste Vorlesung fand den 26. Mai 1789 vor einem Auditorium von fast fünfhundert Studenten statt; ein Ereigniß für das kleine Jena. Der Zulauf hielt sich in der nächsten Zeit, und Schiller fand sich bald in sein Geschäft. „Doch habe ich meine Vorlesung abgelesen, und bei der zweiten nur wenig extemporirt. Ich kann den Vorlesungen noch keinen rechten Geschmack abgewinnen. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen." „Es ist hier ein solcher Geist des Neides, daß dieses kleine Geräusch, das mein erster Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl schwerlich vermehrt hat." 11. Juni: „Da mir die Materien, worüber ich lese, noch zu neu sind, so muß ich mich freilich noch ans Manuscript halten, und ich fühle wohl, daß gemeinverständliche Deutlichkeit gerade das ist, was mir am meisten Mühe kostet. Bis jetzt hat mein Vortrag durch seinen Glanz und seine Neuheit geblendet, in der Folge aber muß ich ihm doch mehr allgemeine Faßlichkeit zu geben suchen, wenn ich meine Leute festhalten will. Meine Vorlesungen kosten mich jetzt noch erstaunlich viel Zeit und Mühe, sowohl weil ich erst selbst lernen muß, als auch weil mir die Materie unter den Händen wichtiger wird, als ich sie für den Augenblick brauche, und ich die Gedanken doch nicht fahren lassen mag." 20. Sept., an Lottchen, mit der er sich sich kurz vorher verlobt: „Ich eile jetzt ganz gewaltig, und meine Studenten freuen sich ordentlich, wie es schnell geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich schon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit schnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre. Unser Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienste."

An Körner, 28. Sept. 1789. „Kommenden Winter lese ich die Woche fünf Stunden Universalgeschichte, von der fränkischen Monarchie an bis auf Friedrich 2., und eine Stunde publice Ge-

schichte der Römer, so daß ich von Ostern 1789 bis Ostern 1790 den ganzen Cursus der Universalhistorie durchgemacht haben muß. Wie? das ist eine andere Frage. Aber daß mir diese Nothwendigkeit, Facta einzustudiren, äußerst wohlthut, fühle ich schon jetzt." „Hast du die Voyages d'Anacharsis gelesen? Die Form wäre vortrefflich, wenn sie durch ein Genie ausgeführt worden wäre, das scheint aber nicht der Fall zu sein. Ein Künstergenie würde die ganze griechische Geschichte ungezwungen in die Reise zu verflechten gewußt haben, und zwar mit einer solchen Oekonomie, daß jedes nur an der Stelle erwähnt worden wäre, wo es zum Verständniß des Nächstfolgenden gedient und die höchste Wirkung gethan hätte. Dann scheint mir auch keine strenge Wahl des Interessanten darin stattgehabt zu haben: man sieht, wie mühsam er z. B. die Topographie und dergl. zusammentrug, um dadurch Leben und Wahrheit in seine Schilderung zu bringen; aber was liegt uns so sehr an den geographischen oder naturhistorischen Beschaffenheiten von Orten, die nicht mehr sind und auch da sie waren, nicht viel zu bedeuten hatten." „Ich habe den Livius mit hierher (nach Rudolstadt) genommen, den ich jetzt zum allerersten Male lese (!) und der mir überaus viel Vergnügen giebt. Warum habe ich nicht Griechisch genug gelernt, um den Xenophon und Thucydides zu lesen? Mein eigner Stil ist noch nicht historisch und überhaupt noch nicht einfach, und nach den Neueren möchte ich ihn doch nicht gern bilden, am wenigsten nach Gibbon." — 13. Oct. — „Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte zu geben suchen. Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei Weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillstehn. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den

Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte (von welcher Nation und Zeit sie auch sei) dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden, so hat sie alle Requisite, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden — und dieses Interesse kann jeder Verzierung entbehren."

10. Nov. 1789. „Ich muß alle Tage eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben; also jeden Tag fast zwei Druckbogen ohne die Zeit, die auf Lesen und Exerciren hingeht. Mein äußerst schwaches Gedächtniß nöthigt mich dazu. Der Vortheil, den ich davon habe, ist für die Zukunft beträchtlich; auf die Gegenwart darf ich freilich nicht sehen. Mein privatum ist äußerst miserabel ausgefallen; meine ganze Anzahl besteht aus dreißig, wovon mich vielleicht nicht zehn bezahlen. Hieran würde mir just am wenigsten liegen, wenn mich der schlechte Anfang nicht überhaupt verdrösse. An meinem Hauptplan wird nichts geändert, ich arbeite meine Geschichte aus wie für hundert, und der Nutzen muß sich auf eine andere Art für mich ergeben. Indessen habe ich erschrecklich viel Arbeit mehr. Zum Glück habe ich die Memoires, woran zwei Mitarbeiter sind, denen ich nur die Hälfte des Honorars zu bezahlen brauche. Der erste Band wird diese Woche gedruckt sein, der zweite kommt unter die Presse." — 23. Nov.: „Jede Wissenschaft muß Brodwissenschaften weichen. Mein publicum ist ziemlich voll. Indessen gestehe ich, daß aller Eifer mich verlassen hat, und daß es mich reut, so viel ich Haare auf dem Kopf habe, nicht dieses und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben." Gleichzeitig hat er Händel mit der Facultät und seinem Collegen Heinrich, weil er sich auf dem Titel seiner Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" die im Novemberheft des D. Merkur erschien, „Prof. der Geschichte" genannt, da er doch nur, was er erst jetzt erfuhr, Professor der Philosophie war. — „Glaube mir, schreibt ihm Körner 17. Nov.*), dein Vortrag ist zu gut für diese Menschen. Sie wöllen als Schüler behandelt sein.

*) Vorher hatte er ihm schon (31. März) bemerkt: „Es scheint dir mit der Geschichte zu gehn wie mit andern Dingen, die du nebenher treiben wolltest, die aber unvermerkt eine Leidenschaft in dir erweckten, die mit deinen Verhältnissen collidirte. Dein Ideal von Universalgeschichte ist vortrefflich, aber um es zu deiner Befriedigung zu erreichen, müßtest du aller andern Thätigkeit absterben. Es fordert den ganzen Mann durch ein ganzes Menschenleben. Es sei fern von

Lernen ist ihr Zweck, nicht Denken und Genießen. In einer Hauptstadt für einen Cirkel gebildeter Menschen, die den philosophischen Geist und die Schönheit der Darstellung in der Geschichte zu schätzen wissen, wären deine Vorlesungen an ihrem Platz. Preußischer Historiograph und Mitglied der Akademie, das ist die Stelle, die ich dir wünsche." Schiller sieht sich in der That nach dieser Seite um, auch in Mainz: „Ich wollte es (11. Dec.) in meinen letzten Briefen nur nicht grade heraussagen, daß mir dies Professorleben herzlich verleidet ist." „Gegenwärtig (26. März 1790) fehlt es mir sehr an einer angenehmen und befriedigenden Geistesarbeit; die Memoires, die Collegien, die Beiträge zur Thalia nehmen meine ganze Zeit, und mein Kopf ist überladen, ohne Genuß dabei zu haben. Wie sehne ich mich nach einer ruhigen und selbstgewählten Beschäftigung."

Wie nun der junge Professor seinen Studenten Geschichte vortrug, läßt sich noch ziemlich genau verfolgen, da Schiller, dem es darauf ankam, seine Studien so schnell und so vielseitig als möglich zu verwerthen, bald darauf einen guten Theil seiner Vorlesungen, theils im Merkur, theils in der Thalia abdrucken ließ. Zwar hatte er dieselben sorgfältiger überarbeitet, da man doch „dem Publicum nicht etwas so Leichtes bieten dürfe, als den jungen Musensöhnen," allein es ist zweifelhaft, ob diese Ueberarbeitung durchweg eine Verbesserung war. Auch in Bezug auf die ästhetischen Abhandlungen machen wir die Bemerkung, daß die erste unmittelbare Form in den Briefen oft viel sachgemäßer ist, als die stilisirte für das Publicum; in diesen universalhistorischen Fragmenten finden sich die hochklingenden Perioden ohne bestimmten Inhalt, schmückende Beiworte, die nichts charakterisiren und gemachte Declamationen noch viel zahlreicher als in der Einleitung zur niederländischen Rebellion. Nicht etwa als ob diese Rhetorik in Schiller's Absicht gelegen hätte, im Gegentheil erkannte er schon damals sehr deutlich, daß Simplicität das höchste Streben des historischen Stils sein müsse; aber zur Simplicität gehört eine vollständige und tief eindringende Kenntniß, die dem Schriftsteller in jedem Augenblick das treffende Wort eingibt. Den Mangel an vollständiger Kenntniß kann man nur dadurch ersetzen, daß

mir, dir den Gesichtspunkt zu verleiden, wodurch du dir deine jetzige Hauptbeschäftigung anziehender machst;" u. s. w.

man sich ein sehr genaues Bewußtsein von den Grenzen derselben bildet. Goethes prosaische Schriften sind darum classisch, weil er sich nie mit dem Wort begnügt, weil jeder Begriff bei ihm eine individuelle Anschauung ausdrückt; darauf aber sich zu beschränken ist Schiller stets unmöglich gewesen. Bei seinem außerordentlichen Talent, sich das nie Gesehene auszumalen, z. B. eine Charybde, den Föhn u. s. w. traute er seiner Eingebung zu viel zu und handelte in gutem Glauben, wenn er auch das als wirklich vortrug, wovon er nicht das Mindeste wußte. Dies Selbstvertrauen, das ihm später als Dichter sehr zu statten kam, machte seine Stellung als Lehrer freilich bedenklich.

Er begann seine Vorlesungen mit dem Gegensatz des Brodgelehrten und des philosophischen Kopfes; den ersten schilderte er in einer Weise, daß man es Heinrich kaum verargen kann, wenn er dem neuen philosophischen Collegen das Prädicat eines Professors der Geschichte nach Kräften bestritt. Zudem hat der Vergleich etwas Schielendes. Denn wenn Schiller im Anfang den Brodgelehrten so auffaßt, wie ihn der gewöhnliche Sprachgebrauch nimmt, d. h. als denjenigen, der sich von der Wissenschaft nur das zum praktischen Gebrauch unumgänglich Nothwendige aneignet, so schiebt er bald einen ganz andern Begriff unter: der Brodgelehrte ist ihm der eigentliche Gelehrte, der nach der Methode der strengen Wissenschaft in seiner gesonderten Sphäre fortschreitet und den Zusammenhang derselben mit den übrigen Disciplinen außer Acht läßt. „Ebenso sorgfältig als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich der philosophische Kopf, ihr Gebiet zu erweitern und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen; herzustellen sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften voneinander geschieden.“ — Es handelt sich also um die Wiederherstellung jener harmonischen Bildung, wie sie die Griechen besaßen, ehe die große Vermehrung des Materials eine Theilung der Arbeit nothwendig machte.

Dieses Princip wendet Schiller nun auf die Geschichte an. Er schildert die Errungenschaften der Gegenwart in den glänzendsten Farben, und malt die Urzeit des Menschengeschlechts nach den Berichten der Seefahrer über die Südseeinsulaner aus. Der ganze Umfang der Weltgeschichte war nothwendig, um von der einen Stufe der Cultur zur andern zu leiten. „Aus der ganzen Summe

der Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben."

Nun springt aber der Zusammenhang des Ganzen aus der Ueberlieferung dem philosophischen Kopf nicht ohne weiteres in die Augen, im Gegentheil erscheinen selbst die wichtigsten Ereignisse, wenn man sie nicht von der rechten Höhe übersieht, als isolirt. „So hat die christliche Religion an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Antheil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Factum für die Weltgeschichte wird; aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch bei dem Volk, bei dem sie aufkam, liegt aus Mangel der Quellen ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung." — „So würde unsere Weltgeschichte nie etwas Anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden, und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt kommt ihr der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßigen, zusammenhängenden Ganzen." „Eine Erscheinung nach der andern fängt an sich dem blinden Ungefähr zu entziehn und sich einem übereinstimmenden Ganzen, das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist, als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer, sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verleugne; er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. h. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Princip in die Weltgeschichte." Freilich soll er dann noch die Probe machen, aber in zweifelhaften Fällen „siegt diejenige Meinung, welche dem Verstand die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückseligkeit anzubieten hat." — So ist lange vor Hegel so unumwunden als möglich das Princip einer philosophischen Construction der Weltgeschichte ausgesprochen. Freilich construiren die spätern Metaphysiker nach Kategorien, während der Dichter zugibt, daß er sich nach Einfällen oder Eingebungen die Dinge ausmalt; allein, wenn hier ein Unterschied stattfindet, so möchte er zu Gunsten des letzteren sein.

Inzwischen gehören diese Ideen Schiller nicht eigenthümlich an; er hat sie aus Kant genommen, den er in einigen Hauptstellen wörtlich ausgeschrieben, in dem leitenden Ideengang dagegen mißverstanden hat.

Wenn man in neuester Zeit von den Systemen der spätern deutschen Philosophie sich mehr und mehr abwendet und zu dem alten Kant wieder zurückkehrt, so liegt der eigentliche Grund dieser Umkehr, den man freilich, da Kant mehr gelobt als gelesen wird, mehr dunkel empfindet als erkennt, darin, daß Kant ein eminent wissenschaftlicher Kopf war, Fichte, Schelling und Hegel dagegen höchst unwissenschaftliche Naturen. Fichte und Hegel waren zwar große Systematiker und der Zauber ihrer Dialektik kann den Unkundigen leicht blenden, aber in zwei Hauptpunkten verrathen sie entschieden ihre Unwissenschaftlichkeit: einmal machen sie sich niemals klar, wo die Grenze liegt zwischen dem, was sie wissen und dem, was sie nicht wissen; sodann vergessen sie stets, daß jede specielle Wissenschaft eine eigne Methode der Forschung hat. Auch Kant machte darauf Anspruch, mit der Fackel der Philosophie das Gebiet der übrigen Wissenschaften zu beleuchten; aber er begnügte sich nachzuweisen, was der Mensch vom Standpunkt seiner höhern Vernunft darin zu suchen habe und in wie weit er das Gesetz seiner Vernunft auf die Empirie anwenden dürfe. Er hat diese Aufgabe der Theologie, der Rechts- und Naturwissenschaft gegenüber durchgeführt; er hat überall die Aufstellung eines wissenschaftlichen Lehrgebäudes dem künftigen, philosophisch gebildeten Naturforscher, Juristen u. s. w. überlassen, während seine Nachfolger das Werk ohne weiteres selbst in Angriff nahmen. Am lehrreichsten sind seine historischen Studien.

Die Kantischen Schriften, welche Schiller bei seinen Vorlesungen hauptsächlich benutzt hat, sind 1) die Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht 1784; 2) muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte 1786; ob er auch die Kritik von Herder's Ideen 1785 angesehn, ist nicht ersichtlich. Zum weitern Verständniß der Kantischen Ansicht sind noch die spätern Schriften über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee 1791 und das Ende aller Dinge 1795 zu vergleichen.

In der ersten jener Schriften, deren Resultate noch heute unerschütterlich feststehn, weist er zunächst aus der Erfahrung nach,

daß auch in der Welt der Freiheit die Spuren eines ewigen Naturgesetzes sich vorfinden. Er zeigt ferner, daß das hauptsächliche Interesse der Geschichte darin liegt, daß bei den Thieren jedes Individuum im Stande ist, den höchsten Zweck der Natur vollständig zu erreichen, daß bei den Menschen dagegen dieser Zweck der Natur, namentlich in Bezug auf die Intelligenz, nie im Einzelnen, sondern nur in der Gattung und auch in dieser nur in dem unendlichen Fortschritt, den eben die Geschichte versinnlicht, erreicht wird. Der Mensch ist ein geselliges Wesen, die vollkommene Einrichtung dieser Gesellschaft ist eine Idee, zu welcher nur die Annäherung uns von der Natur auferlegt ist; sie ist aber, als Idee, die Seele der Geschichte. — Mit diesen Gedanken geht Kant an die Betrachtung der wirklichen Geschichte. „Es ist zwar ein befremdlicher und dem Anschein nach ungereimter Anschlag, nach einer Idee, wie der Weltlauf gehn müßte, wenn er gewissen vernünftigen Zwecken angemessen sein sollte, eine Geschichte abfassen zu wollen; es scheint, in einer solchen Absicht könne nur ein Roman zu Stande kommen." Inzwischen zeigt sich der innere Zusammenhang sofort, wenn man die wirkliche Geschichte ins Auge faßt. „Denn wenn man von der griechischen Geschichte — als derjenigen, wodurch jede andere ältere oder gleichzeitige beglaubigt werden muß — anhebt; wenn man derselben Einfluß auf die Bildung und Mißbildung des römischen Staats, der den griechischen verschlang, und des letzteren Einfluß auf die Barbaren, die jenen wiederum zerstörten, bis auf unsere Zeit verfolgt, dabei aber die Staatengeschichte anderer Völker so wie deren Kenntniß durch eben diese aufgeklärten Nationen allmälig zu uns gelangt ist, episodisch hinzuthut, so wird man einen regelmäßigen Gang der Staatsverfassung entdecken." In der Anmerkung setzt er hinzu: „Nur ein gelehrtes Publicum, das bis zu uns unterbrochen fortgedauert hat, kann die alte Geschichte beglaubigen. Ueber dasselbe hinaus ist alles terra incognita und die Geschichte der Völker, die außer demselben lebten, kann nur von der Zeit angefangen werden, da sie darin eintraten. Dies geschah mit dem jüdischen Volk zu der Zeit der Ptolemäer durch die griechische Bibelübersetzung, ohne welche man ihren *isolirten* Nachrichten wenig Glauben beimessen würde. Von da (wenn dieser Anfang vorerst gehörig ausgemittelt worden) kann man aufwärts ihren Erzählungen nachgehn und so mit allen übrigen Völkern." — Es zeigt sich in dieser

Auseinandersetzung mit vollkommenster Deutlichkeit, daß es Kant nicht einfällt, in der Geschichte auch nur den kleinsten Uebergangspunkt construiren zu wollen; er macht nur den künftigen Historiker darauf aufmerksam, bei seinen Forschungen das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Es hat ein halbes Jahrhundert gedauert, bevor wir uns aus unübersehbaren Verwirrungen zu diesen Ideen des alten Kant von 1784 wieder durchgearbeitet haben. Auch folgender Zusatz möchte noch heute der Beherzigung werth sein: „Die sonst rühmliche Umständlichkeit, mit der man jetzt Geschichte schreibt, muß doch einen jeden natürlicherweise auf die Bedenklichkeit bringen: wie es unsere späten Nachkommen anfangen werden, die Last von Geschichte, die wir ihnen nach einigen Jahrhunderten hinterlassen möchten, zu fassen." Goethe sagt im Faust etwas Aehnliches, beide hatten es mit den Wagnern zu thun.

In der Kritik der Herderschen Ideen, dem Werk einer Meisterhand, wird hauptsächlich darauf aufmerksam gemacht, daß der Begriff Gattung bei Menschen etwas Anderes sagen wolle als bei Thieren. Sollte man sich heute darüber wundern, daß dergleichen zu beweisen im Jahr 1785 erst nöthig war, so denke man daran, daß es sich hier um die Periode der schönen Seelen handelt.

Kant's Aufsatz über den muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte, den Schiller seiner Construction zu Grunde legte, hat handgreiflich keinen historischen, sondern nur einen moralischen Zweck. Er will die Menschheit von verkehrten Idealen und verkehrten Grübeleien, von der leeren Sehnsucht und von einem kindischen Spiel mit Schattenbildern abwenden, indem er ihr zeigt, daß sie ihre Würde, mithin ihr wahres Glück, in sich selbst trägt. Daß von einer durchgeführten Rechtfertigung der Vorsicht nicht die Rede sein kann, hat er in den spätern Abhandlungen gezeigt, wo er jene Mystik bekämpft, „die, was sie will, selber nicht versteht, sondern lieber schwärmt, als sich, wie es intellectuellen Bewohnern der Sinnenwelt geziemt, innerhalb der Grenzen der eingeschränkten Vernunft zu halten."

Indem nun Schiller den Leitfaden, der eigentlich nur die Grenzen zwischen der Speculation und dem positiven Wissen feststecken sollte, mit Hilfe seiner lebhaften Einbildungskraft ausfüllte, grade wie Charybde, Eisenhammer u. s. w., verfiel er offenbar in eine fehlerhafte Construction der Geschichte. In dem Begriff der

Construction selbst liegt aber etwas Richtiges, und Schiller sagte mit Recht, daß der Geschichtschreiber, wenn er etwas Thatsächliches in sich aufgenommen, nun den so gesammelten Stoff erst wieder aus sich heraus zur Geschichte construiren müsse. „Eine Thatsache läßt sich ebenso wenig zu einer Geschichte wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildniß blos abschreiben," und auch der Historiker wird den bescheidenen Titel, den Goethe seiner Selbstbiographie vorsetzt, nicht ganz vermeiden dürfen. Im gegenwärtigen Augenblick, bei der schulgerechten Methode der Forschung sträubt man sich zwar dagegen, allein infolge dieser Selbstverleugnung sieht mitunter die Geschichte wie ein todtes Aggregat aus, von dem man nicht recht weiß, wen es interessiren und wen es fördern soll. Jeder echte Geschichtschreiber construirt d. h. er malt sich aus den fragmentarischen Ueberlieferungen das ganze Werk und ergänzt die Lücken durch Induction und Analogie. Es kommt nur darauf an, welche Vorbildung er mitbringt. Zu den kühnsten Constructionen der Geschichte, mehre zwanzig Jahre vor Schiller's Vorlesungen, gehört Möser's osnabrücksche Geschichte: aber einmal schöpfte Möser durchweg aus den Quellen, er nahm also das Material, das er zu formen hatte, in seiner ursprünglichen Gestalt; sodann ging er von einer praktischen Bildung aus. Aufgewachsen in einer Landschaft, deren Sitten sich fast ein Jahrtausend erhalten hatten, studirte er sehr genau die Natur des Bauern und die Entstehung und Fortbildung der Institute, auf welche sich das Leben desselben beschränkt. Hier war ihm jeder Zug vollkommen verständlich und indem er nach dem Bild dieser einfachen Zustände die historischen Fragmente gestaltete, widerfuhr ihm zwar zuweilen, daß er die Analogie ungebührlich ausdehnte, aber stets bringt er ein erkennbares Bild zu Stande, das bis zu einem gewissen Grade die Wirklichkeit erreicht, weil es vom Individuellen zum Allgemeinen geht. Schiller und die spätern Philosophen verfahren anders: nirgend an den wirklichen Zuständen eines geschlossenen Ganzen praktisch betheiligt und in dieselben eingelebt, construiren sie den Begriff der Menschheit nach den Trieben und Kräften ihrer eignen Seele, und so gelingt es ihnen um so weniger, ein anschauliches und feststehendes Bild zu entwerfen, da sie nicht auf die ersten Quellen zurückgehn, sondern von den früheren Bearbeitern abhängig sind, so tief dieselben auch an Bildung unter ihnen stehen. Möser weiß sehr genau, was Eigen=

thum und Verkehr, was Handel und Abhängigkeit heißt, er weiß es, weil er eine detaillirte Anschauung davon hat. Bei Schiller sind nur zwei positive Interessen vorhanden: das moralische und das psychologische. Das erste begeistert ihn für Freiheit und für Treue, für schlichte Redlichkeit und für entschlossenen Jesuitismus der Tugend, je nach der augenblicklichen Stimmung; das andre eröffnet dem gebornen Dramatiker zuweilen sehr tiefe und überraschend wahre Blicke, verführt ihn aber in den meisten Fällen, Plan und Berechnung zu suchen, wo dem aufmerksamern Beobachter die zwingende Macht der positiven Zustände entgegengetreten wäre. Aeußerst wunderlich ist gleich die „Darstellung der ersten Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde.“ Es klingen zwar einzelne Worte der Bibel heraus, aber im Uebrigen überläßt sich der Dichter ganz frei seiner Phantasie. Hier ist Herder unendlich im Vortheil, weil er der Naturwissenschaft näher stand; auch seine Sprache ist wohlthuender, er schreibt aus der Fülle eines harmonisch gebildeten Gemüths heraus, während man bei Schiller wahrnimmt, daß er sich in jedem Augenblick neu anregen und erhitzen muß.

Bedeutender, wenn auch im Wesen verfehlt, sind die Aufsätze über Moses, Lykurg und Solon. Weil Schiller nie einen praktischen Begriff von Rechtsbeziehungen, von kirchlichem Leben und was damit zusammenhängt gehabt hat, geht er überall von dem Grundgedanken aus, daß der große Mann seine Zeit mit Plan und Absicht hervorbringt und er selber als Vertreter der neuesten und höchsten Bildung stellt ihm ein Zeugniß aus, wie weit der Plan philosophisch zu billigen war. Im Ganzen war das freilich die Stimmung der Zeit, die sich ja bemühte, durch Gesetzgebung nach philosophischen Gründen die Menschheit neu zu constituiren; aber vergleicht man z. B. die betreffenden Abschnitte bei J. v. Müller, so leuchtet doch der außerordentliche Gewinn ein, der aus dem unmittelbaren Studium der Quellen entspringt. — Bei Moses folgt Schiller einer frühern Schrift über die ältesten hebräischen Mysterien von Decius. Er kritisirt die schlechte Politik der Aegypter und moralisirt über die Gewaltthätigkeit der Regierung gegen die verachteten Hebräer; dann aber rühmt er die religiöse Cultur in dem Geheimdienst der ägyptischen Priester: sie hätten bereits den Begriff des einzigen höchsten Verstandes entdeckt, sich aber noch gescheut, denselben der Menge Preis zu geben.

„Man fand für besser, die neue gefährliche Wahrheit zum ausschließenden Eigenthum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Fassungskraft zeigten, aus der Menge hervorzuziehn und in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit selbst, die man unreinen Augen entziehn wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umkleiden." Kurz wir haben das vollständige Bild des Freimaurerordens, wie es damals von den ersten Geistern unserer Nation als die nächste Stufe für die allgemeine Befreiung der Menschheit gefeiert wurde. Hier ging nun Moses mehre Jahre in die Schule und lernte einmal den Begriff des wahren Gottes, sodann die Mittel, seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen. „Jetzt prüft er seine Vernunftreligion und untersucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günstige Aufnahme bei seinen Hebräern zu versichern. Er steigt in ihre Lage, in ihre Beschränkung, in ihre Seele hinunter und späht da die verborgenen Fäden aus, an die er seine Wahrheit anknüpfen könnte. Er legt also seinem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Fassungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß von ihm fordern." — „Wir wissen jetzt z. B., daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er sich je entschließen sollte, einem Menschen im Feuer oder im Wind zu erscheinen, gleichgiltig sein könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erschiene. Moses legt aber seinem Jehova in den Mund, daß er die Schuhe von den Füßen ziehn solle. Denn er wußte sehr gut, daß er dem Begriff der göttlichen Heiligkeit bei seinen Hebräern durch ein sinnliches Zeichen zu Hilfe kommen müsse und ein solches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten." — Um ein tüchtiger Prophet zu sein, mußte man seinen Plan recht sorgfältig ausdenken und zu diesem Zweck war eine tüchtige Schule sehr wichtig. Bekanntlich machte man damals auch Christus zu einem Schüler der Essäer, einem Freimaurerorden aus der Augusteischen Periode. Bei Marquis Posa, dem Vorgänger von Moses, war Schiller dies Hilfsmittel noch nicht eingefallen.

Es versteht sich, daß bei Lykurg und Solon gleichfalls alles aus Berechnung hervorgeht; hier hatten schon die Griechen und Römer der spätern Construction der Geschichte vorgearbeitet. Schiller verfehlt auch nicht vom Standpunkt der Moralität die beiden Gesetzgeber zu beurtheilen; Lykurg sehr streng: „die ganze

Moralität wurde Preis gegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Werth haben kann." „Es war ein schülerhafter, unvollkommener Versuch, das erste Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einsichten fehlte, die wahren Verhältnisse der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieser erste Versuch ausgefallen ist, so wird und muß er einem philosophischen Forscher der Menschengeschichte immer sehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Riesenschritt des menschlichen Geistes, dasjenige als ein Kunstwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenschaft überlassen gewesen war." Aber auch an Solon findet er manches zu tadeln, namentlich, daß er die Moralität gesetzlich zu reguliren suchte, da hier doch die menschliche Freiheit, um ihrer Bestimmung zu genügen, einen unbedingten Spielraum haben muß.

Wenn nun Schiller als dramatischer Dichter auf die psychologische Entwickelung und das planmäßige Wirken in der Geschichte zu viel Gewicht legte, so hat uns die Hegelsche Philosophie und die historische Kritik nicht selten zu dem entgegengesetzten Extrem verleitet und es sieht jetzt mitunter so aus, als ob die Ereignisse und die Thaten, die Gesetze und die Dichtungen gleich den Blättern auf den Bäumen wachsen und als ob die Individualität, selbst die größte, sich von einem wohlgeformten Polypenarm nicht wesentlich unterscheide. Was sich Schiller aus der Geschichte für seine Vorlesungen zusammensuchte, hat die Kenntniß seiner Zuhörer wol nicht gefördert, seiner eigenen poetischen Entwickelung aber brachte es Segen, denn es vertiefte seine Ideen und verschaffte ihm jene Fülle von Anschauungen, an der es seiner bisherigen Bildung nur zu sehr gefehlt hatte.

Ganz in der Weise der Vorlesungen sind die universalhistorischen Einleitungen ausgearbeitet, mit denen Schiller die Sammlung historischer Memoires versah. Von dieser Sammlung erschien eine große Zahl von Bänden unter seinem Namen, doch hatte er die Redaction bald an Paulus, Woltmann u. a. abgegeben. — Mit besonderem Glauben ging er an die erste Einleitung „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter." „Eine Arbeit, schreibt er 3. Nov. 1789 an Karoline, die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geistes veredelt und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werthe

gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfes, die leicht auf mein Urtheil übergehn konnte, nicht irrt; nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen, aber ich spreche wie ein fremder Mensch von mir, denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß du die ganze Schönheit nicht wol genießen kannst, weil sie einige genaue historische und politische Kenntnisse voraussetzt, die dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt niemand in der deutschen Welt ist, der grade das hätte schreiben können als ich." — An Körner, 1. Febr. 90: „Dieses Product, glaubte ich, müßte dich überraschen, könnte dich nicht kalt lassen, sowol wegen der Neuheit der Gedanken, als auch wegen der Darstellung. Ich wagte mich darin in ein Element, das mir noch fremd war, und glaubte mich mit vielem Glück darin gezeigt zu haben. Der Hauptgedanke, um den ich mich darin bewege, scheint mir ebenso neu und wahr, als er fruchtbar und begeisternd ist." — Der gute Glaube bleibt ihm ziemlich lange; noch 16. Mai 1790 schreibt er an Körner: „Herder ist ein ganz anderer Bewunderer meiner universal historischen Uebersicht in den Memoires als du. Du willst mich im Philosophiren über Geschichte noch gar nicht gelten lassen. Meine Uebersicht macht bei vielen Sensation, und ich denke von ihr noch ebenso wie vorhin. Bekehre dich also ja." — Körner blieb aber halsstarrig.

Was Schiller am meisten selber imponirte, war der vermeintliche Beweis, daß die Barbarei des Mittelalters der nothwendige Weg der Vorsehung sein mußte, von der Bürgerfreiheit der Alten zur Menschenfreiheit der Neuen zu leiten. „Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre

Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothwendiges Ereigniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst die Uebel anfing zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hatte, als dieses, keines, worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte."

„Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen." „Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist: das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterlande gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier und hier auch nur einmal diese Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammentraf, hier allein ein (durch die lange Waffenübung des Mittelalters) noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde."

Die folgenden Abhandlungen, über das Lehnswesen und über die Periode Barbarossa's (letztere von Woltmann fortgesetzt) schließen sich als Commentare dieser ersten Einleitung an; bei dem schwierigen Gegenstand wird man eine Bereicherung der Geschichte nicht erwarten, im Construiren zeigt Schiller wieder großes Geschick. —

Wenn er bis dahin das Mittelalter nur als unvermeidliche Vorstufe der modernen Freiheit aufgefaßt hatte, so lernte er es bald auch an sich würdigen. In der Vorrede zu Vertots Geschichte des Malterserordens (1792) sagt er: „Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo ein

Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, ebenso überflüssig als unmöglich ist; aber ... der verachtende Blick, den wir gewohnt sind, auf jene Periode des Aberglaubens zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen unmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte... Der Vorzug hellerer Begriffe — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind, kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend. Dieselbe Cultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unserm Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen des M. A. setzten an einen Wahn, eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel als sie an ihre Thorheit wagen?... Derselbe excentrische Flug der Einbildungskraft, der den kalten Politiker an jenem Zeitalter irremacht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigern Richter, ja nicht selten einen Bewunderer... Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der Cultur, ein Rückfall in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war, wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüthes, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, dieses edelste aller menschlichen Vermögen, söhnt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus... Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eignen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, daß sie die Sanction einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen?... Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligthümer zu bluten befiehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen?... Der Grieche,

der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer schon von fern zeigte: — der Muth jener christlichen Helden entbehrte dieser Hilfe und hatte keine andere Nahrung als sein eignes unerschöpfliches Feuer."

Solche Uebergänge in der Stimmung sind von hoher Wichtigkeit für das Verständniß des allgemeinen Ganges in der Literatur. Noch sind wir im Jahr 1792, von einer romantischen Schule ist noch nicht die Rede, und schon sehen wir einen der beiden Führer sich gleichzeitig dem Gefühl für das specifisch Mittelalterliche und dem für das Classische aufschließen. Der Pragmatismus der damaligen Geschichtschreibung war, wie die Aufklärung, durchaus modern, die frühern Zeitalter galten nur als Vorstufen für dasjenige, „wo wir es zuletzt so herrlich weit gebracht." Die Dichtung, geleitet von der Philologie, eröffnete zuerst die Perspective in das Griechenthum; dann, ohne solche Hilfe, aber von demselben Idealismus geleitet, in das Mittelalter. Die Herrschaft der Idee ist das Größte der Menschheit, so folgerte neben Schiller auch Fichte; dieselbe transcendentale Auffassung, die über die Greuel der Revolution wegsah, zeigte auch die finstern Gestalten des Ritterthums in neuem Licht. Als die Schlegel seit 1803 diesen Standpunkt einseitig festhielten, konnten sie sich im Grund auf das Vorbild ihrer classischen Vorgänger berufen, die denn auch nicht verfehlten, Calderon wetteifernd mit ihnen zu preisen, die Jungfrau von Orleans zu Ehren zu bringen und neben Kassandra Fridolin und den Johanniter zu Gegenständen ihrer Dichtung zu wählen. Bilder und Ideen suchten sie für den Fortschritt der Cultur; beides fanden sie im Mittelalter wie in Griechenland, nur daß die Kenntniß des erstern ihnen ferner lag, und sie daher den Alten unbefangener huldigen durften.

Die historischen Vorlesungen hatte Schiller längst aufgegeben; er las über die Tragödie, um sich allmälig wieder zur Dichtung vorzubereiten. „Es kleidet sich wieder um mich herum (16. Mai 1790) in dichterische Gestalten. Das akademische Karrenführen soll mir doch nie etwas anhaben. Freilich, zu einem musterhaften Professor werde ich mich nie qualificiren, aber dazu hat mich die Vorsehung auch nicht bestimmt." Zwar schreibt er noch 26. Nov. 1790: „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich

will, der erste Geschichtschreiber Deutschlands werden kann;" auch trägt er sich mit einem deutschen Plutarch: „Es vereinigt sich fast alles in diesem Werk, was das Glück eines Buchs machen kann, und was meinen individuellen Kräften entspricht: kleine, mir nicht schwer zu übersehende Ganze, und Abwechselung, kunstmäßige Darstellung, philosophische und moralische Behandlung." Aber von diesen Plänen kam nur die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs zur Ausführung, die ihn, wie wir wissen, schon in Dresden 1786 beschäftigt hatte.

8. Juni 1790. „Der dreißigjährige Krieg, den ich in Goeschens Kalender mache und der in den ersten Wochen des August fertig sein muß, nimmt mir jetzt alle Stunden ein, und ich kann kaum zu Athem kommen." — 12. Sept. „Endlich bin ich mit der beschwerlichen Arbeit zu Ende, aber nicht weiter gekommen als bis zur breitenfelder Schlacht. Beschlossen wird er im künftigen Jahr. Du kannst dir denken, wie herzlich froh ich bin. Diese Messe wird ziemlich reich von mir beschickt, ohne grade viel Gescheutes. Es erscheinen zwei Hefte Thalia, ein Band Memoires, worin der erste Kreuzzug, und dann der Kalender." — 18. Oct. „Sehr angenehm war mir's zu hören, daß meine Geschichte des dreißigjährigen Krieges nicht unter deiner Erwartung geblieben ist. Es galt bei dieser Arbeit mehr, meinen guten Namen nicht zu verscherzen als ihn zu vermehren, und bei der Kürze der Zeit, bei der Ungelehrigkeit des Stoffs war diese Aufgabe wirklich schwer. Wäre dein Urtheil im Ganzen das Urtheil des Publicums, so hätte ich nichts weiter zu wünschen. Du erinnerst dich, daß ich öfters eine Probe mit mir anstellen wollte, was ich in einer gegebenen kurzen Zeit zu leisten vermöge, da ich sonst immer so langsam arbeite. Eine solche Probe ist der dreißigjährige Krieg, und ich wundere mich nun selbst darüber, wie leidlich sie ausgefallen ist. Die Eilfertigkeit selbst war vielleicht vortheilhaft für den historischen Stil, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde als in der niederländischen Geschichte. Der Himmel gebe nur, daß Goeschen (der Verleger) Ursache habe zufrieden zu sein, da er gegen 6000 Exemplare absetzen muß, um die Unkosten bezahlt zu haben" *). — 10. April

*) An Goeschen, 27. Oct.: „Sie haben mich nicht bezahlt, sondern belohnt, und die Wünsche, auch des ungenügsamsten Autors, übertroffen." — An seinen Vater, 29. Dec.: „Von meinem Kalender sind jetzt über 7000 Stück verkauft."

1791 (nach der schweren Krankheit): „Es ist nicht gut, daß ich diesen Sommer nicht von Arbeit frei bin; aber da es von mir abhängt, den dreißigjährigen Krieg mit dieser zweiten Lieferung zu endigen oder noch etwas für eine dritte aufzuheben, da es auch grade nicht darauf ankommt, wie viel oder wie wenig Bogen er enthalte, so hoffe ich doch, diese Arbeit mit der Sorge für meine Gesundheit noch leidlich vereinigen zu können." — An seinen Vater, 26. Oct. „Im Jahr 1790 hat Wieland den historischen Kalender herausgegeben, in diesem 1791 und im nächsten 1792 hab' ich ihn übernommen. So unbedeutend ein Kalender zu sein scheint, so ist es doch dasjenige Buch, das die Buchhändler am weitesten verbreiten können; daher können sie auch den Autoren verhältnißmäßig weit mehr dafür anbieten. Mir ist dieser Aufsatz vom dreißigjährigen Krieg mit achtzig Louisd'or bezahlt worden, und ich hab' ihn neben meinen Vorlesungen innerhalb vier Monaten ausgearbeitet." An Körner, 25. Mai 1792: „Der 30. K. ist seit einigen Tagen wieder angefangen, und es scheint, daß sich diese Arbeit leicht fördern wird, ohne mir zu viel Anspannung zu kosten. Ich bestimme höchstens vier Stunden zum Schreiben und etwa zwei zum Nachlesen. Auf diesem Wege bringe ich beinahe, ohne daß ich es gewahr werde, jeden Tag einen Viertelbogen zu Stande und kann zu Ende August fertig sein." — 6. Nov. „Goeschen findet noch immer seine Rechnung bei dem Kalender und besteht auf der Fortsetzung. Da ich mich ganz davon lossagen muß, so will er dich bitten, einen historischen Stoff von 18—20 Bogen zu arbeiten, wozu Cromwell in Vorschlag gebracht ist. Du hast volle acht Monate Zeit, brauchst im Grunde außer dem Hume und Sprengel wenig Lectüre, da es hier blos um ein gut in die Augen fallendes Ganze zu thun ist. Es ist sehr interessant, grade in der jetzigen Zeit ein gesundes Glaubensbekenntniß über Revolutionen abzulegen, und da es schlechterdings zum Vortheil der Revolutionsfeinde ausfallen muß, so können die Wahrheiten, die den Regierungen nothwendig darin gesagt werden müssen, keinen gehässigen Eindruck machen".*)

*) Es wird von Interesse sein, hier sämmtliche Aeußerungen Schiller's über die französische Revolution zusammenzustellen. Zunächst fällt die Seltenheit derselben auf. — Zuerst (30. Oct. 1789) interessiren ihn einige Anekdoten, die Fr. Schulz aus Paris mitbringt. Dann tiefes Schweigen, bis 15. April. 1790: „Die politische Welt interessirt mich jetzt. (Er ist verheirathet.) Ich zittre vor

Was nun den dreißigjährigen Krieg betrifft, so bleibt das Urtheil Johann Müller's,*) der freilich stets zum Lob geneigt war, in der Lit. Z. von 1793 immer bemerkenswerth. Schiller habe die verwickelten Scenen dieses Kriegs, „zu deren Beurtheilung so viele Kenntniß des vaterländischen Staatsrechts gehört, mit solcher meisterhaften Klarheit und in so lichtvoller Ordnung dargestellt,

---

dem Kriege; denn wir werden ihn an allen Enden Deutschlands fühlen." — 21. Decbr. 1792: „Kaum kann ich der Versuchung widerstehn, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Ich glaube, daß die Franzosen grade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer. Ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unsrer Verbesserung geschehn. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein." — Es wird indeß nichts daraus. — Körner, der sich sehr über das unvermuthete politische Interesse seines Freundes wundert, schreibt 24. Oct. 1789: „Ich kann die Kannegießerei nicht leiden, wenn man keine andern Data hat als die öffentlichen Nachrichten, und eine Streitfrage dieser Art durch Gemeinplätze entscheiden will." — 17. Aug. 1792: „Die neuerlichen Revolutionsspiele kommen mir immer kindischer und erbärmlicher vor. Niedrige Künste auf der einen, Strohfeuer auf der andern Seite — ein ekelhaftes Schauspiel. Nie hat sich wol die Armuth unseres Zeitalters an großen Männern deutlicher gezeigt." In den Briefen über ästhetische Erziehung setzt Schiller auseinander, daß die Menschheit erst künstlerisch gebildet werden müsse, ehe sie an politische Freiheit denken könne: „ich muß gestehn, schreibt er an Goethe 20. Oct. 1794, daß meine wahre ernstliche Meinung in diesen Briefen spricht. Ich habe über den politischen Jammer noch nie eine Feder angesetzt, und was ich in diesen Briefen davon sage, geschah blos, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen." — 5. April 1795: „Hier spricht man sehr decidirt, daß zwischen Preußen, Hannover, Kassel und den Franzosen der Friede geschlossen sei. Möchte die Nachricht wahr sein, so wäre bald eine Nachfolge vom ganzen Deutschland zu hoffen." — Der Friede von Basel! — Den 1. März 1798 erhielt er als Sieur Gille, publiciste allemand, das französische Bürgerdiplom, noch von Roland ausgefertigt, das seit fünf Jahren in Deutschland umhergeirrt.

*) Im Kreise Schiller's fand Müller keinen großen Beifall. Noch 15. Jan. 1804 schreibt Körner: „Ich habe mehrmals angefangen, seine Schweizergeschichte zu lesen, aber sie immer wieder aus den Händen gelegt, nicht blos des stachlichten Vortrags wegen, sondern auch wegen der innern Trockenheit. Eine Menge Namen treten auf und verschwinden, ohne daß sie durch irgend etwas Charakteristisches eine bestimmte Gestalt bekommen."

auch das unvermeidlich Trockene durch Reflexionen und Schilderungen so kunstvoll und doch so natürlich durchflochten, daß Damen von einigem patriotischen Gefühl, und die nur immer würdig sind, Freundinnen, Weiber und Mütter deutscher Männer zu sein, gewiß das ganze Buch mit gleicher Unterhaltung wie unser Geschlecht lesen werden. So soll es auch sein: der echte Geschmack gefällt allen Geschlechtern und Altern; seine unveränderlichen Grundsätze behaupten überall und immer ihre auf die Natur gegründeten Rechte; und Hr. Schiller hätte ohne einige Unbescheidenheit, ohne den geringsten Mißstand, sein herrliches Werk ebensowohl einem Kalender für die Nation, als einem Damenkalender einverleiben können."

Die Ausführung des Werks war sehr ungleich, weil Schiller während derselben häufig durch Krankheit unterbrochen wurde. Im Ganzen ist die Arbeit viel leichter als bei der niederländischen Geschichte, aber sie macht auch viel geringere Ansprüche und giebt sich als das zu erkennen, was sie ist. Zuerst hatte Schiller auch hier die Idee, das Ganze in Biographien zu zerbröckeln, wie denn auch Maximilian von Baiern, Amalie von Hessen und Richelieu wirklich ausgeführt wurden. Der Haß gegen das Priesterthum, welches sich müht die Cultur zurückzuschrauben, ist ebenso lebhaft wie in dem vorigen Werk, und wenn Schiller für den dogmatischen Inhalt der Reformation nicht das mindeste Interesse zeigt, so faßt er ihre politische Bedeutung richtig auf, und vertheidigt die Kirchentrennung, insofern sie gegen die politische Unterdrückung einen Damm aufrichtete. Vielleicht war es gut, daß seine Detailstudien nicht so weit gingen, ihm einen Einblick in die Misere der kleinen protestantischen Höfe zu geben, freilich fehlt es auch deshalb durchweg an concreter Anschauung; von der entsetzlichen Zerrüttung jener Zeit erhält man keinen Begriff, denn durch allgemeine Declamationen kann die Fülle anschaulicher Thatsachen nicht ersetzt werden. Inzwischen hat er diesmal, wie er mit einigem Selbstgefühl bemerkt, die Thatsachen mit größerem Bedacht gruppirt und sich dadurch manche Reflexion erspart, was ihm auch Körner mit Vergnügen bestätigt. Einzelne Umstände sind wieder mit großem Blick richtig getroffen, z. B. der Wendepunkt in der Geschichte Gustav Adolph's, der sich zuletzt offenbar in sehr bedenkliche und für Deutschland gefährliche Pläne einließ. Es macht Schiller um so mehr Ehre, diesen Umstand scharf hervorgehoben zu haben, da

sonst sein Gefühl sich sehr warm für diese einzig menschlich schöne Erscheinung des entsetzlichen Krieges ausspricht. Auch hatte er damals den Plan, Gustav Adolph in einem epischen Gedicht zu verherrlichen.

Das eigentliche Interesse des Werks beginnt und endet mit Wallenstein. Man sieht, daß er es schon als ein Vorstudium für das spätere Drama betrachtete. In diesem letztern ist freilich seine Bildung merklich vorgeschritten: das Lager und die Piccolomini geben ein viel richtigeres Bild jener wilden Zeit als die prosaische Erzählung, und Wallenstein's Charakter ist nicht blos psychologisch tiefer, sondern auch historisch richtiger aufgefaßt, wie die spätern urkundlichen Forschungen bestätigt haben.

Diese Beziehung zum Drama möchte für Schiller's Entwicklungsgang das Wichtigste sein, viel bedeutender aber hat das Werk auf die allgemeine Cultur eingewirkt: es war das einzige historische Buch jener Zeit, welches viel gelesen wurde, und seine sittliche Anschauung hat sich unauslöschlich dem Volk eingeprägt. Seitdem ist nur noch eine protestantische Anschauung der deutschen Geschichte möglich, was vor ihm noch gar nicht so ausgemacht war, denn Schmidt, der einzige, der eine lesbare deutsche Geschichte geschrieben, war Katholik und für Oestreich, obgleich gemäßigt. Daß die spätern Versuche von Schlegel, Gfrörer, Hurter u. a., den Gesichtspunkt zu verdrehen und die Kirchentrennung als das Elend Deutschlands darzustellen, ganz erfolglos geblieben sind, verdanken wir doch hauptsächlich dem mächtigen Eindruck, den Schiller's Rhetorik auf die Menge machte.

In demselben Sinn muß die Geschichte der Unruhen in Frankreich bis zum Tode Karl 9. aufgefaßt werden, mit der Schiller den dritten Band seiner historischen Memoires eröffnete und die später von Paulus fortgesetzt wurde. Hier neigt sich nicht sowohl das politische als vielmehr das humane Interesse fast ganz auf Seite der Protestanten und in dem Admiral Coligny kann Schiller viel unbefangener seinen Helden feiern als in Gustav Adolph. Die ganze Erzählung ist vortrefflich und einzelne psychologische Erörterungen, namentlich die über Karl 9., wieder von großer Feinheit; für die Erbärmlichkeit des Intriguenspiels, das mit einer so blutigen Katastrophe endigte, fehlte ihm die Kenntniß des Details: daß er sonst Ironie genug besitzt, uns auch bei tragischen Dingen hinter die Coulissen blicken zu lassen, zeigen manche Fi-

guren im Wallenstein. In solchen Gegenständen, wie in der Geschichte der Fronde, hätten Huber und Körner vielleicht mehr geleistet.

Damit ist Schiller's historische Laufbahn, wenn man von einigen Aufsätzen absieht, die nur als Lückenbüßer für die Horen bestimmt waren, geschlossen. Ueberall tritt er im Sinn des Marquis Posa als Verfechter des Freiheitprincips auf, so weit dasselbe mit der Bildung und Humanität vereinbar ist, für die sansculottische Freiheit hatte er keinen Sinn. In den ästhetischen Briefen 1795 kündigte er sein Princip bestimmter an: ehe der Einzelne von der Zucht und Sitte des Gesetzes frei gegeben werden darf, muß er durch ästhetische Bildung moralisch befreit werden, damit der große Moment nicht wieder ein kleines Geschlecht finde; und diese Bildung kann nur von der Kunst ausgehn.

Mit Schiller gleichzeitig wurden auch die Freunde — Huber und Körner — zu historischen Studien angeregt. Forster ermunterte den ersteren, sich in Uebersetzungen von Reisebeschreibungen zu versuchen; darauf folgte Lediard's Tagebuch in Afrika und Duclos' Jahrhundert Ludwig's 15. So schwer es war, ihn zu einem Unternehmen irgend einer Art zu bringen, so eifrig trieb er das Geschäft, sobald er es einmal unternommen. Duclos veranlaßte ihn zu einer unglaublichen Menge von Lectüren, er studirte sich mit Forster in den Geist der französischen Geschichte, besonders der letzten Jahrhunderte ein. Von den Zeiten der Liga an durchgrübelten sie dieses bunte Gewirr mit stetem Rückblick auf die Gegenwart; so spannen sich die Fäden ihrer Ideen in den vergangenen Jahrhunderten an, und jeder neue Augenblick war gleichsam nur die erfüllte Prophezeihung des längst verflossenen. Mit Körner gemeinschaftlich wollte er eine Geschichte der Fronde schreiben, und die Charakteristik des Cardinal Retz erschien auch wirklich in Schiller's historischem Kalender auf das Jahr 1792 (derselbe enthielt von Huber: Kurfürst Maximilian von Bayern). Schiller's Beispiel hatte ihn zum Drama getrieben, es leitete ihn auch auf dem neuen Gebiet. Indem er Vorstudien zur Geschichte der Fronde machte, las er die niederländische Verschwörung sehr eifrig, um sich das Verhältniß seines eignen künstlerischen Standpunkts zu dem Schiller's klar zu machen. In derselben Zeit (Dec. 1788) las er Friedrich's Histoire de mon temps: „Sie hat mir schmerzliche Empfindungen gemacht, weil sie einen

großen Mann so unendlich verkleinert. Die Antithesen, die Witzeleien sind so unwürdig, die Schildereien der Höfe so klein, ja in dem Geschmack etwa von Briefen einer witzigen Hofdame; so gar nichts von der Simplicität, von dem genügenden Selbstgefühl eines großen Mannes. Man möchte den Schluß ziehn, daß seine Handlungen nur groß waren, aber nicht groß gedacht." „Dieser Blick in die Seelenoperationen, deren Folgen jene Handlungen waren, erkältet mein Ideal, und so geht es uns am Ende ziemlich mit allen Helden; bei dem Idealisiren ekelt es uns doch vor einer Art historischer Grandisonade; wir lernen begreifen, warum gute historische Köpfe Begebenheiten und nicht Helden geschildert, warum sie nur die Resultate menschlicher Anstrengung auf der einen und des Zufalls auf der andern Seite, wie sie waren, genommen und aufgezeichnet haben, ohne sich zu bekümmern, wie viel dem einen und wie viel dem andern angehört." Aber auf diese Unbefangenheit „müßten wir Verzicht thun, die wir in das Land der Geschichte reisen aber nicht da uns niederlassen wollen: dem Historiker von Profession ist die Geschichte eheliche Liebe; wir sind Libertins, die nach minois de caprice jagen." „Die Idealisirung ist jetzt noch dein Steckenpferd, blos weil du noch keine ausgeführt hast; du würdest es bald satt werden, wenn du es ernsthaft rittest. Alsdann sucht man eine andre durchgreifende Idee, und diese ist eben das Fatum (Schiller), Zufall, Vorsehung, oder wie man es nennen will. Aber diese Ressource wird noch eher ekelhaft. Es kann nur für sehr kurze Zeit kitzeln, den Glauben an menschliche Selbständigkeit in sich und andern zu zerstören; die Ausdrücke der Verwunderung über die bunten Combinationen des Zufalls gehn einem bald aus, und am Ende findet man sich in einer Welt voll Getümmel und Bewegung ganz leer und einsam." „In der Fronde können wir nun alle diese Klippen vermeiden, wenn wir sie für das nehmen, was sie ist: eine Geschichte menschlicher-Kräfte, ohne Rücksicht auf den Zweck, den diese Kräfte zu erreichen suchten, noch auf den Ausgang, den sie der Zufall nehmen ließ... Retz wenigstens scheint den Zweck seiner Anstrengung für die Nebensache zu halten, die Thätigkeit freut ihn um ihrer selbst willen; der Gegenstand ist nur der Name des Spiels. Selbst wenn das Spiel augenblicklich verloren ist, vergnügen ihn geschickte Züge... Nirgend in der Geschichte ist das Spiel der Kräfte so klar und lauter, eben weil der Zweck dabei null ist."

— Man sieht daraus, daß die Geschichtschreibung sich dilettantisch nicht abmachen läßt: eine Verwirklichung dieser abstracten Kunstleitung ohne alle Ironie (denn die wollte Huber ausschließen) wäre ein höchst wunderliches Product geworden.

Diese Beschäftigung mit der Geschichte flößte den Freunden ein regeres Interesse für die Politik ein, obgleich sie erst 1790 anfingen, die Zeitungen regelmäßig zu lesen. Mainz füllte sich mit Emigranten, und Huber als halber Franzose gewann das Vertrauen bedeutender Männer und dadurch eine große Vielseitigkeit und Unbefangenheit des politischen Gesichtspunkts. — 1790 führte er, nach Abberufung seines Chefs, die Geschäfte selbständig, und wie es scheint, zur Zufriedenheit seines Hofs. Uebrigens zeigen die Briefe an Körner, daß er der Revolution zuerst nicht als Politiker, sondern als Artist gegenüberstand; die Erinnerung an die Schillerabende wirkte immer noch mächtiger auf ihn als der diplomatische Verkehr. Erst allmälig schält sich der politische Gedanke los. — 23. Juli 1789. „Den gestrigen Tag habe ich bei der Entwickelung eines interessanten Trauerspiels zugebracht ... Deine Bemerkungen über den Geist und Einfluß der Cultur bei der Fronde treffen hier noch weit mehr ein, wo zugleich der Zweck ungleich schöner und simpler ist ... Ueberhaupt ist jetzt mein Respect für das achtzehnte Jahrhundert sehr gestiegen, und die Zusammenhaltung der Fronde mit dieser Begebenheit, wenn wir sie im Ganzen haben werden, kann, dünkt mich, das Begeisterndste bei unserer, so Gott will, künftigen Arbeit sein." — 6. Nov. „Es bestätigt sich mir, daß vielleicht alle großen Begebenheiten, die wir in der Geschichte anstaunen, für den Augenzeugen durch Incohärenz und Lücken ebenso verloren. Nur die Disette an großen Menschen scheint mir hier am meisten vorzuleuchten. Insgeheim mag kleinliche Intrigue viel lenken, wovon wir nichts wissen. Aber daß in einem solchen Bouleversement kein einziger Geist aufgestanden ist, der sich durch Consequenz und Größe zum Herrn der Begebenheit gemacht hätte, daß alle diese Menschen, die hinein verwickelt waren und sind, nur einer precären, partiellen, scheinbaren Influenz gewachsen sind, das ist das Traurige, Ekelhafte der Sache. Freilich muß man wohl auch annehmen, daß wir noch immer am ersten Act sind ... die Phantasie hat Raum, sich die ungeheuerste, allgemeinste Revolution zu bilden; aber in einer Revolution, die durch allgemeine Aufklärung, durch unsere

Papieraufklärung entsteht, sehe ich sehr wohl ein, daß keine einzelnen Köpfe hervorleuchten werden. Diese Aufklärung verjagt den Despotismus, aber sie macht die Freigewordnen auch untüchtig, Republikaner zu sein." — 3. Mai. 1790. „Ich fürchte, du bist ungerecht über die französische Revolution. Es liegt gewiß an dem Geist unsers Zeitalters, daß die Details dieser Begebenheit so wenig innern Gehalt haben, es liegt vielleicht in jeder Begebenheit, so lange sie noch geschieht, für den Augenzeugen zu verlieren. Aber in der Geschichte des letzten Jahres ist doch eine wichtige entscheidende Krisis des menschlichen Geistes, durch Cultur und Literatur zunächst hervorgebracht, nicht zu verkennen." 2. Juli 1791. „Möge so viel Spielwerk, so viel französischer Flitterstaat bei allem dem sein, als du willst, die That selbst hat doch eine eclatante Widerlegung des Unglaubens gegeben, und noch sehr, sehr viel bleibt übrig, das unserer Ideale vom Alterthum würdig ist. Die Nationalversammlung hat mit einer gottähnlichen Consequenz und Ruhe gearbeitet, die zuerst aufgenommenen Grundsätze waren die einfachsten und sichersten, das Steigen ihrer Kraft mit der steigenden Gewißheit vom unüberwindlichsten Einverständniß der ganzen Nation ist so unmerklich als schön, und die Revolution scheint nun so fest gegründet als jemals eine in der Geschichte. Weißt du nicht alles, so bitte ich dich, enthalte dich noch des Urtheils, und thu' meinem Gefühl nicht weh, das hier durch Widerstand zum Enthusiasmus gereizt ist." — 5. Dec. 1791. „Leidenschaft, wie sie auch heißen möge, verrückt den Gang des Denkens, doch ist die demokratische Leidenschaft edler, gerechter, nothwendiger als die aristokratische. Payne ist so wenig mein Evangelium wie Burke, ich halte mich an Makintosh. Das Buch hat mich weinen gemacht vor Freude. Seine Hauptidee, der unvermeidliche Untergang der gothischen Regierungsformen, besteht durchaus gegen die beste von Burke, daß nicht Abstraction, sondern Gefühl das bürgerliche Wohlsein des Menschen bestimmen muß . . . Um die französische Revolution in der Weltgeschichte als eine ihrer größten Epochen stehn zu sehn, braucht man wahrlich den Ausgang nicht zu wissen, da ohnehin die Grenze für uns unmöglich zu bestimmen sein wird." — 19. Dec. „Ich habe in unserm Stande den starren, leidenschaftlichen Demokratismus fast immer in einer gewissen Proportion und Analogie stehn sehn mit innerer Anlage

zum Despotismus … Aber glaube mir, es ist mehr zu jauchzen dabei, als du mir zuzugeben scheinst, daß durch den Lauf der Zeiten eine Periode entstanden ist, wo eine leidenschaftliche Stimmung, wie zu den Zeiten der Kreuzzüge, die europäischen Völker zu einem Ganzen zu verbinden anfängt, und die monotonous villaining der Cabinetspolitiker unterbricht.“

Viertes Capitel.

Lebensbeziehungen.

1790—1794.

Die Revolution machte einen Riß in den alten Freundesbund. Als Dora's Verlobter war Huber 1788 nach Mainz gegangen. Im Anfang unterhielt er eine lebhafte Correspondenz, allmälig aber wurden die Briefe seltener und kühler. Aug. 1792 richtete Körner eine ernste Anfrage an ihn, worauf sich ergab, daß die Leidenschaft zu einer verheiratheten Frau, Therese Forster, die Ursache dieses Schweigens sei. Die Sache wurde noch schlimmer. Da sich Forster in das Clubwesen einließ, veranlaßte er selbst seine Frau, sich von ihm zu trennen, und Huber übernahm für sie zu sorgen; er gab seine Stelle auf und folgte ihr nach der Schweiz, wo er von schriftstellerischen Arbeiten lebte. Körner, dessen Rechtsgefühl tief verletzt war, brach mit ihm vollständig, Schiller sah ihn noch einmal in Jena, aber ohne ihm wieder nahe zu treten. Nach Forster's Tod heirathete er Therese und starb kurze Zeit vor Schiller.

Nachdem Schiller in seiner Heirath den Mittelpunkt seines sittlichen Lebens gefunden, wurde er von schwerer Trübsal heimgesucht. Er verfiel in eine tödtliche Krankheit, 1791, von deren Folgen er sich nie ganz erholte, und die ihn frühzeitig ins Grab brachte. Diese Krankheit gab ihm aber Gelegenheit, ein schönes Zeichen von der Anerkennung zu empfangen, die er bereits im deutschen Volk genoß. Auf die falsche Nachricht seines Todes hatte Baggesen eine feierliche Todtenfeier veranstaltet; als sich nun die freudige Nachricht seiner Genesung verbreitete und man zugleich erfuhr, daß nur die zu seinem Lebensunterhalt nothwendigen Arbeiten ihn an der völligen Herstellung hinderten, sorgten zwei edle Männer, der Herzog von Augustenburg und der Graf Schim-

melmann, durch Baggesen angeregt, dafür, ihn dieser Nothwendigkeit zu überheben. Die Art und Weise, wie das Geschenk geboten und angenommen wurde, ist einer der erfreulichsten Züge aus Schiller's Leben.

Während seine äußern Verhältnisse sich immer günstiger gestalteten, war er eifrig darauf bedacht, sich auch geistig immer mehr zu läutern, und in seinem Leben wie in seiner Dichtung jenes Ideal herzustellen, das ihm früher nur im Traum vorgeschwebt hatte. Nur für Augenblicke drückte die Krankheit seinen Geist zu Boden; mit hoffnungsreicher Elasticität erhob er sich immer wieder von Neuem, und der Glaube an seinen Beruf, der Glaube an die Ideale des menschlichen Lebens wurde immer fester in ihm. Im Kreise einer schönen und wahrhaft sittlichen Häuslichkeit, durch Körner's Freundschaft, der sich jetzt in sehr anregender Weise auch Wilhelm v. Humboldt anschloß, gekräftigt und erhoben, arbeitete er rüstig fort an seinem Tagewerk, das der Nation zugutkam, indem es ihn selber adelte.

Lange Zeit hatte er die Seinigen nicht wieder gesehn, für die er übrigens stets pflichtgetreu Sorge getragen hatte; im Jahr 1793 entschloß er sich zu einer Reise nach Schwaben mit seiner Frau und Schwägerin, wo er mehrere Monate in innigem Verkehr mit seiner Familie zubrachte. Diese Reise war für seine Bildungsgeschichte auch insofern von Wichtigkeit, als sie ihm die Bekanntschaft Cotta's verschaffte, mit dem er das lange projectirte Unternehmen einer Zeitschrift, die alle aufstrebenden Kräfte der Nation vereinigen sollte, verabredete. Diese Zeitschrift, die Horen, gab die Gelegenheit zu dem endlichen Bündniß mit Goethe.

Fünftes Capitel.

Goethe und Kant.

Um die Leistungen großer Dichter richtig zu würdigen, muß man sich ihr Verhältniß zur allgemeinen Bildung des Zeitalters versinnlichen; man muß wissen, was sie von ihren Zeitgenossen empfingen, was sie ihnen gaben und was sie ihnen waren. Bei den Griechen und Römern, bei den Spaniern und Franzosen, selbst bei den Italienern und Engländern läßt sich dies Verhältniß ziemlich deutlich ermessen; Publicum und Nation fiel in gewissem Sinn zusammen, das ganze Culturleben hatte sich in einen Mittelpunkt gedrängt und die Dichter hatten keine andere Aufgabe, als für dasselbe den ebenbürtigen Ausdruck zu finden. In Deutschland wird es dem Geschichtschreiber nicht so leicht. Zwar ist es auch dem Genius unmöglich, sich dem Boden zu entziehen, auf dem er aufgewachsen ist, und ein tieferes Studium zeigt, daß unser classisches Zeitalter trotz seiner hellenistischen und romantischen Tendenzen im letzten Grunde nur den deutschen Geist darstellt; aber von diesem Zusammenhang eine sinnliche Anschauung zu geben, ist schwer, weil das deutsche Leben so sehr auseinanderfiel. Andererseits ist es nicht genau, wenn man die freie Mannigfaltigkeit unserer Dichtung aus ihrer Decentralisation herleitet. Im Gegentheil bestand in ihrer Blütezeit, die freilich nur kurz dauerte, ein enger Zusammenhang zwischen allem, was geschrieben wurde, der in anderem Sinn, als Klopstock es gewollt, die Idee seiner Gelehrtenrepublik verwirklichte. Nach Klopstock's Idee sollte Kaiser Joseph in Wien eine Akademie errichten, und vermöge derselben der deutschen Literatur ein sittlich-patriotisches Gepräge aufdrücken. Diese Akademie kam nicht zu Stande, und der Periode Klopstock's und Lessing's wollte es überhaupt nicht gelingen, die widerstrebenden

und auseinanderfahrenden Kräfte zu sammeln und zu einigen. Was aber Fürstengunst nicht zu Wege brachte, gelang ungewollt einer mächtigen Persönlichkeit. Sobald Goethe auftritt, sehen wir einen nach dem andern jener excentrischen Kometen sich dieser Sonne anschließen, sie bald in näheren bald in ferneren Bahnen umkreisen, bis endlich auch der letzte und größte, bis Schiller sich ihr fügt; und nun wird Dichtkunst, Philosophie, Alterthum, Naturwissenschaft und Geschichte, ja die Religion in Zucht genommen; obgleich mit heimlichem Widerstreben richtet sich alles, was geschrieben wird, nach Weimar und Jena, und wenn man früher von Goethe sagte, er mache in Weimar Sonnenschein und schlecht Wetter, so konnte man jetzt dasselbe von Weimar und Jena in Bezug auf Deutschland sagen. Selbst das tolle Wagstück der Xenien diente dazu, diese Beziehungen zu verstärken, denn nun war auch der Pöbel der Literatur in diesen Zauberkreis gebannt, und wenn er auch nichts Anderes that, als auf die Despoten an der Ilm und an der Saale zu lästern, so war das eben nur eine indirecte Anerkennung ihres Despotismus. Die herrschende Literatur fand im lesenden und schreibenden Publicum gemäßigte und excentrische Anhänger, gemäßigte und fanatische Widersacher, aber sie fand keinen Gleichgiltigen mehr: wer sich nicht für oder wider das antike Schicksal, für oder wider den Hexameter, für oder wider den transcendentalen Idealismus aussprechen konnte, durfte in gebildeten Kreisen nicht mehr mitreden. Wenn Frau v. Staël die Deutschen als ein Volk definirte, das sich mit dem antiken Schicksal, dem Hexameter, dem transcendentalen Idealismus und ähnlichen Dingen zu thun mache, so war das für die gebildeten Kreise, die sie allein kannte, nicht unrichtig: freilich waren diese Kreise nicht das ganze Volk, und als nach Schiller's Tod der große Krieg losbrach, der mit Gewalt die absolute Kunst und den transcendentalen Idealismus hinter die politischen Fragen zurückdrängte, war es mit der Centralisation der deutschen Literatur vorbei. Es begann eine babylonische Sprachverwirrung und nur noch die Sehnsucht nach dem alten Paradies lebte fort, jene Sehnsucht, die sich an die Knie des alternden Dichters anklammerte, und noch heute geschäftig ist, immer neue Bausteine und Zierrathen zu seiner Ehrenhalle herbeizuschaffen.

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre!“ sagt Goethe im Tasso. Aehnlich

sprach sich Schiller in den spätern Jahren aus, als er Goethe, die Humboldt's, Körner, und seine Frau für sein einziges Publicum erklärte. Sophokles, Shakespeare, Calderon u. s. w. haben nicht so gedacht, weil sie unmittelbar zur Nation sprachen, weil bei ihnen die sociale Aristokratie mit der geistigen zusammenfiel. Das ist eben der charakteristische Gegensatz unseres classischen Zeitalters gegen alle verwandte Perioden. Unsere Dichter brauchten ein Medium, durch welches sie das Volk verstanden und dem Volk verständlich wurden, ein ideales Publicum, welches ihnen das fehlende wirkliche ersetzte. Der Freundschaftsbund zwischen Goethe und Schiller ist schon an sich, rein menschlich betrachtet, einer der rührendsten und erhabensten Züge in unserer Culturgeschichte; aber er hat noch eine tiefere Bedeutung. Es werden durch ihn zwei Richtungen zusammengeführt und gewissermaßen verschmolzen, die sonst in einem ganz äußerlichen Verhältniß zu einander geblieben wären.

Goethe, Herder und wer sich ihnen anschloß, suchten das Göttliche in der Natur, und das höchste Ziel ihrer Dichtung und Philosophie war, die Genußfähigkeit des Menschen allseitig zu erhöhen, überall die Spuren Gottes nachzuweisen und die tausend Quellen neben dem Dürstenden in der Wüste zu öffnen. Durch diesen Pantheismus wurde der Schatz unserer Ideen und Empfindungen unendlich gesteigert, dagegen war der Gewinn für unsere sittliche Kraft sehr fraglich.

Im harten Gegensatz ging Kant von dem Princip der Freiheit aus. Ihm war Gott der Gesetzgeber, sein Organ das Gewissen, sein Schauplatz die sittliche Welt. Fast gleichzeitig mit den ersten Stücken von Schiller fing seine Schule an um sich zu greifen und das Princip des moralischen Rigorismus trat jener poetischen Genußfähigkeit entgegen.

Schiller arbeitete sich durch Carl Moor und Posa endlich bis zum kategorischen Imperativ durch, und bei seiner großen Darstellungsgabe wäre er bald der populärste Vertreter dieses Systems geworden. Zugleich aber entdeckte er in demselben die Seite, die es der Dichtkunst näher führte, er ergänzte die so gewonnene Erkenntniß durch das liebevolle Eingehen in Goethe's geniale Natur, und indem er sich mit den Anschauungen seines neuen Freundes bereicherte, entfernte er ihn von dem einseitigen Pantheismus Herder's und riß ihn in die philosophische Bewegung

hinein, die nun dadurch zum Mittelpunkt der deutschen Literatur wurde.

Die Geschichte der Beziehungen zwischen Goethe und Schiller ist in diesem Sinne der Kern der modernen Literaturgeschichte. Sie ist auch für die beiden Dichter eine Krisis ihres Lebens. Die heimliche Hoffnung, sich Goethe in Weimar zu nähern, war vielleicht ein nicht unwichtiger Grund, Schiller zu dieser Reise zu bestimmen. Im Anfang war wenig Hoffnung vorhanden. „Goethe's Geist, schreibt er 12. August 1787 an Körner, hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gut und gesund sein, aber man kann auch viel übertreiben. Es ist so viel Verlebtes, so viel Kaltes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe reizen könnte, nach der entgegengesetzten Seite ein Thor zu sein." — Körner antwortete: „So lange noch im politischen oder schriftstellerischen Wirkungskreis für Goethe etwas zu thun übrigbleibt, das seines Geistes nämlich ist, ist es unverantwortlich, seine Zeit im Naturgenuß zu verschwelgen und mit Kräutern und Steinen zu vertändeln."

12. August schreibt Schiller: „Goethe wird von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann wie Julius Cäser vieles zugleich sein. Nach Herder's Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch eines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist."

17. Mai 1788. „Goethe's fünften Theil habe ich vor einer Stunde unter andern Recensendis aus Jena erhalten. Ich freue

mich auf die Recension des Egmont." Gerade als er diese — bei aller Anerkennung ziemlich scharfe Kritik ausarbeitete, erwarteten die Freundinnen in Rudolstadt die persönliche Ankunft des geliebten und gefeierten Dichters." — „Endlich, schreibt Schiller 12. Sept. an Körner, kann ich dir von Goethe erzählen. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit Herder und Frau v. Stein besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blick. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande . . . Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." — 20. Oct. — „Meine Recension von Egmont hat viel Lärm in Weimar und Jena gemacht. Goethe hat mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit davon gesprochen."

An Lottchen, 14. Nov. — „Goethe, heißt es, wird bei uns

bleiben, ob er schon so gut als ganz ausgetreten ist und alle Geschäfte abgegeben hat. Alles spricht hier mit ungemeiner Achtung von ihm und will ihn zu seinem Vortheil verändert gefunden haben. Er soll weniger Härten haben als ehemals." — 11. Dec. — „Goethe ist so selten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern blos beobachten, sondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog ist die Abende fast immer da, und den Vormittag belagern ihn Geschäfte." — 28. Dec. — „Goethe habe ich einmal besucht. Er zeigt viel Theilnahme an dem, was er glaubt, das zu meinem Glück beitragen wird."

Es schien sich nun ein Berührungspunkt zu bieten, als Moritz, der Kritiker von Kabale und Liebe, der sich aber mit Schiller in Leipzig freundlicher gestellt, aus Italien zurückkam. Dort hatte er, im engsten Verkehr mit Goethe, die gemeinschaftlichen ästhetischen Ueberzeugungen zu Papier gebracht; in Weimar wohnte er in Goethe's Haus. „Diese Woche, schreibt Schiller 10. Dec., hat mich Moritz besucht und mir eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft, weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen sind. Von Goethe ist er nun ganz durchdrungen und enthusiasmirt. Dieser hat ihm seinen Geist mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geistes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet stark in sich, wie schon sein Reiser beweist, der einen Menschen voraussetzt, der sich gut zu ergründen weiß. Von Goethe spricht er mir zu panegyrisch. Das schadet Goethe nichts, aber ihm. Jetzt gefällt er mir durchgängig besser als vor seiner italienischen Reise; da schien er mir zu sehr den starken Geist zu affectiren." — 3. Jan. 1789. — „Ich habe seine Schrift für bildende Nachahmung des Schönen mit nach Hause genommen und nur flüchtig durchlesen. Er ist schwer zu verstehn, weil er keine feste Sprache hat und sich mitten auf dem Wege philosophischer Abstraction in Bildersprache verirrt, zuweilen auch eigne Begriffe mit anders verstandenen Wörtern verbindet. Aber er ist vollgedrängt von Gedanken, und nur zu vollgedrängt; denn ohne einen Commentar wird er nicht verstanden werden. Von Schwärmerei ist er nicht frei und Herdersche Vorstellungen sind sehr sichtbar. Was mir und einem jeden Schriftsteller mißfallen muß, ist die übertriebene Behauptung, daß ein Product aus dem Reich des Schönen ein vollendetes, rundes

Ganze sein müsse; fehle nur ein einziger Radius zu diesem Zirkel, so sinke es unter das Unnütze herunter. Nach diesem Ausspruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und sobald auch keines zu erwarten. Es scheint, daß er keinen Dichter erkennt als Goethe, der doch bei diesen Forderungen sehr zu kurz kommen würde. Aber Moritz rechnet sogar den Egmont unter diese vollendeten Producte, welchen Goethe selbst hoffentlich nicht für vollkommen hält. Ich ärgere mich über jeden Sektengeist und Vergötterung anderer; aber an Moritz ist sie mir doppelt unausstehlich, weil er selbst ein vortrefflicher Kopf ist. — Uebrigens haben seine philosophischen Untersuchungen sehr glücklich auf sein Gemüth gewirkt, und ihn aus einer schrecklichen Seelenlage gerissen. Sein Geist hat durch anstrengendes Denken über seine Hypochondrie gesiegt, die ihn bei seiner Disposition zur Schwindsucht, ohne diese innere Hülfe, bald würde aufgerieben haben." — 2. Febr. — „Dieser Tage ist Moritz wieder von hier abgegangen . . . Er ist ein tiefer Denker, der seine Materie scharf auffaßt und tief heraufholt. Seine Aesthetik und Moral sind ganz aus einem Faden gesponnen; seine ganze Existenz ruht auf seinen Schönheitsgefühlen. Die Abgötterei, die er mit Goethe treibt, und die sich so weit erstreckt, daß er seine mittelmäßigen Producte zu Kanons macht und auf Unkosten aller andern Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem nähern Umgange zurückgehalten. Oefters um Goethe zu sein würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, obgleich ich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. — — — Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen

und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künstler) gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." — 25. Febr. — „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und einen geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der bis zur Unwissenheit geht, mangelt." — 9. März. — „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen, und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorne für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigsten Jahr bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft."

So stand es mit Schiller; Goethe hat über sein Verhältniß sich in den Annalen ausführlich ausgesprochen. Bei seiner Rückkehr aus Italien seien ihm die Räuber zuwider gewesen, „weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen Goethe sich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strom über das Vaterland ausgegossen hatte." „Ich glaubte all mein Bemühn völlig verloren zu sehn, die Gegenstände, zu welchen und die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt.

Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gern völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt!"

Es ist in diesem Bericht ein handgreiflicher Irrthum. Die Wirkung der Räuber war lange vorüber, bevor Goethe nach Italien ging; nach seiner Rückkehr konnte ihm jenes Stück unmöglich noch Besorgniß einflößen. Verständlicher ist ein weiterer Zusatz. „Was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Moritz u. s. w. schienen mir gleichfalls gefährdet. Moritz bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schiller u. s. w." — Die Recension über Egmont mochte dazu kommen, und wo sich Goethe einmal zur Abneigung entschlossen hatte, gelang es auch den besten Versuchen nur schwer, ihn zu versöhnen.

Auf seiner neuen Reise nach Italien 1790 kam Goethe mit Schiller's Freunden in Dresden in Berührung. „Goethe, schreibt Körner 13. Aug., war vor Kurzem ein paar Tage hier (in Dresden). Graf Geßler suchte ihn auf und brachte ihn einen Abend auf unsern Weinberg. Er thaute auf und war zuletzt sehr mittheilend. Aber seine Art sich anzukündigen, hat immer etwas Kaltes und Zurückscheuchendes. Ich habe eine halbe Stunde lang ein interessantes Gespräch über Kunst mit ihm gehabt. Auf dem Rückweg denkt er wieder durchzukommen und länger zu bleiben." — 6. Oct. „Goethe ist acht Tage hier gewesen und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wirst du schwerlich errathen: wo sonst als — im Kant! In der Kritik der Urtheilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden. Doch haben wir nicht blos philosophirt; wenigstens nicht blos über Natur. Seine Begriffe von Stil und Classicität in der Kunst waren mir sehr interessant, und ich suche sie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verschiedenen Wegen; aber in seinem Gesichtspunkt ist viel Fruchtbares, das ich bis jetzt übersehn hatte. Auch verdanke ich ihm manche treffliche Winke im Genuß der bildenden Künste."

„Goethe, antwortet Schiller, 1. Nov., hat uns viel von dir erzählt, und rühmt gar sehr deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalt bei euch. Mir erging es mit ihm wie dir. Er war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgiebt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört dann Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann. — Uebrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehn und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etablirt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heirathet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermeiden könne." — „Auch mir, schreibt Körner, ist Goethe zu sinnlich in der Philosophie; aber ich glaube, daß es für dich und mich gut ist, uns an ihm zu reiben, damit er uns warnt, wenn wir uns im Intellectuellen zu weit verlieren."

Ueber das Verhältniß dieses ganzen Bildungskreises zu Goethe ist noch Huber zu hören. „Dieser Mensch, schreibt er 22. April 1789 an Körner, wird mir jeden Augenblick unbegreiflicher." — 15. Oct. 1790: „Daß du in Goethe's Philosophie den Grund zu seiner Unerreichbarkeit als Dichter findest, mag wohl eine kleine Vermengung sein. Bildung und Ruhe fehlten im Werther u. s. w., aber diese glückliche Dichterorganisation, die jeden so verschiedenen Stoff ergriff und sich mit ihm amalgamirte, ist schon in jenen Werken. Und in dieser lag wohl eher der Grund, daß er jetzt

dies System erwählt hat, als umgekehrt... Die Beziehungen, die er seiner Theorie giebt, kommen mir mehr wie eine Marotte vor, die mir ihn menschlicher, begreiflicher und also lieber macht, mit welcher ich aber nicht übereinstimmen könnte. Oder giebt es ein System, dem man diese rein sinnliche Anschauung und Empfängniß verdanken könnte, die ihn in meinen Augen vor jedem Dichter der Welt auszeichnet? Die Ideen, von denen du mir schreibst, können in der Anwendung nur auf den Mechanismus des Dichters Einfluß haben, sonst käme mir Goethe vor wie der Vater von gesündern, kräftigern Kindern, als unser Zeitalter sonst bringt, der den Grund dieses Vorzugs darein setzte, daß er die wahrscheinlichste, zusammenhängendste Hypothese über das Geheimniß der Generation gefunden zu haben glaubte. Wohl euch Systematikern und Philosophen, wenn ihr an den Gebäuden eurer Vernunft euer menschliches Vermögen nicht zusetzt; euch selbst findet man dann in den weiten dunkeln Hallen eurer Luftschlösser doch immer wieder. Meinem Bedürfniß nach ist jede Philosophie, als zusammenhängende Reihe von Abstractionen aus dem Vorhandenen und Gedenkbaren, sehr überflüssig, weil keine mir ein Licht aufsteckt, das ich nicht für den Augenblick ohne sie fände, und über den Augenblick hinaus trüglich glaubte. Ihr strebt mir etwas hinzustellen außer mir und außer euch; ich muß ewig von mir ausgehen, und komme doch auch überall hin, und habe den Gewinnst der höchsten Freiheit, die keine absolute Wahrheit kennt. Die Kunst, sagt Goethe, ist mehr als der größte Künstler; das Mögliche, sage ich, ist mehr als was jemals war, ist und sein wird." — März 1790: „Der Eindruck, den der Tasso das erste Mal zurückläßt, ist freilich widrig, es ist eine Art von tragischer Satire, in die man sich nicht gern findet. Aber das verschwindet in der Folge mehr und mehr, man trifft auch mit dem Dichter eine Art von Uebereinkunft über seine weitschweifige Behandlung, über seine Auseinandersetzung durch unendliche Monologe, bei denen nicht einmal der Anstrich von Natürlichkeit gesucht ist, den man nach Lessing's Vorgang für nöthig hält. — An der innern Wahrheit der einzelnen Charaktere ist durchaus nichts auszusetzen. Tasso lebt zwiefach für uns in Rousseau und noch jemand, dessen Bild bei seiner Trennung von uns mich nicht verlassen hat, von dem Augenblick an, da Tasso nach Rom will." So alle übrigen Charaktere. „Wenn der Dichter solche Resultate gewon-

nen hat, so kann ich nicht einen Augenblick mehr zweifeln, ob er sie auch auf einem andern uns geläufigern Weg hätte gewinnen können und sollen; und ich traue fest, daß sein Weg der richtige war. Mit alledem will ich nicht leugnen, daß der erste verworrene peinliche Eindruck, den das Stück macht, sehr wahr sein mag. Doch schwamm in mir auch das erste Mal die Empfindung oben: freudige Bewunderung der seltsamen Combination, in der höchsten Paradoxie des Gedankens und der höchsten Simplicität der Ausführung." — Ueber Faust: (7. Juni) „Es ist ein tolles, unbefriedigendes Gemengsel, aber freilich voll von Schönheiten, die ganz einzig sind. Im Lesen und wenn man fertig ist, fallen verschiedene Stellen auf, in welchen man einen verborgenen Sinn ahnt, und die auf eine Art von hoher philosophischer Idee des Ganzen zu deuten scheinen. Aber ich glaube, daß man sich am Ende irrt, und Goethe scheint im Gange der Geschichte und im Ganzen der plumpen Pöbelmoral, die an sich in der Tradition liegt, getreu geblieben zu sein. Faust ergiebt sich dem Teufel, der ihn liederlich macht und am Ende holt. Auf Sinnlichkeit scheint das ganze Gewicht gelegt zu sein. Das Edlere im Faust liegt abgerissen da und hängt nicht einmal mit jenem zusammen; auch appuyirt Mephistopheles auf nichts Anderes, selbst in ernsthaften Stellen, die beim ersten Anblick was Höheres zu bedeuten scheinen. Der erste Monolog des Faust hat vielleicht für die Initiirten verborgenen Sinn, der mir entgeht." — (28. Juni.) „Oder meinte es Goethe so, daß der Teufel, der höhere Geist selbst, den Menschen, einen Menschen von Faust's Gehalt, nicht faßte, mißverstand? Das scheint doch nicht. Vielmehr persiflirt Mephistopheles alles Geistige im Menschen, alle Empfindung, weil ihm anschaulich ist, daß alles das sich in der Materie, in den Sinnen verliert. Daß dem kraftvollen Genie das abstracte Denken nicht genügt, giebt er ja für den Keim seines Verderbens an, jedes andere platonische, geistige Bedürfniß im Faust sieht er als maskirte Sinnlichkeit an — und er, der Teufel, muß es doch am besten wissen. Von der Seite scheint mir also Goethe ganz der pöbelhaften Idee vom Teufel und Menschen gefolgt zu sein — und er hat am Ende wohlgethan, denn es kam auf Darstellung an, so gut wie bei einem Sujet aus der Mythologie oder dem heroischen Zeitalter Griechenlands, bei der man auch nur die für die poetisch sinnliche Darstellung interessantesten Seiten auffaßt, nicht sich be-

müht, den moralischen oder philosophischen Gehalt der Idee zu berichtigen. Nur sind diese Ideen uns durch Entfernung und Associationen schon veredelt, ehe sie der Dichter gebraucht; jene sehen wir plump und platt; und die bald edle, bald pikante, immer geistvolle Form, in die sie der Dichter kleidet, macht eine Art von Täuschung, die uns verführt, etwas Anderes, tiefer Liegendes darunter zu suchen. Mephistopheles sieht Obscönität im Platonismus des Menschen, der höhere Blick des bösen Geistes ist consequente, unbestechliche Faunenweisheit. — Daß Goethe darum den menschlich hohen Werth Faust's nicht vernachlässigte, trotz der Verachtung, der er ihn im Mephistopheles aussetzte, ihn doch warm und erhaben ausmalte, macht seinem Genie Ehre, aber es ist peinlich! Das Peinliche löst sich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf; man sieht im Dichter den Herrn seines Stoffs, seiner Welt, den höchsten Blick, der über dem Teufel und dem Menschen schwebt, den frei spielenden Geist, der, nirgend durch unzeitige Wahrheit beschränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungescheut auffaßt und erschöpft. Und gerade dies hat unter allen Dichtern der Welt Goethe allein ganz vermocht: es ist die reinste, consequenteste Imagination, ewig unvermischt mit seiner eigenen Individualität: das großmüthigste, freieste, unbedingteste Opfer, das je der Muse und dem Genius gebracht wurde." — Ueber die „Geheimnisse" sagt er: „sie sind mir zu quälend, und um so quälender, weil es in Goethe's Manier liegt, dem Mystischen einen simpeln, kinderleichten Anstrich zu geben. Aber die Verbindung eines unverständlichen Stoffs mit der verständlichsten Manier hat für meinen Kopf etwas besonders Schmerzliches." — In demselben Sinne schreibt er, Ende 1792, eine ausführliche Kritik der Goetheschen Werke für die L. Z. „Wo das reinste und umfassendste Gefühl, der reifste Geschmack und das kühnste Genie wetteifern, den nächsten Uebergang der Natur in die Kunst zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenstandes, dem sie angehört, darzustellen, unvermischt und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, sie zu erkennen und zu empfangen; da verliert sich die Kälte der Kritik in Begeisterung, da gilt von solchen Kunstwerken der muhamedanische Glaube vom Koran, daß er von Ewigkeit her existire; da ist kein Machwerk, keine Fuge aufzuspüren; da sind die Muster aufgestellt in welchen jeder kunstfähige Geist die Regel lebendig und dem

innern Sinn anschaulich zu erkennen hat." „So frei von aller eignen Manier, die immer, wie schön sie auch sei, dem dargestellten Gegenstand geliehene Individualität des Darstellers bleibt, ist nie ein Dichter gewesen als Goethe: oder vielmehr, die Individualität, die man in seinen Werken wahrnimmt, ist nichts Anderes, als eine fast über die Aufschlüsse der Psychologie erhabene Gabe, sein ganzes Wesen wie ein Proteus, aber ohne Spuren von Anstrengung oder Gewaltsamkeit, nach dem Erforderniß jedes Gegenstandes umzuformen, jedes Ganze, das seine Phantasie auffaßt, nie anders als in dessen eignem und vollem Licht zu schauen und darzustellen... Damit ist sehr genau verbunden, daß ungeachtet der vielen einzeln schönen, sinnreichen und kräftigen Gedanken es keinen Dichter giebt, in welchem man so wenig „Stellen" ausfindig machen könnte... Darum ist die Haltung in seinen Compositionen zu einfach, das Licht zu hell für manche Schönheiten, manche außerordentliche Züge, manche kühne Saillien der Phantasie, die uns in andern Dichtern beschäftigen, aufregen und hinreißen können, deren relative Unmöglichkeit aber gerade die Vollkommenheit eines Dichters ausmacht, in welchem alles, Charaktere, Situationen und Details, nur zu einem schönen und innigen Eindruck harmonirt." — Als höchstes Ideal wird neben den Gedichten (namentlich der „Zueignung") Iphigenie charakterisirt; von Tasso heißt es: „die Charaktere und Situationen behalten, unter dem zarten Hauch eines miniaturähnlichen Colorits, eine gewisse Unbestimmtheit, die den Eindruck des Ganzen kaum wohlthätig macht, und sie sind in der innigen und seelenvollen Behandlung, die Goethe eigen ist, ungefähr ebenso auf eine Nadelspitze gestellt, wie manche Charaktere und Situationen in Lessing's subtiler und sinnreicher Manier."

Ueber Goethe's Besuch in Mainz, Aug. 1792 (auf dem Champagne-Feldzug) schreibt Huber an Körner: „Er war gesellschaftlich lustig, und ich bin in dieser Hinsicht sehr von ihm erbaut gewesen. Uebrigens treibt er das Vermeiden aller Individualität im Umgange bis zum Lächerlichen. Die ihn früher kannten, finden, daß seine Physiognomie etwas ausgezeichnet Sinnliches und Erschlafftes bekommen hat. Zugleich scheint er Politica im Kopf zu haben, wozu ich ihm denn von Herzen gratulire. Indessen freute mich, nachdem der erste Anfall zurückstoßender Steifigkeit vorüber war, die milde Leichtigkeit und der Schein von Anspruchslosigkeit

in seinem gesellschaftlichen Ton. Den ersten Abend wurden wir alle durch guten Wein gestimmt, er war wirklich lebhaft; wenn er launig kräftig etwas auseinandersetzte, machte es mir vielen Spaß, seine Mutter ganz in ihm wiederzufinden... An Begeisterung für ein höheres Ziel glaube ich bei Goethe nicht mehr, sondern an das Studium einer gewissen weisen Sinnlichkeit, deren Ideal er vorzüglich in Italien zusammengebraut haben mag, und in welche dann mannigfaltige und gegen seinen ehemaligen Geist oberflächliche Beschäftigungen mit wissenschaftlichen und andern vorhandenen Gegenständen mit einschlagen. Vielleicht hat er recht, vielleicht auch nicht." —

Wir nehmen nun Schiller's Entwickelung wieder auf. Von dem vielfachen Tadel des Don Carlos betroffen, war er gerade auf dem Punkt angekommen, sich über die Gesetze seiner Kunst orientiren zu müssen. Daß die Kunst das Höchste sei, hatte er in seinem großen Gedicht ausgesprochen; es kam ihm nun darauf an, für die Anschauung seiner Einbildungskraft den wissenschaftlichen Ausdruck zu finden. Seine akademische Stellung machte es ihm ohnehin zur Nothwendigkeit. „Zu meinem Vergnügen, schreibt er an Körner 16. Mai 1790, und um doch für meine zweihundert Thaler etwas zu thun, lese ich, neben einem privatum über die Universalgeschichte noch ein publicum über den Theil der Aesthetik, der von der Tragödie handelt. Bilde dir ja nicht ein, daß ich ein ästhetisches Buch dabei zu Rathe ziehe — ich mache diese Aesthetik selbst, und darum, wie ich denke, um nichts schlechter. Mich vergnügt es gar sehr, zu den mancherlei Erfahrungen, die ich über diese Materie zu machen Gelegenheit gehabt habe, allgemeine Regeln und vielleicht gar ein Princip zu finden. Es legt sich mir alles bis jetzt bewunderungswürdig schön auseinander, und manche lichtvolle Idee stellt sich bei dieser Gelegenheit mir dar. Die alte Lust zum Philosophiren erwacht wieder und am Ende kommt es auch wieder an Julius und Raphael." — 26. Nov. „Das Arbeiten im dramatischen Fach dürfte noch auf ziemlich lange Zeit hinausgerückt werden. Ehe ich der griechischen Tragödie durchaus mächtig bin und meine dunklen Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein." — 17. Dec. — „Ich bin neugierig, was du zu meiner Recension von Bürger sagen wirst, die in den nächsten Stücken der Literaturzeitung erscheint.

Freilich sind's nur hingeworfene Winke, aber die mir zu ihrer Zeit geredet scheinen."

Wenn Schiller schon bei der Ausführung den Mangel eines positiven Gesetzes schmerzlich empfand, mußte es ihm bei dem Urtheil noch mehr einleuchten, daß die Begründung desselben nur aus den ersten Principien zu entnehmen sei. Ein günstiges Glück wollte, daß gerade jetzt Kant in der Entwickelung seiner Philosophie auf die Aesthetik gekommen war. „Du erräthst wohl nicht, schreibt Schiller 3. März 1791, was ich jetzt lese und studire? Nichts Schlechteres als — Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt, und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen würde mir die Kritik der Vernunft und selbst einige Reinholdsche Schriften für jetzt noch zu schwer sein und zu viel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über Aesthetik schon selbst viel gedacht habe und empirisch noch mehr darin bewandert bin, so komme ich in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort und lerne gelegentlich viele Kantische Vorstellungsarten kennen, weil er sich in diesem Werk darauf bezieht. Kurz ich ahne, daß Kant für mich kein so unübersteiglicher Berg ist, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlassen. Da ich künftigen Winter Aesthetik vortragen werde, so giebt mir dieses Gelegenheit, einige Zeit auf Philosophie überhaupt zu wenden."

Bei seiner Neigung, seine Gedanken im persönlichen Verkehr zu erweitern und zu berichtigen, war es für seine philosophischen Studien sehr wichtig, daß Jena sich mit Kantianern füllte. Mit Reinhold zwar hatte er bald gebrochen; andere traten an dessen Stelle. — 10. April. „Ich habe in den letzten Zeiten einige Bekanntschaften gemacht, die mir seitdem sehr viel Vergnügen verschafft haben. Darunter ein gewisser Erhard aus Nürnberg, Dr. med., der hierher gekommen ist, um Reinhold und mich kennen zu lernen, und sich über Kantische Philosophie weiter zu belehren. Er ist der reichste, umfassendste Kopf, den ich noch je habe kennen lernen, der nicht nur die Kantische Philosophie, nach Reinhold's Aussage, aus dem Grunde kennt, sondern durch eigenes Denken auch ganz neue Blicke darein gethan hat, und überhaupt mit einer außerordentlichen Belesenheit eine ungemeine Kraft des Verstandes ver-

bindet. Er ist Mathematiker, denkender Arzt, Philosoph, voll Wärme für die Kunst, zeichnet ganz vortrefflich und spielt ebenso gut Musik; doch ist er nicht über fünfundzwanzig Jahre alt. Sein Umgang ist geistvoll, sein moralischer Charakter vortrefflich und größtentheils sein eigenes Werk; denn er hatte lange und hat noch mit einem starken Hang zur Satire zu kämpfen. Die erste Erscheinung kündigt ihn nicht gleich so vortheilhaft an, als er sich bei längerem Umgang zeigt, weil er etwas Decidirtes und Sicheres an sich hat, das man leicht für Prätension und Zudringlichkeit auslegt. Er arbeitet jetzt an einer Vertheidigung der Reinholdschen Philosophie gegen einige Angriffe in der Allg. L. Z., und an einer größern Schrift, welche den medicinischen Wissenschaften, ebenso wie Kant's Kritik der Philosophie, ihre Grenzen abstecken soll. Geschrieben hat er noch nichts und hat auch nicht im Sinn als Schriftsteller zu wirken, weil er es seinen Kräften und Neigungen angemessener hält, im lebendigen Umgang auf einen kleineren Cirkel zu wirken... Eine andere Bekanntschaft ist ein Baron Herbert, ein Mann an den Vierzig, der Weib und Kind hat, eine Fabrik in Klagenfurt besitzt und auf vier Monate nach Jena reiste, Kantisch-Reinholdsche Philosophie zu studiren. Er soll seinen Zweck erreicht haben und einen sehr gereinigten Kopf mit nach Hause bringen." — Wichtiger wurde für ihn noch Fischenich aus Bonn (geb. 1768), der 1791—2 sein Tischgenosse war; auch Novalis studirte kurze Zeit darauf unter Schiller und Reinhold. Charakteristisch ist für jene Zeit, daß zwei Husarenofficiere (einer darunter der spätere General Thielemann) mit Schiller und Körner sehr eifrig über Kantische Philosophie correspondirten. — Schiller selbst suchte sich in seiner Weise sehr bald gegen die neue Lehre productiv zu verhalten.

4. Dec. 1791. „Jetzt arbeite ich einen ästhetischen Aufsatz aus, das tragische Vergnügen betreffend. In der Thalia wirst du ihn finden und viel Kantischen Einfluß darin gewahr werden." — 1. Jan. 1792. „Ich treibe jetzt mit großem Eifer Kantische Philosophie und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit dir darüber verplaudern könnte. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dieses auch drei Jahre kosten könnte. Uebrigens habe ich mir schon sehr vieles daraus genommen und in mein Eigenthum verwandelt... Ich habe die Einrichtung getroffen, daß ich Mit-

tags und Abends mit fünf guten Freunden, meist jungen Magistern, zusammen speise, und da es zum Theil Kantianer sind, so versiegt die Materie zur Unterhaltung nie." — 25. Mai. „An die ästhetischen Briefe habe ich noch nicht kommen können, aber ich lese in dieser Absicht Kant's Urtheilskraft wieder, und wünschte, daß du dich vorläufig auch recht damit vertraut machen möchtest. Wir werden einander dann um so leichter begegnen und mehr auf den nämlichen Zweck arbeiten, auch eine mehr gleichförmige Sprache führen. Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen; besonders juckt mir die Feder nach dem Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie bin ich blos Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie, die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat — und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre Freiheit zurück, und setzt sich keine andern als freiwillige Schranken."

„Ich wünsche dir Glück, antwortet Körner 4. Juni, daß das Bedürfniß einer dichterischen Arbeit wieder bei dir erwacht. Wer zu eigener Schöpfung Talent hat, versündigt sich an sich selbst, wenn er die Zeit mit Grübeln verdirbt. Glaube mir, es ist nur ein Behelf für Menschen, die blos Kunstgefühl haben. Bei dir muß es immer Nebensache bleiben, Beschäftigung für Stunden, in denen deine Phantasie weniger ergiebig ist. Dein erster ästhetischer Brief wird mich sehr freuen, aber noch erfreulicher würde mir's sein, wenn du vor lauter dichterischen Arbeiten über Jahr und Tag nicht dazu kommen könntest. Speculation über Gegenstände der Aesthetik ist an sich interessant, aber ihre Fruchtbarkeit ist vielleicht größer für den Psychologen als für den praktischen Kopf. Für dich insbesondere kann sie indessen nützlich sein, um den ehemaligen jugendlichen Trotz gegen die Regel überhaupt in männliche Unabhängigkeit von dem Despotismus der Kunst-

gedanken zu verwandeln. Mit jedem Fortschritt in der Philosophie der Kunst muß das Ansehn der conventionellen Formen verschwinden, durch die der Wirkungskreis des Genies willkürlich beschränkt wird."

So war es indessen noch nicht gemeint. „Ich wollte Poesie treiben, schreibt Schiller 15. Oct., aber die nahe Ankunft der Collegienzeit zwingt mich, Aesthetik vorzunehmen. Jetzt stecke ich bis an die Ohren in Kant's Urtheilskraft. Ich werde nicht ruhen, bis ich diese Materie durchdrungen habe und sie unter meinen Händen etwas geworden ist. Auch ist es nöthig, daß ich auf alle Fälle ein Collegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesen Sätteln völlig gerecht bin, und auch, um mit Leichtigkeit ohne Kraft- und Zeitaufwand etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit schreiben zu können. Bald werde ich dich mit meinen Untersuchungen und Entdeckungen zu unterhalten den Anfang machen." — 6. Nov. „Ich habe jetzt mein Privatissimum über Aesthetik angefangen und bin nun in einer gewaltigen Thätigkeit. Ich sehe an den ersten Vorlesungen, wie viel Einfluß dieses Collegium auf Berichtigung meines Geschmacks haben wird. Der Stoff häuft sich, je mehr ich darin vorschreite, und ich bin jetzt schon auf manche lichtvolle Idee gekommen." Er will diese Ideen zu einem philosophischen Gespräch Kallias verarbeiten (11. Jan. 1793): „Du wirst deine Freude daran erleben, denn es wird in mir heller mit jedem Schritt. Noch ist gar nichts Schriftliches geordnet. Besitzest oder weißt du wichtige Schriften über die Kunst, so theile sie mir doch mit: Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winckelmann, Home, Batteux, Mendelssohn nebst fünf bis sechs schlechten Compendien besitze ich schon. Aber über einzelne Künste und besondere Fächer aus denselben möchte ich gern noch mehrere Schriften nachlesen. Besonders wünschte ich eine oder einige Sammlungen der besten Kupfer von Rafael, Correggio u. a.; auch über Architectur. An musikalischen Einsichten verzweifle ich, denn mein Ohr ist schon zu alt; doch bin ich gar nicht bange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde, und vielleicht giebt es einen Stoff für dich, sie auf die Musik anzuwenden." — 25. Jan. „Die Untersuchungen über das Schöne, wovon beinahe kein Theil der Aesthetik zu trennen ist, führen mich in ein sehr weites Feld, wo für mich noch ganz fremde Länder liegen. Und doch muß ich mich schlechterdings des Ganzen be-

mächtigt haben, wenn ich etwas Befriedigendes leisten soll. Die Schwierigkeit, einen Begriff der Schönheit objectiv aufzustellen und ihn aus der Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimiren, so daß die Erfahrung ihn zwar durchaus bestätigt, aber daß er diesen Ausspruch der Erfahrung zu seiner Gültigkeit gar nicht nöthig hat — diese Schwierigkeit ist fast unübersehbar. Ich habe wirklich eine Deduction meines Begriffs vom Schönen versucht, aber es ist ohne das Zeugniß der Erfahrung nicht auszukommen. Diese Schwierigkeit bleibt immer: daß man mir meine Erklärung nur darum zugeben wird, weil man findet, daß sie mit den einzelnen Urtheilen des Geschmacks zutrifft, und nicht (wie bei einer Erkenntniß aus objectiven Principien doch sein sollte) sein Urtheil über das einzelne Schöne in der Erfahrung deswegen richtig findet, weil es mit meiner Erklärung übereinstimmt. So lange man es nicht dahin bringt, wird der Geschmack immer empirisch bleiben, wie Kant es für unvermeidlich hält. Aber eben von dieser Unvermeidlichkeit des Empirischen, von dieser Unmöglichkeit eines objectiven Princips für den Geschmack kann ich mich noch nicht überzeugen."

Nun folgt eine Reihe sehr eingehender und ausführlicher Briefe über die Metaphysik des Schönen (Januar bis Juni 1793), die uns zeigen, wie ernsthaft Schiller es mit diesen Studien nahm. Es ist keine Spur von Rhetorik darin, sondern eine geschulte, mitunter auch wohl noch schülerhafte Dialektik, die aber fast durchweg den Punkt herausfindet, auf den es ankommt. — Von den gleichzeitigen Abhandlungen in der Thalia (1792) ist am bedeutendsten die über die tragische Kunst. Schiller stellt die beiden Anforderungen der Naturwahrheit und der idealen Zweckmäßigkeit. „Die Kunst erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem sie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerstreuten Anstalten der Natur zu diesem Zweck nach einem bestimmten Plan vereinigt, um das, was diese blos zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragische Kunst wird also die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affect vorzüglich zu erwecken vermögen." „Die Möglichkeit des Mitleids beruht auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer Aehnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Subject. Je sichtbarer und größer die Aehnlichkeit, desto lebhafter unser Mitgefühl." — Nun

die Idealität. — Bei jeder tragischen Rührung ist es nothwendig, daß das Gefühl der Zweckwidrigkeit in das der Zweckmäßigkeit aufgelöst wird. „Wie viel auch dadurch gewonnen wird, daß unser Unwille über die Zweckwidrigkeit an den unschädlichsten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, so ist eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal immer demüthigend und kränkend für freie, sich selbst bestimmende Wesen. Dies ist es, was uns auch in den vortrefflichsten Stücken der griechischen Bühne etwas zu wünschen übrigläßt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unsere Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöster Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchsten Stufe löst sich auch dieser: wenn diese Unzufriedenheit mit dem Schicksal hinwegfällt und sich in die Ahnung oder lieber in deutliches Bewußtsein einer teleologischen Verknüpfung der Dinge verliert. .. Zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie der Griechen ihnen so weit voranleuchtete. Der neuen Kunst, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten. Müssen wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, wenn der philosophische Genius des Zeitalters und die moderne Cultur der Poesie nicht günstig sind, so wirken sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf dem Sittlichen ruht. Ihr allein ersetzt vielleicht unsere Cultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte." — Das höchste Ideal schwebt ihm hier noch ziemlich unklar vor; übrigens verfolgt die Abhandlung ganz praktische Gesichtspunkte: Untersuchungen des ausübenden tragischen Dichters über den Zweck, die Mittel und die Grenzen seiner Kunst; sie geht ganz aus dem innern Bedürfniß und dem Anschauungskreise dessen hervor, der sie vorträgt.

Mittlerweile war die geistige Atmosphäre Jena's ganz von einer neuen Philosophie erfüllt. 11. Febr. 1793 schreibt Schiller an Fischenich: „Die völlige Neuheit Ihres Evangeliums in Bonn muß sehr bezeichnend für Sie sein. Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erschallen, man kann fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht kantisch zu sein. — So schwer dieses unser einem ist, so

habe ich es doch wirklich versucht. Meine Vorlesungen über Aesthetik haben mich ziemlich tief in diese verwickelkte Materie hineingeführt und mich genöthigt, mit Kant's Theorie so genau bekannt zu werden, als man es sein muß, um nicht blos Nachbeter zu sein. Wirklich bin ich auf dem Wege, ihn durch die That zu widerlegen, und seine Behauptung, daß kein objectives Princip des Geschmacks möglich sei, dadurch anzugreifen, daß ich ein solches aufstelle. Ich bin, seitdem Sie weg sind, der Philosophie sehr treu geblieben, ja weil alle anderen Zerstreuungen durch schriftstellerische Arbeiten aufgehört haben, so habe ich mich der Theorie des Geschmacks ausschließend gewidmet."

An Körner 28. Febr. 1793. „Ich werde dich in einigen Wochen mit einem neuen Werk von Kant überraschen, das dich sehr in Verwunderung setzen wird (die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft). Es wird hier gedruckt, und ich habe die Hälfte schon durchgelesen. Der Inhalt ist die scharfsinnigste Exegese des christlichen Religionsbegriffs aus philosophischen Gründen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, die Autorität der Schrift dadurch zu unterstützen, als vielmehr die Resultate des philosophischen Denkens dadurch an die Kindesvernunft anzuknüpfen und gleichsam zu popularisiren; nach dem Grundsatz, das Vorhandene nicht wegzuwerfen, so lange noch eine Realität davon zu erwarten ist, andern es zu veredeln. Ich achte diesen Grundsatz sehr, und du weißt schon, daß Kant ihm Ehre macht. Uebrigens hat die Schrift mich hingerissen, und ich kann die übrigen Bogen kaum erwarten. Zwar ist einer seiner ersten Grundsätze darin empörend für mein und wahrscheinlich auch dein Gefühl. Er behauptet nämlich eine Propension des menschlichen Herzens zum Bösen, das er das radicale Böse nennt, und das mit den Reizungen der Sinnlichkeit ganz und gar nicht verwechselt werden darf. Er setzt es über die Sinnlichkeit hinaus in die Person des Menschen, als den Sitz der Freiheit. Gegen seine Beweise läßt sich nichts einwenden, so gern man auch wollte. Uebrigens wird er bei den Theologen wenig Dank verdient haben, denn er hebt alle eigene Autorität ds Kirchenglaubens auf, und macht den reinen Vernunftglauben zu seinem höchsten Ausleger; giebt auch sehr deutlich zu verstehen, daß der Kirchenglaube blos von subjectiver Gültigkeit sei, und es besser wäre, wenn er entbehrt werden könnte. Aber weil er überzeugt ist, daß er nicht entbehrlich sei,

noch sobald es werden würde, so macht er es zu einer Gewissenspflicht, ihn zu respectiren. Der Logos, die Erlösung als philosophische Mythe, die Vorstellung des Himmels und der Hölle, das Reich Gottes und alle diese Vorstellungen sind aufs glücklichste erklärt." An Fischenich, 20. März. „Der Aufsatz über das radicale Böse ist die Einleitung und das Fundament des Ganzen... Die Erklärung, die er dem christlichen Religionsbegriff unterlegt, ist ebenso treffend als überraschend; freilich geht er damit so frei um, wie die griechischen Philosophen und Dichter mit ihrer Mythologie, und er ist so aufrichtig, sich auf sie zu berufen und seine Freiheit damit gewissermaßen zu entschuldigen."

„Mit seinem radicalen Bösen, antwortet Körner 4. März, werde ich mich schwerlich aussöhnen. Ich kenne keinen Satz der Dogmatik — selbst die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht ausgenommen, der mir so verhaßt wäre. Auch kann ich mir keinen Beweis denken, der nicht auf einseitigen Erfahrungen beruhte. Bei Erklärung der christlichen Mythologie hat Kant viel Witz zeigen können. Doch ist auch in dem Stoff eine gewisse Biegsamkeit, die dergleichen Bemühungen erleichtert." — Auch anderwärts wurde das radicale Böse, namentlich von den Spinozisten mißverstanden. So schreibt Goethe an Herder, 7. Juni 1793. „Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten (Lavater) nicht antreffen ließ. Die Welt ist groß, laß ihn liegen darin! Wo sich dieses Gezücht hinwendet, kann man immer vorauswissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent u. s. w. ist ihre Nase wie eine Wünschelruthe gerichtet. Er hofirt der herrschenden Philosophie schon lange. Dagegen hat aber auch Kant seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht hat, ihn von mancherlei sündhaften Vorurtheilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radicalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen. Denn so ist es beschaffen, so wird es bleiben und also" — (Reineke).

Es ist nicht zu verwundern, daß die bedeutendsten Vertreter der pantheistischen Weltanschauung, daß Goethe und Herder gerade über das radicale Böse sich mit solcher Bitterkeit äußerten; denn dies war der entscheidende Punkt, in welchem die beiden Glaubensbekenntnisse auseinandergingen. Für den Anbeter des Naturgottes giebt es nur ein relatives Böse, das Weltganze kennt keinen

Mißklang; eine Philosophie dagegen, der die Freiheit und das Gesetz das Höchste ist, wird gerade um ihres moralischen Zweckes willen den Contrast so grell ausmalen als möglich. Hier war Schiller mit seiner zugleich poetischen und speculativen Anlage der geeignete Vermittler. Sein erster Gedanke war natürlich, die Lösung im Gedicht zu versuchen.

„Ich weiß nicht, schreibt er an Körner 28. Februar 1793, ob ich dir schon geschrieben habe, daß ich damit umgehe, eine Theodicee zu machen. Wo möglich, so geschieht es noch dieses Frühjahr, um sie meinen Gedichten einzuverleiben. Auf diese Theodicee freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische, viel poetischer und hat einen weit größeren Charakter. Außer dieser Theodice trage ich mich noch mit einem andern Gedicht, gleichfalls philosophischen Inhalts, wovon noch mehr zu erwarten ist. Aber davon kann ich dir jetzt noch nichts schreiben."

Den 20. Juni 1793 schickt er Körner das Heft der Thalia mit der Abhandlung über Anmuth und Würde. „Ich habe diesen Aufsatz in nicht ganz sechs Wochen verfertigt. Urtheile daraus, ob ich fleißig bin, und fleißig genug für einen Kranken. Diese Arbeit hat mir viel Freude gemacht, und ich denke keine ganz ungegründete. Betrachte sie als eine Art von Vorläufer meiner Theorie des Schönen. An diese werde ich mich bald machen. Ich werde sie in Briefen an den Prinzen von Augustenburg abhandeln, mit dem ich jetzt schon über diese Materie correspondire. Bei einer solchen Einkleidung habe ich den großen Vortheil, daß eine freiere und unterhaltende Behandlung mir gleichsam Pflicht wird, und daß ich mir aus meiner Unkunde im Dogmatisiren noch ein Verdienst machen kann, weil solche Briefe an einen solchen Mann es nicht wohl erlauben würden." Zugleich schickt er ihm ein sehr ausführliches Schema seiner Idee — von dem aber in der wirklichen Abhandlung wenig beibehalten ist.

In Anmuth und Würde ist der Eingang — die Deduction jenes ersten Begriffs aus dem Mythus vom Gürtel der Schönheit — schwerfällig und ungenau; die Begriffsbestimmungen lassen zuweilen Klarheit vermissen, im Gang der Untersuchung ist keine innere Nothwendigkeit. Dennoch hat die Schrift eine große und sehr gerechtfertigte Wirkung gethan. — In den Annalen zählt Goethe unter den Gründen, welche ihn gegen Schiller ver-

stimmten, auch diese Schrift auf. „Die Kantische Philosophie, welche das Subject so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen konnte ich direct auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falschen Licht; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener." Diese Stellen aufzusuchen, dürfte heute wohl vom größten Interesse sein.

Schiller setzt die Anmuth der „architektonischen" Schönheit entgegen. Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subject selbst hervorgebracht wird: die Schönheit der Gestalt unter dem Einfluß der Freiheit; die Schönheit derjenigen Eigenschaften, die die Person bestimmt. Die architektonische Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth macht ihrem Besitzer Ehre. Jene ist ein Talent, diese ein persönliches Verdienst. — Grazie ist immer nur die Schönheit der durch Freiheit bewegten Gestalt, und Bewegungen, die blos der Natur angehören, können nie diesen Namen verdienen. — Bei dem Thier und der Pflanze giebt die Natur nicht blos die Bestimmung an, sondern führt sie auch allein aus. Dem Menschen aber giebt sie blos die Bestimmung und überläßt ihm selbst die Erfüllung derselben. Deshalb kann das gegenwärtige Verhältniß seines Zustandes zu seiner Bestimmung nicht Werk der Natur, sondern muß sein eigenes Werk sein. Der Ausdruck dieses Verhältnisses in seiner Bildung gehört also nicht der Natur, sondern ihm selbst an, es ist ein persönlicher Ausdruck. — Bei der Gestalt des Menschen begnügen wir uns nicht damit, daß sie blos den allgemeinen Begriff der Menschheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung desselben an diesem Individuum wirkte, vor Augen stelle; wir erwarten, daß sie zugleich offenbare, in wie weit er in seiner Freiheit dem Naturzweck entgegenkam, d. h., daß sie Charakter zeige. — Von den sprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele

sind, muß man die stummen unterscheiden, die blos die plastische Natur, insofern sie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menschliche Bildung zeichnet. Ich nenne diese Züge stumm, weil sie als unverständliche Chiffern der Natur von dem Charakter schweigen. — Es ist nicht leicht, die Grenzen anzugeben, wo die stummen Züge aufhören und die sprechenden beginnen. Was die Natur mit unverminderter stiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgerissen von der Freiheit. Ein reger Geist verschafft sich auf alle körperliche Bewegungen Einfluß und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch selbst die Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schicksale und ein thätiger Geist völlig durchgearbeitet haben. — Dagegen zeigen uns jene Zöglinge der Regel [d. h. die sogenannte regelmäßige Schönheit] in ihrer flachen und ausdruckslosen Bildung überall nichts als den Finger der Natur. Die geschichtlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher Nachbar der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Takt des physischen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Freiheit beunruhigt. — Ein so glückliches Einverständniß zwischen der Naturnothwendigkeit und der Freiheit kann der architektonischen Schönheit nicht anders als günstig sein. Aber diese, als bloßes Naturproduct, hat ihre bestimmten Perioden der Blüte, der Reife und des Verfalls, und ihr gewöhnliches Ende ist, daß die Masse allmälig über die Form Meister wird und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgespeicherten Stoff sich sein eigenes Grab bereitet.

Dazu kam folgende Anmerkung.

„Etwas Aehnliches geht zuweilen mit dem Genie vor, welches überhaupt in seinem Ursprung wie in seinen Wirkungen mit der architektonischen Schönheit vieles gemein hat. Wie diese so ist auch jenes ein bloßes Naturerzeugniß; und nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als die erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beide

Günstlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind und daher über alle Wahl hinausliegen. Aber wie es der architektonischen Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig dafür Sorge trägt, sich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterin heranzuziehen, ebenso dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht oft andere als sinnliche Vorzüge ertheilen), so mag es bei Zeiten darauf denken, sich dieses zweideutigen Geschenks durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können: dadurch, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geist kann nichts als was Form ist sein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrscht, wird die wild aufgeschossene üppige Naturkraft über die Freiheit des Verstandes hinauswachsen und sie ebenso ersticken, wie bei der architektonischen Schönheit die Masse endlich die Form unterdrückt. — Die Erfahrung, denke ich, liefert hiervon reichlich Belege, besonders an denjenigen Dichtergenien, die früher berühmt werden als sie mündig sind, und wo, wie bei mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, daß der Stoff sich zur Form veredelt, und der bildende Geist in der Anschauung Ideen niedergelegt habe, sind sie, wie jedes andere Naturproduct, der Materie anheimgefallen, und die vielversprechenden Meteore erscheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poetisirende Einbildungskraft sinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem sie sich losgewickelt hatte, und verschmäht es nicht, der Natur bei einem andern *solidern* Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht mehr recht gelingen will." —

Man erschrickt, wenn man an die Möglichkeit denkt, diese Sätze auf Goethe zu deuten. Und doch findet sich keine andere Stelle, und doch empfindet man, daß Goethe's Ahnung nicht ganz auf

der falschen Fährte ging. Solche Gedanken konnten ihm wohl ein Werk verleiden, in welchem er sonst eine ernste Annäherung zu seinen eigenen Grundsätzen hätte wahrnehmen können. Wenn Schiller in seinem Kampf gegen den moralischen Rigorismus auch zu schwanken scheint, da er des Worts noch nicht recht mächtig ist, so hat er doch die schwache Seite des Systems sehr scharf bezeichnet. —

„In der gewöhnlichen Erfahrung ist das Vergnügen der Grund, warum man vernünftig handelt. Daß die Moral selbst aufgehört hat, diese Sprache zu reden, hat man dem unsterblichen Verfasser der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die gesunde Vernunft aus der philosophirenden wieder hergestellt zu haben. Wie die Grundsätze dieses Weltweisen von ihm selbst und auch von andern pflegen vorgestellt zu werden, so ist die Neigung eine sehr zweideutige Gefährtin des Sittengefühls. Wenn der Glückseligkeitstrieb auch keine blinde Herrschaft über den Menschen behauptet, so wird er doch bei dem sittlichen Wahlgeschäft gern mitsprechen wollen und so der Reinheit des Willens schaden, der immer nur dem Gesetz und nie dem Trieb folgen soll. Um völlig sicher zu sein, daß die Neigung nicht mit bestimmte, sieht man sie lieber im Krieg als im Einverständniß mit dem Vernunftgesetz. Da es nicht auf die Gesetzmäßigkeit der That, sondern nur auf die Pflichtmäßigkeit der Gesinnung ankommt, so legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daß es für die erste gewöhnlich vortheilhafter sei, wenn sich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. Wenn der Beifall der Sinnlichkeit die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, so ist er wenigstens nicht im Stande, sie zu verbürgen. Aber die sittliche Vollkommenheit des Menschen kann nur aus dem Antheil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen. Der Mensch ist nicht bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu sein; erst wenn sie aus seiner gesammten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Principien hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geborgen.

In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Voll-

kommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freien Geist unter allen gerade die empörendste sein muß, so hat er selbst durch die grelle Entgegensetzung der beiden auf den Willen des Menschen wirkenden Principien Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache selbst kann nach den von ihm geführten Beweisen kein Streit mehr sein, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschsein aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber so rein er bei Untersuchung der Wahrheit zu Werke ging, und so sehr sich hier alles aus blos objectiven Gründen erklärt, so scheint ihn in Darstellung der gefundenen Wahrheit eine mehr subjective Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist. Wie er nämlich die Moral seiner Zeit vorfand, mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen untergelegt hatte; auf der andern ein nicht weniger bedenklicher Perfectionsgrundsatz, der, um eine abstracte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war [Posa]. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe und machte es sich zum Gesetz, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralisch löblicher Zwecke, worein besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurechtzuweisen; Erschütterung forderte die Cur, nicht Einschmeichelung und Ueberredung, und je härter der Abstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken zu erregen. Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert und fragte wenig darnach, ob es Augen giebt, die seinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpiren, mußte darum auch

der uneigennützige Affect in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? .. Mußte schon durch die imperative Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedrigt werden, und das erhabenste Document ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit sein? War es bei dieser Form wohl zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die der Mensch als Vernunftwesen sich selbst giebt und die dadurch allein mit seinem Freiheitsgefühl verträglich ist, nicht den Schein eines fremden Gesetzes annahm? — einen Schein, der durch seinen radicalen Hang, demselben entgegenzuwirken (wie man ihm schuldgiebt) schwerlich vermindert werden dürfte. — Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen sich zu haben, die der Mensch ohne Erröthen sich gestehn darf. Wie sollen sich aber die Empfindungen der Schönheit und Freiheit mit dem äußeren Geist eines Gesetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuversicht leitet, das nur dadurch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Theil seines Wesens erweckt, sich der Herrschaft über den andern versichert. — Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zusammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als mit dem der Erkenntniß, und es wäre in manchen Fällen schlimm, wenn er sich bei der reinen Vernunft erst orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatz der Moral abzuhören: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr, durch ihn mißleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, daß beide Principien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer schönen Seele versteht."

So der Classiker; nun aber regt sich wieder der Kantianer.

„Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonirendes Ganze zu sein und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charakterschönheit, die reifste Frucht seiner Humanität, ist blos eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachsamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann. — Der Mensch muß, seiner Freiheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn

empfinden lassen will, und, je nachdem die Empfindung Schmerz oder Lust ist, muß ebenso unabänderlich Verabscheuung oder Begierde folgen. — Bei dem Thier folgt auf die Begierde und Verabscheuung ebenso nothwendig Handlung als Begierde auf Empfindung. Bei dem Menschen ist noch eine Instanz mehr: das Thier muß streben, den Schmerz los zu sein; der Mensch kann sich entschließen, ihn zu behalten. — So oft die Natur eine Forderung macht und den Willen durch die blinde Gewalt des Affects überraschen will, kommt es diesem zu, ihr so lange Stillstand zu gebieten, bis die Vernunft gesprochen hat. Ob der Ausspruch der Vernunft für oder gegen das Interesse der Sinnlichkeit ausfallen werde, das weiß er noch nicht: eben deswegen muß er dieses Verfahren in jedem Affect ohne Unterschied beobachten und der Natur in jedem Falle, wo sie der anfangende Theil ist, die unmittelbare Causalität versagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorschnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, zeigt der Mensch seine Selbständigkeit und beweist sich als ein moralisches Wesen, welches nie blos begehren und verabscheuen, sondern seine Verabscheuung und Begierde jederzeit wollen muß. — Ist bei einem Menschen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit sich glücklicherweise auf Seiten der Neigung befindet, so wird der Naturtrieb im Affect eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und wo ein Opfer nöthig ist, da wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft selbst, die, wie bei einem schönen Charakter der Fall ist, die Neigungen in Pflicht nahm und der Sinnlichkeit das Steuer nur anvertraute, so wird sie es in demselben Moment zurücknehmen, als der Trieb seine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperamentstugend sinkt also im Affect zum bloßen Naturproduct herab; die schöne Seele geht ins Heroische über und erhebt sich zur reinen Intelligenz.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerstandes ist, den der selbständige Geist dem Naturtrieb leistet, dieser also als eine Gewalt muß angesehn werden, welche Widerstand nöthig macht, so ist sie da, wo keine solche Gewalt zu bekämpfen ist, lächerlich und, wo keine mehr zu bekämpfen sein sollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten, (weß Standes und Würden er auch sei), der auch bei gleichgültigen Verrichtungen eine gewisse Dignität

affectirt. Man verachtet die kleine Seele, die sich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlassung einer Niederträchtigkeit ist, durch Würde bezahlt macht. — Demnach bestimmen sich die Grenzen von Anmuth und Würde. — Die Anmuth läßt der Natur, wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde unterwirft sie, wo sie herrschen will. — Von der Tugend fordern wir Anmuth, von der Neigung Würde. — Man fordert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. — Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde bekennen. — Sind Anmuth und Würde, Schönheit und Kraft in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet. — Nach diesem Ideal menschlicher Schönheit sind die Antiken gebildet, so hat sie Winckelmann erklärt."

In einer Anmerkung antwortet Kant Folgendes. „Herr Prof. Schiller mißbilligt in seiner mit Meisterhand verfaßten Abhandlung über Anmuth und Würde in der Moral die Vorstellungsart der Verbindlichkeit, als ob sie eine karthäuserartige Gemüthsstimmung bei sich führe; allein ich kann, da wir in den wichtigsten Principien einig sind, auch in diesem keine Uneinigkeit statuiren, wenn wir uns nur untereinander verständlich machen können. — Ich gestehe gern, daß ich dem Pflichtbegriff gerade um seiner Würde willen keine Anmuth beigesellen kann. Denn er enthält unbedingte Nöthigung, womit Anmuth in geradem Widerspruche steht. Die Majestät des Gesetzes (gleich dem auf Sinai) flößt Ehrfurcht ein (nicht Scheu, welche zurückstößt, auch nicht Reiz, der zur Vertraulichkeit einladet), welche Achtung des Untergebenen gegen seinen Gebieter, in diesem Fall aber, da dieser in uns selbst liegt, ein Gefühl des Erhabenen unserer eignen Bestimmung erweckt, was uns mehr hinreißt, als alles Schöne. — Aber die Tugend, d. h. die festgegründete Gesinnung, seine Pflicht genau zu erfüllen, ist in ihren Folgen auch wohlthätig, mehr als alles, was Natur oder Kunst in der Welt leisten mag; und das herrliche Bild der Menschheit, in dieser ihrer Gestalt aufgestellt, verstattet gar wohl die Begleitung der Grazien, die aber, wenn noch von Pflicht allein die Rede ist, sich in ehrerbietiger Entfernung halten. Wird aber auf die anmuthigen Folgen gesehn, welche die Tugend, wenn sie überall Eingang fände, in der Welt verbreiten würde, so zieht alsdann die moralisch-geächtete Vernunft

die Sinnlichkeit (durch die Einbildungskraft) mit ins Spiel. Nur nach bezwungenen Ungeheuern wird Herkules Musaget, vor welcher Arbeit jene guten Schwestern zurückbeben. Diese Begleiterinnen der Venus Urania sind Buhlschwestern im Gefolge der Venus Dione, sobald sie sich in das Geschäft der Pflichtbestimmung einmischen und die Triebfedern dazu hergeben wollen. — Fragt man nun, welcherlei ist die ästhetische Beschaffenheit, gleichsam das Temperament der Tugend, muthig, mithin fröhlich, oder ängstlich gebeugt und niedergeschlagen? Es ist kaum eine Antwort nöthig. Die letztere sklavische Gemüthsstimmung kann nie ohne einen verborgenen Haß des Gesetzes stattfinden, und das fröhliche Herz in Befolgung seiner Pflicht (nicht die Behaglichkeit in Anerkennung desselben) ist ein Zeichen der Echtheit tugendhafter Gesinnung, selbst in der Frömmigkeit, die nicht in der Selbstpeinigung des reuigen Sünders (welche sehr zweideutig und gemeiniglich nur innerer Vorwurf ist, wider die Klugheitsregel verstoßen zu haben), sondern im festen Vorsatz es künftig besser zu machen besteht, der durch den guten Fortgang angefeuert eine fröhliche Gemüthsstimmung bewirken muß, ohne welche man nie gewiß ist, das Gute auch liebgewonnen, d. h. es in seine Maxime aufgenommen zu haben."

In den Punkten, die hier noch etwa streitig sind, treten wir nicht blos entschieden auf Schiller's Seite; wir finden, daß er noch nicht weit genug gegangen ist. — Zur Unterdrückung des „radicalen Bösen" ist allerdings die Zucht des Gesetzes nöthig; aber diese Zucht muß ein Ende nehmen; es ist nicht blos wünschenswerth, sondern nothwendig, daß ein Moment der Wiedergeburt eintritt, der das Gesetz aufhebt. Der kategorische Imperativ muß seiner Aeußerlichkeit sich entkleiden, er muß mit dem Gefühl eins werden; der Mensch muß wieder aus der vollen innern Nothwendigkeit seiner Natur handeln. Dies muß namentlich dem dramatischen Dichter einleuchten: er kann nur solche Charaktere gebrauchen, die in jedem Augenblick so handeln müssen, wie er sie handeln läßt. Nur die unbedingte Gewalt der Natur ist tragisch darstellbar und eines Conflicts mit dem Schicksal fähig, und wenn wir auf die letzten Gründe zurückgehn: nur das (auch dem verdorbenen Menschen eigene) geheime Wohlgefallen am Guten, wenn er es interesselos betrachtet, rechtfertigt die Allgemeingültigkeit des kategorischen Imperativs.

Inwiefern eine unzeitige Einwirkung des Aesthetischen auf das Moralische und Intellectuelle schädlich ist, erörterte Schiller in dem Aufsatz über die Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, der erst Nov. 1795 erschien, aber bereits in Schwaben Oct. 1793 geschrieben war. Zunächst verwirft er die Anwendung des Geschmacks auf die Wissenschaft. „Es hieße Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anstrengt, zugleich dem Schöngeist zum leichten Spiel dienen sollte... Wo der Inhalt sich nach der Form richten muß, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und, anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man blos ein unterhaltendes Spiel getrieben. — Ueberhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Wo der Geschmack der alleinige Richter ist, wird man gleichgültig gegen die Realität der Dinge und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung. Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bei solchen Ständen und in solchen Cirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. — Garve hat in seiner „Vergleichung bürgerlicher und adeliger Sitten" unter den Prärogativen des adeligen Jünglings auch die frühzeitige Competenz desselben zum Umgang mit der großen Welt angeführt, von welchem der bürgerliche schon durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht auf die äußere und ästhetische Bildung unstreitig als ein Vortheil zu betrachten ist, auch in Absicht auf die innere Bildung des adeligen Jünglings und also auf das Ganze seiner Erziehung ein Gewinn heißen könne, bezweifle ich. So viel auf diesem Wege an Form zu gewinnen ist, so viel muß dadurch an Materie versäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter sich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, so dürfte der Bürger den Edelmann um das Prärogativ nicht sehr beneiden. Wenn es freilich auch fernerhin bei der Einrichtung bleiben soll, daß der Bürgerliche arbeitet und der Adelige repräsentirt, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als gerade diesen Unterschied in der Erziehung; aber ich zweifle, ob der Adelige sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird. — Größer noch als die Nachtheile, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen

Forderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen, sind eben diese Anmaßungen des Geschmacks, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben. Belletristische Willkür im Denken ist freilich etwas sehr Uebles und muß den Verstand verfinstern; aber eben diese Willkür auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas Böses und muß das Herz verderben. Und zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühl ausschließend anvertraut und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht. — Die moralische Bestimmung des Menschen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Dadurch bewirkt er zwar, daß die Begierden sich veredeln, aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehn. — Dafür nämlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiel sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens wird unvermerkt als ein Contract angesehn, der den einen Theil nur so lange bindet als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet. Die „unvollkommenen Pflichten" sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt und nicht selten gegen die vollkommenen behauptet, da sie der Willkür des Subjects weit mehr anheimstellen und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit um sich werfen. Wie viele giebt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elend preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen! Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden giebt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und

manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft sein will. Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Natursohn gesichert ist. Selbst der edelste Affect des Menschen, die Liebe, weiß sophistisch die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Anregung der Selbstliebe verächtlich zu machen und unsere sittliche Würde als ein Bestandstück unserer Glückseligkeit vorzustellen, welche zu veräußern in unserer Willkür stehe. Ist unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft und über unsere Selbstliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir ihr verächtliches Opfer sind.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausschlagen, wenn zwischen den sinnlichen und den sittlichen Trieben, die doch nur in dem Ideal und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig sein können, eine zu innige Gemeinschaft herrscht. — Man sagt daher ganz richtig, daß die echte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückselig nenne ich den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat unrecht zu thun, und um recht zu handeln, nicht nöthig hat zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn regiert, wird er zu Grabe gehn, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen."

Der Gegensatz gegen Goethe ist hier noch härter ausgesprochen als in Anmuth und Würde. Schiller ließ die Abhandlung drucken, als er durch Wilhelm Meister bereits theilweise bekehrt war; er ergänzte sie durch den Zusatz: „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten."

Eine Anwendung des in „Anmuth und Würde" entwickelten Moralprincips auf die Kunst versuchte Schiller in der Abhandlung über das Pathetische, die in der Thalia 1793 unmittelbar auf jene folgte. Es zeigt sich darin ein ernsthaftes Studium Winckelmann's und des Lessingschen Laokoon. „In moralischen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) leicht und schnell ins Erhabene über. Wie die Imagination ihre Freiheit verliert, macht die Vernunft die ihre geltend, und das Gemüth erweitert sich nur desto mehr nach Innen, indem es von Außen Grenzen findet. Herausgeschlagen aus allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schutz verschaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unserer moralischen Freiheit und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit. Aber eben weil es zu diesem physischen Bedrängniß gekommen sein muß, ehe wir bei unserer moralischen Natur Hilfe suchen, können wir dieses hohe Freiheitsgefühl nicht anders als durch Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bei diesem Leiden stehn und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbständiges Gemüth hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Uebergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.*)

18. Mai 1794. „In der neuen Ausgabe spricht Kant mit großer Achtung von Anmuth und Würde; ich kann dir nicht sagen, wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hände fiel und daß sie diese Wirkung auf ihn machte." — „Daß Kant dich vorzüglich schätzt, antwortet Körner 25. Mai, wundert mich nicht. Es ist eine gewisse Aehnlichkeit zwischen euch beiden in dem Charakter eures Geistes, die man bei genauerer Vergleichung wohl bemerken kann." — 13. Juni wird Kant aufgefordert, sich an den Horen zu betheiligen. „Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbeigehn lassen, ohne Ihnen für die Aufmerksamkeit zu danken, deren Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt, und für die Nachsicht, mit der Sie mich über meine Zweifel zurechtgewiesen haben. Blos der Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Resultate der von

*) Viel tiefer hat Schiller in der spätern Abhandlung über das Erhabene den Contrast zwischen dem Gesetz des Weltlaufs und dem Sittengesetz als die höchste Bürgschaft für die menschliche Freiheit, als die Offenbarung des Dämonischen im Menschen dargestellt.

Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Theil des Publicums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen scheint, konnte mir auf einen Augenblick das Ansehn Ihres Gegners geben, wozu ich in der That zu wenig Geschicklichkeit und noch weniger Neigung habe. Daß Sie die Gesinnung, mit der ich schrieb, nicht mißkannten, habe ich mit unendlicher Freude gesehen... Nehmen Sie die Versicherung meines lebhaftesten Danks für das wohlthätige Licht an, das Sie in meinem Geiste angezündet haben — eines Dankes, der, wie das Geschenk, auf das er sich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich ist."*)

4. Juli. „Ich habe jetzt auf eine Zeit lang alle Arbeiten liegen lassen, um den Kant zu studiren. Einmal muß ich darüber ins Reine kommen, wenn ich nicht immer mit unsichern Schritten meinen Weg in der Speculation fortsetzen soll. Humboldt's Umgang erleichtert mir diese Arbeit sehr, und die neue Ansicht, welche Fichte dem Kantischen System giebt, trägt gleichfalls nicht wenig dazu bei, mich tiefer in diese Materie zu führen... Sein Buch trägt das Gepräge eines schöpferischen Geistes und erweckt große Erwartungen von seinem Urheber, die er jetzt schon zu erfüllen angefangen hat." — 20. Juli. „Das Studium Kant's ist noch immer das einzige, was ich anhaltend treibe, und ich merke doch endlich, daß es heller in mir wird."**)

---

*) Kant, überhaupt kein großer Briefschreiber, antwortete erst auf nochmalige Mahnung, 30. März 1795, sehr freundlich aber nicht eingehend.

**) Noch einige spätere Aeußerungen. — Körner an Schiller, 29. Mai 1797. „Die Bemerkung habe ich gemacht, daß Kant, den ich jetzt besonders studiren muß, mir immer dunkler zu werden scheint, je öfter ich ihn lese. Das gilt besonders von einigen Stellen in der Kritik der reinen Vernunft." — Schiller an Goethe, 22. Sept. 1797. „Kant's kleinen Tractat (vom ewigen Frieden) habe ich gelesen, und obgleich der Inhalt nichts eigentlich Neues liefert, mich über seine trefflichen Einfälle gefreut. Es ist in diesem alten Herrn noch etwas wahrhaft Jugendliches, das man beinahe ästhetisch nennen möchte, wenn einen nicht die greuliche Form, die man einen philosophischen Kanzleistil nennen möchte, in Verlegenheit setzte." — 22. Decbr. 1798. — „Ich bin sehr verlangend, Kant's Anthropologie zu lesen. Die pathologische Seite, die er am Menschen immer herauskehrt, und die bei einer Anthropologie vielleicht am Platz sein mag, verfolgt einen fast in allem was er schreibt, und sie ist's, die seiner praktischen Philosophie ein so grämliches Ansehn giebt. Daß dieser heitre und jovialische Geist seine Flügel nicht ganz von dem Lebensschmutz hat losmachen können, ja selbst gewisse düstere Eindrücke der Jugend rc. nicht ganz verwunden hat, ist zu

Von dem erfrischenden Einfluß Humboldt's ist schon anderwärts die Rede gewesen; die Horen gaben ihrem Umgang den Stoff. Es waren ebenfalls die Horen, die den lebendigen Verkehr mit Goethe herbeiführten. Die alten Zwistigkeiten waren in den Hintergrund getreten, Moritz war gestorben; Schiller, aus Schwaben sehr hinfällig zurückgekehrt, machte durch sein leidendes Aussehn einen rührenden Eindruck auf Goethe. Die nächste Veranlassung des Verkehrs aber gab die Naturwissenschaft. Goethe suchte Schiller zu überführen, daß es eine Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt anzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. „Ich trug die Metamorphose der Pflanzen vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehn. Er vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedner Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe. Schiller erwiderte als gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht. Der erste Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß; er hielt alle fest, die sich ihm näherten" — u. s. w. — Man sieht, daß Realismus hier etwas Anderes heißt, als man gewöhnlich darunter versteht. Heute nennt man Realisten die verstockten Erfahrungsmenschen, Goethe nennt sich, im Sinn der mittelalterlichen Philosophie, einen Realisten, weil ihm seine Ideen Realität haben, ja weil sie ihm als das einzig Lebendige erscheinen. Die Urpflanze hatte er nirgend gesehn, er konnte sie auch nicht sehn, weil sie nicht existirt, was man so gewöhnlich existiren nennt; aber das Bild seines Geistes war ihm höhere Gewißheit als das Zeugniß seiner Sinne.

verwundern und zu beklagen. Es ist immer noch etwas in ihm, was einen, wie bei Luther, an einen Mönch erinnert, der sich zwar sein Kloster geöffnet hat, aber die Spuren desselben nicht ganz vertilgen konnte."

Es war ein Glück, daß Schiller von der Naturwissenschaft gar nichts verstand. Diese Gegenstände waren Goethe's Lieblingsgespräche. Die Männer der Wissenschaft kamen ihm mit ungläubigem Lächeln entgegen, hier fand er nun einen geistvollen Schüler, dem es nur darauf ankam, seine Ideen zu bereichern, und der über die neugewonnenen Anschauungen glücklich war. — Lange hatte Schiller über den Begriff des Genie's,*) des griechischen Naturlebens, der Naivetät nachgedacht; nun ging es ihm wie eine Offenbarung auf. In dem Brief an Goethe, 23. August 1794, wo er diesen zu charakterisiren unternahm, ging er von dessen naturwissenschaftlichen Studien aus. „Die neulichen Unterhaltungen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht. Ueber so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Object, der Körper, zu mehreren Ideen, Sie brachten mich auf die Spur. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Speculation als die Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Anschauung liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigner Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden, Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann blos zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genie's, welches unter dem dunklen aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Gesetzen verbindet. Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehn, und den Weg, den Sie vorge-

*) „Wenn das Genie, schreibt er 3. Febr. 1794 an Körner, durch seine Producte die Regel gegeben hat, so kann die Wissenschaft diese Regeln sammeln, vergleichen und versuchen, ob sie unter einen allgemeinen Grundsatz zu bringen sind; da sie aber von der Erfahrung ausgeht, so hat sie auch nur die eingeschränkte Autorität empirischer Wissenschaften: sie kann blos zu einer verständigen Nachahmung gegebener Fälle, aber niemals zu einer positiven Erweiterung führen; alle Erweiterung der Kunst muß vom Genie ausgehn."

zeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen . . Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchem Ziel zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen mit aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen,*) und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde nordische Natur in sich

*) „Ihre Phantasie, schreibt Schiller an Sophie Mereau 18. Jan. 1795, liebt zu symbolisiren und alles, was sich ihr darstellt, als einen Ausdruck von Ideen zu behandeln. Es ist dies überhaupt der herrschende Charakterzug des deutschen poetischen Geistes, wovon uns Klopstock das erste Muster gegeben und dem wir alle folgen, durch unsere nordisch philosophirende Natur gedrungen. Weil leider unser Himmel und unsere Erde, der eine so trüb, die andere so mager ist, so müssen wir sie mit unsern Ideen bevölkern und ausschmücken, und uns an den Geist halten, weil uns der Körper so wenig fesselt."

aufgenommen, als Ihr siegendes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Anschauungen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinkts mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könnte es keinen größeren Widerspruch geben. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht die letzte mit freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß beide einander auf halbem Wege begegnen. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der speculative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der speculative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objecte erzeugen."

Nach einem freundlichen Entgegenkommen Goethe's fährt er fort, 31. August: „Unsere späte Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm geschäftig vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher

als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben. Erwarten Sie bei mir keinen großen materiellen Reichthum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus Wenigem Viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntnisse nennt, einmal kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen, und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalt fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte. Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam compromittirt zu haben. Im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Darnach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebe ich als eine Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir besonders in frühern Jahren sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehn gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstractionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krank=

heit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet."

„Bei meiner Zurückkunft, schreibt er 1. Septbr. an Körner, fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel geschlagen, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel."

Darauf folgte das vierzehntägige Zusammenleben in Goethe's Haus, 14. bis 27. Sept., an dem auch Humboldt sich betheiligte, und Schiller eilte, die neu gewonnene Ideenmasse in den lange projectirten Briefen über die ästhetische Erziehung abzulegen. Indem er den Anfang derselben Goethe übersendet, 20. Oct. 1794, fügt er hinzu: „Sie werden in den ästhetischen Briefen Ihr Portrait finden, worunter ich gern Ihren Namen gesetzt hätte, wenn ich es nicht haßte, dem Gefühl denkender Leser vorzugreifen. Keiner, dessen Urtheil für Sie Werth haben kann, wird es verkennen, denn ich weiß, daß ich es gut gefaßt und treffend gezeichnet habe."

Goethe antwortet, 26. Oct.: „Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig; und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?" — Schiller ist (28. Oct.) von diesem Beifall

sehr entzückt: „Die Hauptsache beruht doch auf dem Zeugniß der Empfindung und bedarf also einer subjectiven Sanction, die nur die Beistimmung unbefangener Gemüther ihr verschaffen kann. Meyer's Stimme ist mir hier bedeutend und schätzbar, und tröstet mich über den Widerspruch Herder's, der mir meinen Kantischen Glauben, wie es scheint, nicht verzeihen kann. Ich erwarte auch von den Gegnern der neuen Philosophie keine Duldung ... denn diese übt in den Hauptpunkten selbst keine Duldung aus und trägt einen viel zu rigoristischen Charakter, als daß eine Accommodation mit ihr möglich wäre. Aber dies macht ihr in meinen Augen Ehre, denn es beweist, wie wenig sie die Willkühr vertragen kann. Eine solche Philosophie will daher auch nicht mit bloßem Kopfschütteln abgefertigt sein. Im offenen, hellen und zugänglichen Feld der Untersuchung erbaut sie ihr System, sucht nie den Schatten und reservirt dem Privatgefühl nichts; aber so wie sie ihre Nachbarn behandelt, will sie wieder behandelt sein, und ist es ihr zu verzeihen, wenn sie nichts als Beweisgründe achtet . . . So alt das Menschengeschlecht ist, hat man die Fundamente dieser Philosophie stillschweigend anerkannt und im Ganzen darnach gehandelt."

Die Speculation ist bei ihm nun auf dem Punkt angelangt, wo sie eines idealen Objects bedarf; die Sehnsucht ist so groß, daß man von ihr sagen kann wie Mephistopheles: „Du siehst mit diesem Trank im Leibe, bald Helena in jedem Weibe." In dieser Stimmung erhielt er den Anfang des W. Meister. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, schreibt er an Goethe 7. Jan. 1795, wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Product dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehn. Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier alles so streng, so rigid und abstract und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur so treu geblieben zu sein als sich mit dem Begriff der Analysis verträgt; ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unsere Kantianer für erlaubt und für möglich hielten. Aber dennoch fühlte ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Raisonnement — und kann mich nicht enthalten, in einem solchen melancholischen Augenblick für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde

blos für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen mag. So viel ist indeß gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Carricatur gegen ihn." — Inzwischen treibt er doch seine ästhetischen Studien eifrig fort. In demselben Brief heißt es weiter: „Ich bin voll Erwartung, was Sie zu meiner Metaphysik des Schönen sagen. Wie das Schöne selbst aus dem ganzen Menschen genommen ist, so ist diese meine Analysis desselben aus meiner ganzen Menschheit herausgenommen und es muß mir allzuviel daran liegen, zu wissen, wie diese mit der Ihrigen zusammenstimmt." An Körner, 19. Jan. „Wie viel Deutlichkeit der Aufsatz in seiner jetzigen Gestalt auch für nicht-Kantische Leser hat, davon machte ich gestern Abend eine sehr interessante Erfahrung. Ich las ihn Goethe und Meyer vor, beide wurden von Anfang an bis hinaus davon fortgerissen, und zwar in einem Grade, wie kaum ein Werk der Beredsamkeit vermag. Du kennst den kalten Meyer, der sonst sehr auf sein Fach begrenzt zu sein schien; aber hier folgte er dem Faden der Speculation mit einer Attention, einer Treue und einem Interesse, das mich ganz überraschte."

In der That begreift man aus dem Inhalt der neuen Schrift diese Uebereinstimmung vollkommen. Schiller bekennt in der Einleitung, nur Kantische Grundsätze vorzutragen, die ja die ewigen Grundsätze der Wahrheit seien; auch Fichte wird rühmend erwähnt: hauptsächlich die eben erschienenen „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten". Wie Fichte den Gelehrten das Salz der Erde nennt, so findet es Schiller im Künstler.

„Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfniß erheben: jetzt aber herrscht das Bedürfniß und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser großen Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert. Erwar-

tungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht.

Wahr ist es, das Ansehn der Meinung ist gefallen, die Willkür ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Indolenz aufgewacht, und nachdrücklich fordert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fordert sie nicht blos: jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaats wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht. — In den niedern Classen stellen sich uns rohe, gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Darf man den Staat tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, so lange es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück. — Auf der andern Seite geben die civilisirten Classen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Cultur selbst ihre Quelle ist. Die Aufklärung des Verstandes zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. Mitten im Schooß der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit herauszubringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen; nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen

Rechte. Wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Cultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß, und es ist blos das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt. —

So ist es nicht immer gewesen. —

Die Griechen beschämen uns nicht blos durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsere Nebenbuhler, ja oft unsere Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unserer Sitten zu trösten pflegen. Damals hatten die Sinne und der Geist noch kein streng geschiedenes Eigenthum: denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig abzutheilen und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Speculation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. So fein und scharf die Vernunft auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte bei keinem einzigen Gott.

Wie ganz anders bei uns Neuern! — Bei uns äußern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psycholog sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehn nicht blos einzelne Subjecte, sondern ganze Classen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind. Die Cultur selbst war es, welche der Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, zerriß der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte. — Indem hier die luxurirende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes ver-

wüstet, verzehrt dort der Abstractionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen und die Phantasie sich entzünden sollen. — Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus. So wird das einzelne concrete Leben vertilgt, damit das Abstractum des Ganzen sein dürftiges Dasein friste, und ewig bleibt der Staat seinen Dienern fremd, weil das Gefühl ihn nirgend findet. Endlich überdrüssig, ein Band zu unterhalten, das ihr vom Staat so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft in einen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei mehr ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie nöthig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Indem der speculative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, wurde er ein Fremdling in der Sinnenwelt. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis eingeschlossen und in diesem noch mehr durch Formeln eingeengt, sah das freie Ganze sich aus den Augen gerückt. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln und die subjectiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu constitutiven Gesetzen für das Dasein der Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegenstehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen, und die Regeln seines Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen." —

Es ist, wie wir sehn, dasselbe Gefühl des Mangels, das Wilhelm Meister aus seiner Sphäre treibt, das Hölderlin, Schiller's Schüler, mit einer krankhaften Sehnsucht nach Griechenland erfüllt.*) — Schiller gesteht zu, daß die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können. „Die Erscheinung der griechischen Menschheit war ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren noch höher steigen konnte.**) Die Theilung der Arbeit ist das große Instrument der Cultur. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die Individuen unter dem Fluch dieses Weltzwecks leiden.

Jeden Versuch einer Staatsveränderung muß man so lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für

*) Schiller selbst ging (Oct. 1795) mit dem ganz ernsthaften Vorsatz um, noch griechisch zu lernen; Humboldt brachte ihn davon ab.

**) Denn sie beruht, wie Hegel richtig hinzufügt, auf dem Institut der Sklaverei.

chimärisch halten, bis die Trennung in dem Menschen wieder aufgehoben und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerin zu sein und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, und hier, von einer pedantischen Curatel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrection auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischentritt und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf endigt.

Nicht in der Vernunft liegt der Grund, daß wir noch immer Barbaren sind, sondern im Gemüth. Nicht genug, daß alle Aufklärung des Verstandes nur insofern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfließt; sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfniß der Zeit, und das Werkzeug dieser Ausbildung ist die schöne Kunst.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden, kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der unwandelbaren Einheit seines Wesens. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. — Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter waren. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber

die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbild wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? — Wenn er ihr Urtheil verachtet. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstand, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Gieb der Welt, auf der du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd und bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. In der schamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht blos der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealen Gehalts in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiel

ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen; aber an ihrem Müßiggang kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohheit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet."

An dieser glänzenden, man kann sagen hinreißenden Beredsamkeit, die das Glaubensbekenntniß der classischen Periode, der Periode Wilhelm Meister's in der vollendetsten Form ausspricht, hatte das Studium Kant's keinen wesentlichen Theil: es war in der Hauptsache der Gedankengang der „Künstler". Aber um wie viel männlicher, entschlossener, reifer war es ausgedrückt! Wie schwach klingen dagegen die Sonette der spätern Romantiker! Und sie sagten dasselbe: wenn sie die Jungfrau Maria verherrlichten, die Blumen und Sterne, die heilige Genoveva u. s. w., so war das wieder nur die Reaction der Form gegen den Stoff: die Götter Griechenlands oder die Heiligen des Mittelalters, es war die freie Kunst, die sich vom wirklichen Leben losriß. Der Künstler müsse, um das Jahrhundert zu befreien, sich erst von den Schlacken des Jahrhunderts reinigen. „In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form alles thun. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sei, wirkt jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Beobachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben; es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers hervorgehn." „Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust ihm entlockt und die ruhige Form das wilde

Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, ungebunden, ohne frei zu sein u. s. w. In dieser Epoche ist ihm die Welt blos Schicksal, noch nicht Gegenstand; alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschafft; was ihm weder giebt noch nimmt, ist ihm nicht vorhanden. Einzeln und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorübergehn; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt sich auf die Gegenstände und will sie an sich reißen in der Begierde, oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein und er stößt sie von sich in der Verabscheuung. Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt, sie in andern zu ehren, und der eigenen wilden Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet, und im Wiederschein des Bewußtseins sich endlich die Gegenstände zeigen. — Auch die Religion jener [d. h. unserer] Periode trägt den Makel der Sinnlichkeit. Der höchste Wunsch, zu dem er es bringt, ist die unendliche Fortdauer seines Wohlseins; er überredet sich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehn, die durch einen Willen eingeführt wurden. Der Geist seiner Gottesverehrung ist Furcht. — Die Reflexion ist das erste liberale Verhältniß des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgiebt. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, das ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrschte, läßt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig Wandelnde, steht still, indem des Bewußtseins zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflectirt sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird im Menschen, ist auch außer ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem

Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Grenzen. Aus einem Sklaven der Natur, so lange er sie blos empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Was ihm Object ist, hat keine Gewalt über ihn. So weit er der Materie Form giebt, und so lange er sie giebt, ist er ihren Wirkungen unverletzlich. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schrecknis der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Object zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, seine Selbständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eignen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen; das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form geweiht. — Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet. — Wenn das Bedürfniß den Menschen in die Gesellschaft nöthigt und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihn pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen. Alle andern Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft. Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seine Schranken, so lange es ihren Zauber erfährt. — Wo aber ist ein solcher Staat des schönen Scheins zu finden? — Dem Bedürfniß nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Cirkeln finden." —

Vor allem in Weimar-Jena; die Horen sollten seine Apostel sein. Die Menge wollte diesem Wort nicht trauen, von Halbjahr zu Halbjahr nahm die Zahl der Abonnenten ab, und mehr

und mehr wurde der Dichter gegen das Vaterland verstimmt. Die Menge will sehen, ehe sie glaubt; die begeistertsten Lobreden auf die Kunst gingen wirkungslos an ihr vorüber, bis der Dichter des Wallenstein ihr die Kunst wirklich zeigte. — Die Wahrheit des Evangeliums, das er verkündet, hat in der That ihre Grenzen. — Einmal fällt ihm der bekannte Einwand ein: „Es muß Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Cultur bei einem Volk mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wären." Er gab aber diesem Gedanken keine weitere Folge, und doch hätte ein tieferes Eingehn ihm die Schwäche der neuen Kunstform gezeigt. — Die Horen schlossen grundsätzlich alles aus, was das Volk unmittelbar berührte: namentlich alle politischen und religiösen Fragen. Vergebens warnten Kant, Herder, Jacobi vor dieser Isolirung; Schiller ging damals eigentlich noch weiter: er wollte jene Gedanken und Beschäftigungen nicht blos von der Kunst, sondern von dem Leben des wahrhaft Gebildeten verbannen. Das war der Irrthum seiner damaligen Anschauung; ein Irrthum, den die spätere Romantik wieder aufnahm und endlich in eine Reaction gegen die Aufklärung, d. h. gegen das wirkliche Leben des Zeitalters verkehrte. — Beide erwarteten, wenigstens ursprünglich, nicht von der Religion die Reinigung der Kunst, sondern von der Kunst die Reinigung der Religion; nicht von der Nation den Lebensanhalt der Dichtung, sondern von der Dichtung den echten Lebensgehalt der Nation.

„Sie verlangen zu wissen, schreibt Schiller an Jacobi 25. Jan. 1795, wie weit sich das Interdict erstreckt, das wir auf politische Gegenstände gelegt haben. Wir wollen uns jeder bestimmten Beziehung enthalten. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann. Sonst aber und dem Geist nach ist es das Vorrecht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinn des Worts der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein." Und in demselben Sinn schreibt er 4. Nov. an Herder, der sich gegen die griechische Mythologie für die nordische

ausspricht: „Giebt man Ihnen die Voraussetzung zu, daß die Poesie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehn, damit eins ausmachen und darin zurückfließen muß, und (in unsern Umständen) kann, so haben Sie gewonnen. Aber gerade jene Voraussetzung leugne ich. Es läßt sich, wie ich denke, beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Uebermacht der Prosa in dem Ganzen unsers Zustandes ist meines Bedünkens so groß und entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, nothwendig davon angesteckt und also zu Grunde gerichtet werden mußte. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht, und anstatt jener Coalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er seine eigene Welt formirt und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde."

Noch immer war ihm Griechenland das heimliche Vorbild aller Poesie; erst ein tieferes Nachdenken konnte ihn in die poetische Berechtigung der modernen Zeit einführen; vollständig gelang es ihm erst, als er wieder zum Schaffen zurückkehrte. — Die Lectüre des W. Meister hatte ihm so imponirt, daß er an seinem Beruf zweifelhaft geworden war. Noch voll von diesem Eindruck, schreibt er 2. Juli 1796 an Goethe: „Eine würdige und wahrhaft ästhetische Schätzung des ganzen Kunstwerks ist eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen, und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Products erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältniß, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so in einem höhern Sinn des Worts den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine

Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe. — Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werks bewegte. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger als sie sein wird, wenn ich mich desselben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein; sie ist aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem alles geflossen ist. — Aber ich kann diesen Eindrücken noch keine Sprache geben ... Leben Sie wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund! Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir sonst nur in der Ferne eines begünstigten Alterthums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist. Wundern Sie Sich nicht mehr, wenn es so wenige giebt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurtheiler allen Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunst, und bei denen, die dem Künstler zu folgen im Stande sein könnten, wirkt die genialische Kraft, welche sie hier handeln sehn, so feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbst so sehr ins Gedränge, daß sie es mit Gewalt von sich stoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhaftesten huldigen"*).

*) Schon 1. März 1795 hatte er geschrieben: „Die Jacobische Kritik hat mich nicht im Geringsten gewundert, denn ein Individuum wie er muß ebenso nothwendig durch die schonungslose Wahrheit Ihrer Naturgemälde beleidigt werden, als Ihr Individuum ihm dazu Anlaß geben muß. Jacobi ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Ideen suchen, und das, was sein soll, höher halten als das, was ist; der Grund des Streits liegt also hier schon in den ersten Principien, und es ist völlig unmöglich, daß man einander versteht. Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Dingen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf!"

Wer nicht ganz unempfänglich für das Große und Reine ist, muß durch diesen Ausbruch eines vollen Herzens auf das innigste gerührt werden. Und wie schön ist dieses Gefühl ausgedrückt! — Eine Kritik ist es nicht. Schiller hatte die Liebe zum Dichter auf das Gedicht übertragen, und so kostbar diese Zeugnisse einer hingebenden Freundschaft Goethe sein mußten, so mag doch Riemer's Bericht, es sei ihm zuweilen unheimlich dabei geworden, auf einem Gran Wahrheit beruhn. Im Stillen fühlte Goethe wohl, daß sein Werk idealisirt wurde, und wenn Schiller auch den schwächsten Einschaltungen, dem bloßen Nothbehelf einen tiefen Sinn abgewann, so konnte das den Dichter ebenso verwirren als beglücken.

Mit dem Vorsatz einer Recension war es Schiller völliger Ernst. „Ich bin entschlossen, schreibt er an Körner 3. Juli 1796, mir die Beurtheilung des Meister zu einem ordentlichen Geschäft zu machen, wenn es mir auch die nächsten drei Monate ganz kosten sollte. Ohnehin weiß ich für mein eigenes Interesse nichts Besseres zu thun; es wäre mir unmöglich, nach einem solchen Kunstgenuß etwas Eigenes zu stümpern." — „Du mußt die Bescheidenheit nicht übertreiben, antwortet Körner 8. Juli; begreiflich ist's freilich, wie man in den ersten Aufwallungen des Enthusiasmus sich selbst verkennt ... Ich habe mich oft beschäftigt, eure Talente zu vergleichen ... Der gestaltlose Gedanke ist dir immer das Erste; diesem soll die Phantasie dienen, um ihm eine Gestalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, ist das Spiel der Phantasie das Erste; durch dies entsteht die Gestalt. Sie kann nie geistlos sein, da sie sein Product ist; aber ob sie geistvoll sei, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Bestimmtheit der Umrisse, Individualität — und diese sucht er in der Darstellung seines Bildes zu versinnlichen ... Versuch es nur, deiner Phantasie mehr Freiheit zu lassen, ohne zu sagen, was sie hervorbringen wird. Was du mir von deinen dichterischen Plänen gesagt hast, wird gewiß dann am glücklichsten ausgeführt werden, wenn irgend eine zufällige Geburt deiner Phantasie mit Einem oder dem Andern zusammentrifft. Die Gestalt mußt du finden, ohne sie zu suchen; aber die Darstellung kannst du dir dann zum Geschäft machen."

Körner nahm dem Freund die Kritik ab; was er über Meister sagt, ist in seiner lakonischen Weise in der That das Bündigste,

was sich darüber sagen läßt. Schiller hatte Gelegenheit, seine Grundsätze in anderer Form auszusprechen. Ebenso wie Körner, hatte ihn Humboldt über seine poetische Kraft zu beruhigen gesucht; er antwortet demselben 26. Oct. 1795: „Ueber einiges, was mehr ins Allgemeine geht, giebt Ihnen vielleicht meine Abhandlung über das Naive denjenigen Aufschluß, den ich selbst mir über die Frage: inwiefern kann ich bei dieser Entfernung von dem Geist der griechischen Poesie noch Dichter sein, und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint? zu geben gesucht habe. Nehmen Sie den Fall, die Natur habe mich wirklich zum Dichter bestimmt, so wird Ihnen der ganz zufällige Umstand, daß ich mich in dem entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von vierzehn bis vierundzwanzig, ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur völlig verabsäumt, und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft habe, meine ungriechische Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist erklären. Der Einfluß philosophischer Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein starker Beweis für diese Behauptung ist, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweise, selbst durch das Alter, durch jahrelang getriebene Speculation von der dichterischen Vorstellungsweise um so viel mehr hätte abkommen sollen, nichts desto weniger ihr eher näher gekommen bin, weil ich in dieser Zeit, obgleich nur sehr mittelbar, aus griechischen Quellen schöpfte. Diese schnelle Aneignung der fremden Natur unter so ungünstigen Umständen beweist, daß nicht eine ursprüngliche Differenz, sondern blos der Zufall zwischen mich und die Griechen getreten sein konnte. Ja ich bilde mir in gewissen Augenblicken ein, daß ich eine größere Verwandtschaft zu den Griechen haben muß, als viele andere, weil ich sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen, und mit meinen Fühlhörnern erfassen kann. Geben Sie mir Muße und so viel Gesundheit als ich bisher nur gehabt, so sollen Sie sicherlich Producte von mir sehen, die nicht ungriechischer sein sollen, als die Producte derer, welche den Homer an der Quelle studirten. Das mag sein, daß meine Sprache immer künstlicher organisirt sein wird, als sich mit einer Homerischen Dichtung verträgt, aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterscheidet ein kritisches Auge leicht, und es

wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine so mühsam gebildete Organisation, die auch nicht an Tugenden leer ist, auf gut Glück wieder zu zerstören. Es ist etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen) was sie, als moderne, miteinander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten. Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben sie vor den Griechen voraus. Mit dieser modernen Realität verbinden einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes, die aber dem griechischen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgesagt, daß ein Product immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist. — Und nun fragt sich: sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem eigenen Gebiet sich einheimisch zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Cultur selbst ewig widersteht, sich von den Griechen übertreffen zu lassen? Sollten mit einem Wort neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal als die Wirklichkeit zu bearbeiten? — Denken Sie, lieber Freund, vorläufig diesem Gedanken nach. Sie werden alsdann meinen Aufsatz mit mehr Neugier durchlaufen."

Es war das Werk über sentimentale und naive Poesie, welches in den Horen 1795 und 1796 erschien; ursprünglich nicht als ein Ganzes gedacht, sondern auf verschiedene einzelne Untersuchungen berechnet Das Naive hatte Schiller bereits in Schwaben zum Gegenstand gemacht, wie wir aus einem Brief an Körner sehn 4. Oct. 1793, doch war ihm der Begriff erst mit Klarheit aufgegangen, als er Goethe lieben gelernt. Goethe's Bedeutung vollständig zu begreifen und zu würdigen und sich selbst darüber klar zu ma en, in welcher Gattung er denn doch diesem Liebling der Götter gewachsen sei, das war das geheime Motiv seiner Forschungen. Wenn man in dieser Abhandlung eine vollständige Theorie der Dichtung sucht, so thut man ihr zu viel Ehre an; wohl aber kreuzen sich in ihr alle die großen Fragen, welche die Aesthetik und Literaturgeschichte seit der Zeit beschäftigt haben, und alle Wahrheit und aller Irrthum der folgenden Zeit findet dort einen Anknüpfungspunkt. Zu den stärksten Irrthümern gehört, daß man die Gegensätze zwischen classisch und romantisch,

zwischen antik und modern ohne Weiteres mit jenem Gegensatz zwischen naiv und sentimental identificirt hat: was Schiller begegnen konnte, der in der Geschichte der Literatur noch nicht sehr zu Hause war, darf uns Neuere nicht mehr irreführen.

Ungefähr gleichzeitig (1794—1798) veröffentlicht der spätere Dogmatiker der Romantik, Friedrich Schlegel, seine Untersuchungen über denselben Gegenstand. Vieles hat er aus Schiller entnommen, aber auch manche sehr wichtige Betrachtung Schiller's rührt ursprünglich von Fr. Schlegel her. Wo es auf historische Anschauung ankommt, verdient der letztere fast durchweg den Vorzug: wo sie sich dagegen auf dem Gebiet des allgemein Menschlichen bewegen, bricht bei ihm die angeborene Frivolität und Unsicherheit durch, während Schiller den wohlthuenden Eindruck ernster Wahrheitsliebe macht. Gerade dieses doppelte Gefühl großer Verwandtschaft in den Studien und eines scharfen Gegensatzes in der Natur hat, wie wir später sehn werden, zwischen diesen beiden Männern eine Entfremdung herbeigeführt, die endlich zum Bruch wurde.

Die Bemerkungen über verschiedene dichterische Erscheinungen, um die Begriffe sentimental und naiv zu erläutern, sind theilweise sehr fein. Was Schiller über Klopstock sagt, steht noch heute fest. Doch sind sie sehr ungleich, nicht blos weil Schiller's Kenntniß unvollständig war, sondern weil es ihm mehr um ein Beispiel für seine philosophischen Sätze, als um eine sachgemäße Darstellung des Gegenstandes zu thun war. Wie wenig sich Schiller zum Kritiker im strengen Sinn eignete, zeigen seine Recensionen über Bürger (1790) und Matthisson (1794). Bei den letztern handelte es sich nur um die Berechtigung, die Natur als solche zum Gegenstand der modernen Poesie zu wählen. Wie wenig dieser außerhalb der Sache gelegene Gesichtspunkt geeignet war, den Gegenständen gerecht zu werden, hat Schiller in spätern Jahren laut genug ausgesprochen.

Die Abhandlung über das Naive knüpft unmittelbar an seine zweite Recension an: wie kommen die modernen Dichter (seit Rousseau) zu ihrer Schwärmerei für die Natur? Schiller weist vollkommen richtig nach, daß dieses Wohlgefallen an der Natur nicht unmittelbar durch Anschauung erzeugt, sondern durch eine Idee vermittelt wird. „Wir lieben in diesen Gegenständen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Dasein

nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst... Wir erblicken in ihnen das, was uns abgeht, aber wonach wir aufgefordert sind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritt zu nähern hoffen dürfen." Aehnlich ist unser Verhältniß zu den Kindern. „In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keineswegs die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist im Gegentheil die Vorstellung seiner freien und reinen Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt.... So entsteht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfließen.

Dieselbe Naivetät im Gegensatz zum reflectirenden Menschen charakterisirt das Genie. „Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu sein und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehn. Dadurch allein legitimirt es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphirt." Nun folgt eine wunderbar schöne Schilderung des Genie's (Goethe), durch welche Schiller die Sünden von Anmuth und Würde herrlich wieder gut macht.

Ist aber die Natur uns ein Ideal, so darf sie uns doch keine Sehnsucht sein. „Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen." „Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauschen zu wollen!... Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wieder findest aus den Verirrungen der Kunst, bei der du Muth und neues Vertrauen sammelst und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von neuem entzündest."

Auf den ersten Anblick scheint es seltsam, daß dieses specifische Naturgefühl bei den Griechen sich gar nicht, bei den neuern Völkern dagegen in so hohem Grade vorfindet, und am stärksten bei dem durch die Civilisation am meisten depravirten Volk, bei den Franzosen. „Nicht unsere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns, dem Trieb nach Wahrheit und Simplicität, der unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der phy-

sischen Welt eine Befriedigung zu schaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist . . . Dieses Gefühl ist also nicht das, was die Alten hatten; es ist vielmehr einerlei mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homer's Seele füllte, als er seinen göttlichen Sauhirten den Ulysses bewachen ließ, als was die Seele des jungen Werther bewegte, da er nach einer lästigen Gesellschaft diesen Gesang las. Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit."

Schiller geht bei dieser Gelegenheit auch wieder auf den Gegensatz der Religionen ein: „Die Götter Griechenlands waren die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen." Man sieht, daß er denn doch noch damals die Paradoxien jenes ersten Gedichts nicht blos als eine poetische Freiheit betrachtete. Fast mit denselben Worten charakterisirt Fr. Schlegel, der spätere Katholik, in seinen ersten Schriften diesen Gegensatz. Die Hauptsache ist von beiden vergessen. Der Gegensatz liegt nicht in dem eigentlichen Christenthum: der Bibel wird man die Naivetät ebenso wenig absprechen können, als dem Homer. Es liegt vielmehr 1) darin, daß die Messiasreligion bei einem unterdrückten Volk entstand, dessen Leben nur in der Hoffnung war; 2) darin, daß sie auf eine völlig depravirte Nation übertragen wurde, die ihren eigenen Unglauben an die menschliche Würde darin wieder zu finden wähnte; 3) darin, daß sie vollständig fertig und dogmatisch abgerundet plötzlich den Deutschen aufgedrungen wurde, deren inneres Wesen ihr ganz fremd war und deren Naturgötter durch sie in Teufel und Spukgestalten verwandelt wurden. Nicht der christliche Gott, sondern der auf diese Weise erzeugte Teufel des Mittelalters, d. h. der Glaube an die Schlechtigkeit der Welt, ist die Quelle aller Empfindungen, die in Romantik, Sentimentalität, Weltschmerz u. d. g. ausmündeten.

Indem nun Schiller die Dichter in solche theilt, die von der Natur ausgehn, und solche, die nach der Natur zurückstreben, bemerkt er bald, aber ohne dieser Bemerkung weitere Folge zu geben, daß dieser Unterschied nicht an die Zeit gebunden ist. Shakespeare ist ihm, dem angekränkelten Sohn eines sentimentalen Zeitalters, ursprünglich eben sofremd gewesen als Homer. „Naive Dichter

sind in einem künstlichen Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in demselben kaum mehr möglich; wenigstens auf keine andere Weise möglich, als daß sie in ihrem Zeitalter wild laufen und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Eindruck desselben verborgen werden: als Fremdlinge, die man anstaunt, und als ungebundene Söhne der Natur, an denen man sich ärgert."

Aus dem Begriff der Poesie, „der kein anderer ist als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, ergiebt sich, daß in einem vollständig harmonischen Zeitalter die möglichst getreue Nachbildung des Wirklichen; in einem disharmonischen Zeitalter die Darstellung des Ideals den Dichter macht. Weil das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der cultivirte Mensch in seiner Art niemals vollkommen werden. Vergleicht man hingegen die Arten selbst miteinander, so zeigt sich, daß das Ziel, zu welchem der Mensch durch Cultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehn ist. Wenn man den Gattungsbegriff der Poesie einseitig aus den alten Poeten abstrahirt, so ist nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die Modernen gegen sie herabzusetzen. Aber wenn jene mächtig sind durch die Kunst der Begrenzung, so sind es diese durch die Kunst des Unendlichen. In der bildenden Kunst sind uns daher die Alten unendlich überlegen, ein Werk der Einbildungskraft kann die Vollkommenheit auch durch das Unbegrenzte erreichen.

Der sentimentale Dichter reflectirt über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Der Gegenstand wird auf eine Idee bezogen und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Auch der Inhalt der dichterischen Klage kann niemals ein äußerer, sondern nur ein idealischer Gegenstand sein; selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit betrauert, muß sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen. In dieser Reduction des Beschränkten auf ein Unendliches besteht die poetische Behandlung."

Sehr interessant ist nun die Untersuchung, wie ein sentimentaler Dichter einen naiven Stoff (Klopstock) und wie ein naiver einen sentimentalen behandelt (Goethe im Werther, Tasso und Faust). Bei der Untersuchung, wie weit der Dichter sich erlauben

darf, das Ideal zu verfolgen, kommt Wieland schlecht weg: denn nach Schiller darf nur die reine und schöne Natur solche Freiheiten rechtfertigen. Huber hatte in einem Brief an Körner 10. April 1789 die Sache anders gefaßt: „Ein jeder Gedanke, der Gehalt hat, oder, was eins ist, der aus einer begeisterten Phantasie entspringt, ist meinem unverdorbenen Gefühl nicht entgegen; die Begeisterung hat eigentlich gar keine Schranken, und nur wenn sie aufhört, Begeisterung zu sein, hören ihre Rechte auf. Der Mensch, der das Heiligthum schändet, weil er es für ein Heiligthum hält, oder weil er weiß, daß andere es dafür halten, beleidigt mich wie einen Gassenbuben."

Die Eintheilung der sentimentalen Poesie in Satire, Elegie und Idylle ist nur für den damaligen Standpunkt des Dichters charakteristisch; die Idylle erscheint ihm gewissermaßen als die höchste Form. „Die Idee eines harmonischen Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit all den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Cultur unterworfen ist, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt, diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kommt auch hier das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hilfe, um jene Ideen zur Anschauung zu bringen." — Der Dichter des Wallenstein dachte später anders.

Indem er nun den Gegensatz der sentimentalen und naiven Dichtung auf den menschlichen Charakter überträgt, entwickelt er den entsprechenden Gegensatz zwischen dem Realisten und dem Idealisten, und den Ausartungen beider, dem Empiriker und dem Phantasten. Den Realisten charakterisirt ein nüchterner Beobachtungsgeist, eine feste Anhänglichkeit an das Zeugniß der Sinne und eine resignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit der Natur, eine Ergebung in das, was ist und was sein muß; den Idealisten ein unruhiger Speculationsgeist, der in den Erkenntnissen wie in den Handlungen auf dem Unbedingten besteht. Der Realist wird, was er liebt, zu beglücken, der Idealist würde es zu veredeln suchen; der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem zeitlichen Zustand bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der Realist büßt die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Sein System bewährt sich an allem, wovon er Kundschaft hat und wonach er ein Bedürfniß empfindet — was

kümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn: er ist im Besitz, die Erde ist sein, es ist Licht in seinem Verstand und Zufriedenheit wohnt in seiner Brust. Der Idealist hat lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glück zerfällt, weil er versäumte den Moment zu seinem Freund zu machen, er zerfällt auch mit sich selbst; weder sein Wissen noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches; aber beschränkt ist alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweist, verleugnet er auch nicht in seinem Betragen gegen andere. Er ist zwar großmüthig, weil er sich andern gegenüber seines Individuums weniger erinnert; aber er ist öfters unbillig, weil er das Individuum ebenso leicht in andern übersieht. Der Realist hingegen ist weniger großmüthig; aber er ist billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurtheilt. Das Gemeine, ja selbst das Niedrige im Handeln und Denken kann er verzeihn, nur das Willkürliche, das Excentrische nicht; der Idealist hingegen ist der geschworne Feind alles Kleinlichen und Platten und wird sich selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuren versöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt. Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser denkt über die Menschheit so groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten. Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt erweitert, nie den menschlichen Geist mit seiner selbständigen Größe und Freiheit bekannt gemacht haben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Chimäre und der Glaube daran nicht besser als Schwärmerei, weil er den Menschen niemals in seinem reinen Vermögen, immer nur in einem bestimmten und darum begrenzten Wirken erblickte" u. s. w. Resultat: „daß das Ideal menschlicher Natur unter beide vertheilt, von keinem aber völlig erreicht ist."

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Gegensatz sehr fein ausgeführt ist, und daß manche Punkte darin den Charakter Schiller's und Goethe's — auf dem Standpunkt von 1796 — vortrefflich bezeichnen. Hätte Schiller aber wirklich die Absicht gehabt, die Charakteristik zu erschöpfen, so wäre Goethe dabei noch schlimmer weggekommen als in Anmuth und Würde, denn es werden dem

Realisten einige arge Dinge nachgesagt. Goethe, der wenn er im Allgemeinen einen Menschen billigte, gegen das Einzelne sehr nachsichtig war, und dem in solchen Dingen Reinlichkeit der Classification über alles ging, war mit der Schilderung ganz zufrieden und liebte es noch später, auf sie zurückzukommen, da ja durch einen schönen Freundschaftsbund die beiden Pole sich in einer höhern Einheit zusammengefunden hatten. Aber wir dürfen ihnen nicht blind nachsprechen, wenn wir nicht beiden Unrecht thun wollen: der Idealismus im Dichter des Faust und der Realismus des Dichters im Wallenstein, der Idealismus im Herzen Goethe's und der Realismus im Verstande Schiller's waren viel größer als beide glaubten.

Abgesehn davon, daß solche abstracte Gegensätze sich nach Belieben umkehren lassen, so ist bei jener Bezeichnung merkwürdig, daß sie gerade das als Schiller's Vorzug hervorhebt, was offenbar sein Fehler ist, und ihm das streitig macht, worin seine Größe liegt. Im Begriff des Realismus liegt zweierlei, je nachdem man ihn auf die Beobachtung oder auf die Darstellung anwendet.

Der wahre Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei jeder Individualität in der Natur, der Geschichte und im wirklichen Leben schnell die charakteristischen Züge herausfindet, mit andern Worten, daß man Sinn für Realität hat, für den wahren Inhalt der Dinge. Der falsche Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei dem schärfsten Auge für die einzelnen Züge des Lebens nicht zu unterscheiden vermag, welche charakteristisch sind und welche nicht. In dem bekannten Sprichwort, daß es für den Domestiken keinen Helden giebt, ist der Domestik ein falscher Realist.

Der wahre Realismus in der Darstellung liegt darin, daß man über die nöthige Technik, sei es in Bezug auf Pinsel und Palette oder auf den Meisel, auf den Ton oder auf das Wort, so frei disponiren kann, daß man die zur Charakteristik nothwendigen Mittel, die das Leben nachbilden und das Leben hervorbringen, augenblicklich bei der Hand hat. Der falsche Realismus der Kunst liegt darin, daß man bei der glänzendsten Virtuosität in der Technik diejenigen Momente, die das Leben hervorbringen, nicht richtig zu wählen weiß.

Wenn man nun das, was wir als wahren Realismus bezeichnet haben, Idealismus nennen will, so ist auch nichts dagegen

einzuwenden, denn die Idee der Dinge ist auch ihre Realität. Wenn der wahre Idealist mit seiner Idee das Wesen der Dinge trifft, so bildet sich der falsche Idealist eine Idee, die der Wirklichkeit nicht entspricht, weil sie überhaupt keinen Inhalt hat. Der Gegensatz der Realität ist nach der einen Seite hin freilich das Ideal, nach der andern aber die Chimäre, die Lüge, der Unsinn.

Schiller's Talent ist viel respectabler nach der realistischen als nach der idealistischen Seite. In der Recension über Egmont hebt er mit großer Umsicht alle realistischen Momente hervor, die Charakterschilderung des niederländischen Volks, der Spanier, und er tadelt dagegen dasjenige, was man heutzutage als idealistisch bezeichnen würde: er tadelt die Traumerscheinung der Freiheit, er tadelt die souveraine Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Held die wirklichen Verhältnisse auffaßt. Freilich geht er in vielen seiner Abhandlungen auf das Gegentheil aus, freilich idealisirt er in manchen Scenen seiner spätern Trauerspiele ganz so wie Goethe in diesem Traumbild, aber dieser Idealismus war angelernt, der Realismus war ihm angeboren. Und er hat seine realistische Kraft nie eingebüßt, ja sie zeigt sich im Wallenstein, im Tell, in der Jungfrau u. s. w. viel gewaltiger als in den Räubern. Es gelingt ihm nicht, uns die überspannte Empfindungsweise der Jungfrau, uns den moralischen Idealismus Thekla's, uns die Philosophie Tell's verständlich zu machen; aber im Lager Wallenstein's werden wir zu Hause, bei den Soldaten wie bei den Generalen; jeder Zug prägt sich unauslöschlich unserer Phantasie ein. Der Unterhandlung zwischen Wallenstein und Wrangel folgen wir mit athemloser Spannung. Die Noth des guten Königs von Frankreich, den Unmuth und die Verzweiflung seiner Generale erleben wir mit, unser Fleisch und Blut ist bei dem Ausgang betheiligt; und was soll man erst von der prachtvollen Schilderung der schweizerischen Zustände sagen, die in der Poesie nicht ihres Gleichen hat! Wenn Realismus auf dem Theater so viel heißt, als die Fähigkeit, den Eingebungen der Phantasie reale Gestalt zu geben, namentlich in Bezug auf die äußere Erscheinung, so stehen wir nicht an, in dieser Beziehung Schiller's Talent über das Goethe's zu stellen. —

Nehmen wir ferner — es kommt uns nur auf einzelne Beispiele an — die lyrischen Gedichte, so wird man freilich das „Ideal und das Leben", „die Künstler" und ähnliches mit hoher

Achtung nennen. Es sind nicht blos feine, sondern sehr tiefe Gedanken darin und sie sind so schön ausgedrückt, wie man so etwas nur ausdrücken kann. Aber im Ganzen haben diese Gedichte wenig Leser, und Schiller selbst hielt sich nur kurze Zeit in diesem Reich der Schatten auf. Dagegen sind die Balladen, und unter den didaktischen Gedichten diejenigen, die allgemeine Sentenzen in einer körnigen sprichwörtlichen Sprache ausdrücken, in aller Munde. In jenen Balladen liegt aber das Hauptinteresse in der Schilderung, und hier ist es ganz erstaunlich, mit welcher Anschaulichkeit Schiller die Brandung des Meeres, den Eisenhammer und ähnliches wiedergiebt, gerade wie im Tell den Vierwaldstädtersee, was er nie gesehen hat. In dieser Beziehung haben wir die schlagendsten Zeugnisse von Goethe, der doch so gut sah wie selten ein Mensch, und der nicht genug Worte finden konnte, sein Staunen über die Naturtreue dieser Schilderungen auszudrücken. Dieses Talent wird man doch wohl ein realistisches nennen, während man bei den Idealen im Drama wie im Lied wahrnimmt, daß sie durch Kunst nachträglich hineingetragen sind.

Schiller hat ein Gedicht geschrieben, „die Ideale", das wahrlich nicht für diejenigen spricht, die ihn einen Idealisten nennen. Er ist verschiedenen Idealen nachgegangen, dem Ruhm, der Wahrheit, der Liebe; sie haben sich alle als illusorisch erwiesen, er bleibt bei der Freundschaft stehen und bei der Beschäftigung, die nie ermattet. Ein wunderliches Ideal! aber hüten wir uns ihm aufs Wort zu glauben, das Gedicht ist nichts als ein poetischer Klingklang. Schiller ist dem edlen Trieb des Ruhms stets treu geblieben, er hat der Wahrheit nachgerungen bis an sein Lebensende; andere Ideale, die er hier gar nicht nennt, z. B. die künstlerische Schönheit waren die Glut seines Lebens, und wenn er in den „Idealen" klagt: „allzuschnell nach kurzem Lenze entfloh die schöne Liebeszeit" — gerade vier Jahre, nachdem er aufs glücklichste verheirathet war —, so wußte Lottchen sehr wohl, wie dergleichen Declamationen zu nehmen seien; sie ließ sich auch durch das spätere „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei!" nicht irren. Wenn wir Schiller's Briefe vor seiner Hochzeit mit dem vergleichen, was wir über sein späteres Leben wissen, so finden wir, daß er die wahre Liebe erst in der Ehe kennen lernte.

Und dies ist der Punkt, der uns auf ein neues seltsames

Mißverständniß führt. Man pflegt Goethe einen objectiven, Schiller einen subjectiven Schriftsteller zu nennen, während doch das Gegentheil evident ist. Es giebt keinen subjectivern Schriftsteller als Goethe — dieses Wort in gutem Sinn genommen; und es giebt keinen Dichter, der so wenig subjectiv wäre als Schiller. Die subjectivste Form der Dichtkunst ist die Lyrik, das subjectivste Gefühl des Menschen ist die Liebe: in der eigentlichen Lyrik aber, das Didaktische und die Ballade bei Seite gesetzt, ist Schiller immer nur ein Dichter zweiten Ranges, und die Liebe hat er nie zu schildern vermocht. Und nun halte man dagegen den wunderbaren Zauber, mit dem Goethe die süßen Geheimnisse der Liebe aus der innersten Tiefe des Herzens herauszulocken versteht. Seine Gedichte von der frühesten Jugend bis zum Greisenalter, bis zur Trilogie der Leidenschaft sind von jenem unnennbaren Liebreiz durchhaucht, der nur aus einer vollen Seele zu erklären ist. Es ist aber nicht blos die Liebe, alles was ins Gebiet der Träumerei fällt, findet bei ihm das mächtigste, das hinreißendste Wort; von den kleinen Mondschein- und Wellenliedern an bis zu dem herzdurchbebenden Angstruf des Faust, überall ist es das überströmende Gefühl, das den Hörer mit sich fortreißt; nicht die Gestaltung, nicht die Charakteristik, nicht die künstlerische Ordnung, die im Gegentheil in seinen besten Werken sehr viel zu wünschen übrigläßt. Wo findet sich in Schiller's lyrischen Gedichten auch nur ein Ton, der sich mit diesen seelenvollen Accorden vergleichen ließe? Aber auch wo wir ins Drama übergehn und eine verwandte Aufgabe vergleichen, haben wir dasselbe Resultat. Sowohl Iphigenie als Thekla behandeln das Problem, wie ein jungfräuliches reines Gemüth sich in den Collisionsfällen der Wirklichkeit verhält, die mit heimtückischer Schlinge das Gewissen wie das Rechtsgefühl umstricken. Aber in der Iphigenie ist alles innerlichst empfunden, in der Thekla alles ausgeklügelt. Und wenn diese Zeugnisse noch nicht genügen, so vergleiche man die Jugendbriefe der beiden Dichter, in denen eine Herzensangelegenheit behandelt wird: man wird erkennen, daß von Subjectivität im guten Sinn nur bei Goethe und nicht bei Schiller die Rede sein kann.

Darum ist es eine schreiende Ungerechtigkeit gegen Schiller, wenn man ihn im Gegensatz zu Goethe als einen subjectiven Dichter bezeichnet. Was bei ihm blos subjectiv, blos idealistisch ist, ist schlecht oder wenigstens unvollkommen. Man will damit

auch immer einen Tadel aussprechen, man versteht darunter so viel wie unreif, unfertig, unschön, und glaubt dann wohl gar den Dichter zu ehren, wenn man hinzusetzt, in den schlechten Versen zeige sich ein edles Gemüth! Schiller's Größe liegt auf einem ganz anderen Felde.

Goethe zeigt bereits in frühester Jugend jene Neigung zur Symbolik, die sich in den Werken seines Alters, eigentlich schon von der natürlichen Tochter an, immer rücksichtsloser ausspricht, die, statt die Dinge objectiv und realistisch zu geben, auf subjectiv-idealistische Ergänzungen rechnet; eine Symbolik, die nicht selten in Mystification ausläuft. Wo er vorwiegend Gefühlsdichter ist, wo er nur aus dem Reichthum seiner Seele zu schöpfen hat, wie im Werther, läßt er der Natur freien Lauf; wenn es aber Gestalten gilt, verflüchtigen sich diese leicht in Träger höherer Ideen. Die Pandora und der zweite Theil des Faust sind doch für sein Schaffen charakteristisch. Die Ausnahmen sind uns sehr wohl bekannt, man darf überhaupt eine große concrete Erscheinung nicht unter ein fertiges Register bringen wollen, aber es kam hier darauf an, eine bestimmte Seite hervorzuheben, die man bisher zu wenig beachtet hat.

Wie sich bei Goethe ein unendlich größerer Reichthum der Empfindung zeigt, so scheint uns auch der Schatz seiner Ideen an Umfang und an Tiefe bedeutend zu überwiegen. Wenn man in Schiller mehr den Philosophen sucht als in Goethe, so liegt das in der eigenthümlichen Methode, wie beide arbeiteten. Schiller war es unerträglich, etwas Dunkles in seinem Geist zu lassen; sobald ihn der philosophische Zweifel einmal erfaßt hatte, kämpfte er ihn mit seiner eisernen Willenskraft durch, bis er zum Abschluß kam. Aber vergleichen wir den Gehalt speculativer Ideen, die sich als Resultat aus seinen Schriften ergeben, mit dem, was Goethe in seine sämmtlichen Werke und auch in seine Briefe verstreut hat, so erscheint uns Goethe als ein speculativerer Kopf. Freilich hat er seine Ansichten nicht mit der peinlichen Anstrengung seines Freundes, nicht mit dialektischem Scharfsinn ausgesponnen; sie kamen ihm von selbst, entweder unmittelbar aus dem Gemüth oder aus der ruhigen Betrachtung der Dinge: aber die Zeit ist vorüber, wo man Philosophie mit Systemmacherei verwechselte.

Der große Gegensatz zwischen den beiden Dichtern lag viel-

mehr, wie wir schon bei einer frühern Gelegenheit ausgeführt haben,*) darin, daß Goethe bei seiner glücklicher und gesunder angelegten Natur die Eingebungen von selber kamen, daß er sie mit der größten Bequemlichkeit gewähren ließ und durch den Willen so wenig wie irgend möglich hinzuthat; während Schiller einer widerstrebenden Natur durch gewaltige Willenskraft alles abringen mußte. Schiller's Entwickelung schreitet daher von Stufe zu Stufe regelmäßig zu immer schönerer Entfaltung fort, nicht blos als Dichter, sondern als Mensch. In Goethe's Leben, wenn wir diesen Gesichtspunkt festhalten, ist keine innere Nothwendigkeit; viel reicher und blütenvoller als das seines hartgeprüften Freundes, rankte es sich doch wie ein üppiges Schlinggewächs um jenen seltsam gewundenen Stamm, den er als sein Dämonisches bezeichnete, während der Baum von Schiller's Leben durch hartes, sprödes Erdreich, durch Hindernisse aller Art gerade auf zum Himmel strebt.

Noch während seiner philosophischen Studien hatte er sich der Dichtung wieder zugewandt, aber jener mittlern Region, die dem speculativen Geist am nächsten liegt. „Sie wünschen, schreibt er 4. Nov. 1795 an die Gräfin Purgstall, daß ich auf dem poetischen Pfade, den ich betreten, fortfahren möchte. Ich gebe blos dem freiwilligen Zuge meines Herzens nach, indem ich Ihren Rath befolge. Von jeher war Poesie die höchste Angelegenheit meiner Seele, und ich trennte mich eine Zeit lang blos von ihr, um reicher und würdiger zu ihr zurückzukehren. In der Poesie endigen alle Bahnen des menschlichen Geistes, und desto schlimmer für ihn, wenn er sie nicht bis zu diesem Ziel zu führen den Muth hat. Die höchste Philosophie endigt in einer poetischen Idee, so die höchste Moralität, die höchste Politik. Der dichterische Geist ist es, der allen dreien das Ideal vorzeichnet, welchem sich anzunähern ihre höchste Vollkommenheit ist."

Bedenklich war für die Unbefangenheit seines Schaffens die große Abweichung der neugewonnenen Kunstansicht von seiner frühern. „Es ist mir bange, schreibt ihm Körner 11. Mai 1793, vor der zu strengen Revision deiner Gedichte. Du hast deine Manier geändert. Vieles muß dir jetzt mißfallen, was die Spur einer jugendlichen Wildheit trägt, was aber vielleicht gerade für

*) Deutsche Literaturgeschichte, vierte Ausg. Bd. 1. S. 200—201.

den Geist einiger in ihrer Art sehr schätzbaren Arbeiten passend ist. Schon gegen eine gewisse Ueppigkeit der Bilder wollte ich um Nachsicht bitten. Ich weiß, daß sie der reifere Geschmack nicht verträgt, aber die Jahrzahl über jedem Gedicht ist zu deiner Rechtfertigung hinreichend. Für den Gedanken wünschte ich die Forderungen der Wahrheit nicht zu streng: wenn er aus dem Charakter und der Situation des Redenden entspringt, wenn er auch nur bei einem höhern Schwunge der Phantasie verständlich ist, so wäre es unverantwortlich, ihn aufzuopfern." — 10. Sept. 1794. „Ueber dein Mißtrauen gegen dich selbst im poetischen Fach getraue ich mir noch nicht zu antworten. Ich muß erst über die Ursache deiner Unzufriedenheit mit deinen zeitherigen Producten heller sehn. Deine Forderungen sind gewaltig gestiegen. Dir mißfällt das Subjective in deinen Arbeiten, du strebst nach Darstellung des reinen Objects. Aber die Fortschritte von Manier zum Stil kannst du doch selbst in deinen letzten Arbeiten bemerken. Wenn dir deine Producte nicht gefallen, so fragt sichs, ob du nicht selbst durch Streben nach philosophischem Gehalt, eine modische Sünde, deine Phantasie störtest, ob du nicht reiner empfangen würdest, wenn du mit mehr Wollust und mit weniger Anstrengung arbeitetest." — 19. Sept. „In deinen frühern Producten war fast blos Diction und Versbau poetisch, der Stoff hingegen mehr ein Product des Verstandes als der Phantasie... Durch fortgesetzte Ausbildung deiner selbst wuchs das Interesse deiner Producte an Gehalt der Ideen und an Schönheit der äußern Form. Dies gründete deinen Ruf; aber ich begreife, daß es dich selbst noch nicht befriedigt. Du erkennst den Charakter des poetisch Gedachten; und dies ists, glaube ich, was du in deinen meisten Werken vermissest... Daß es dir an Genialität nicht fehlt, hast du zur Genüge bewiesen. Aber dein Genius scheint der Phantasie nicht Zeit zu lassen, ihr Geschäft zu vollenden. Deine Empfänglichkeit ist nicht rein genug... Eben deswegen sollst du *jetzt* noch nicht den Plan zum Wallenstein machen. Deine Ideale müssen erst eine vollendete Gestalt gewinnen, müssen mit allen ihren Eigenheiten leben, alles Abstracte muß in individuellen Formen erscheinen — dann erst ist es Zeit, an die Anordnung des Ganzen zu denken... Bis dahin ergieb dich dem ruhigen Genuß des Schönen aller Art. Laß deine Phantasie un=

gestört Schätze sammeln — und es wird sich ein Vorrath anhäufen, der deine Forderungen gewiß befriedigt."

So trösteten ihn die Freunde; so stellt er sich selbst die Sache dar. „Es ist gewiß, schreibt er an Humboldt 9. Aug. 1795, indem er ihm das Reich der Schatten überschickt, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat." Ebenso an Goethe, 16. Oct.: „So viel habe ich nun aus gewisser Erfahrung, daß nur strenge Bestimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit hilft. Sonst glaubte ich das Gegentheil und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der That froh, daß ich mich es nicht habe verdrießen lassen, einen sauern Weg einzuschlagen, den ich oft für die poetisirende Einbildungskraft verderblich hielt. Aber freilich spannt diese Thätigkeit sehr an, denn wenn der Philosoph seine Einbildungskraft und der Dichter seine Abstractionskraft ruhen lassen darf, so muß ich, bei dieser Art von Productionen, diese beiden Kräfte immer in gleicher Anspannung erhalten, und nur durch eine ewige Bewegung von beiden in mir kann ich die zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten." Und an A. W. Schlegel, 9. Jan. 1796: „Was ich auf dem wissenschaftlichen Weg zurücklegte, hat mich auf dem poetischen Wege eher gefördert als von demselben entfernt: wenigstens muß ich dasjenige, was ich nach dieser Epoche der Speculation und während derselben gedichtet habe, auch in poetischer Rücksicht für besser halten als was ich vor derselben ausgeführt."

Das Reich der Schatten war sein Schmerzenskind: durch dieses mystische Gedicht suchte er sich wieder in den Aether der Poesie aufzuschwingen, es lag ihm am meisten am Herzen. „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, schreibt er an Humboldt, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie Sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor... Es könnte sein, daß ein anderer als Sie und ich, noch einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen." — Die Aufnahme war die entsprechende, auch bei Kör-

ner. „Nur in der innern Harmonie der Gedanken ist es, wo du noch Fortschritte machen könntest. Thätigkeit scheint bei dir die Empfänglichkeit zu überwiegen. Daher störst du zuweilen das Spiel deiner Phantasie durch Streben nach Befriedigung deines Forschungsgeistes. Hättest du mehr Hang zu geistiger Wollust, so würdest du mehr in den Bildern deiner Einbildungskraft schwelgen. Jetzt wirst du nicht selten durch den Trieb nach abstracten Untersuchungen vom Besondern zum Allgemeinen fortgerissen." — „Es freut mich, antwortet Schiller, daß die „Schatten" dich befriedigt haben. Darin bin ich aber nicht deiner Meinung, daß mein System über das Schöne der nothwendige Schlüssel dazu ist. Es harmonirt natürlicherweise ganz damit; aber im Uebrigen ruht es auf den currenten Begriffen. Der Begriff des uninteressirten Interesse am reinen Sein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Inbegriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subject des Schönen leiten und herrschen durch das Ganze."

Eine Reihe von Gedichten ähnlicher Art schlossen sich an das „Reich der Schatten" an, fast durchweg bestimmt, die Ideen der beiden großen Abhandlungen in poetische Bilder zu übersetzen: „Natur und Schule", „die Macht des Gesanges", „Pegasus im Joch", „das Glück", „der Tanz", „das verschleierte Bild"; eine Reihe von Epigrammen, zum Theil nicht blos so geistvoll, sondern so plastisch ausgeführt, daß sie von den Goethe'schen nicht zu unterscheiden sind, wie denn überhaupt Schiller der griechischen Formen immer mächtiger wurde. Das bedeutendste dieser Gedichte ist die „Elegie" (der Spaziergang), wieder eine phänomenologische Variation der „Künstler", nur daß diesmal die ganze Culturgeschichte der Menschheit ins Auge gefaßt wurde. „Auf die Elegie, schreibt er an Humboldt 29. Nov. 1795, thue ich mir am meisten zu gut. Mir däucht das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Products dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet außer diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands u. s. w. fliehen, auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, sondern wirklichen schöpferischen, denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der

gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieses Gedichts auf die ungleichsten Gemüther (darunter auch Herder und die Kalb) ist ein zweiter Beweis. Mein eignes Dichtertalent hat sich in diesem Gedicht erweitert: noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüth so sehr als eine Kraft gewirkt." „Mit der Elegie verglichen ist das Reich der Schatten blos ein Lehrgedicht; wäre der Inhalt des letzteren so poetisch ausgeführt worden wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinn ein Maximum geworden. . Und das will ich versuchen... Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie noch an, das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, und daraus eine Idylle in meinem Sinn zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poesie in die naive und sentimentalische... In der letztern ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihilfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Fall würde die Idylle erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinn, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darstellend und nicht lehrend. — Herkules ist in den Olymp eingetreten, hier endigt letzteres Gedicht. — Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle sein. Ueber diesen Stoff hinaus giebt es keinen mehr für den Poeten, denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben. Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Komödie sein, und sie in der Form ganz nahe berühren, indem sie im Stoff das directe Gegentheil davon wäre... Zeigt es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar ist, daß sich das Ideal nicht individualisiren läßt, so würde die Komödie das höchste poetische Werk sein, für welches ich sie immer gehalten habe, bis ich anfing an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben. — Denken

Sie Sich aber den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem allen mehr zu sehn. — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit ganz rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe blos noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann."

Schiller war offenbar hier auf falschem Wege, und es ist der Menge nicht zu verargen, wenn sie kalt an einer Dichtung vorüberging, die dem Profanen den Zugang versagte. „Nun, heißt es in einer der Antixenien, was denkt ihr vom Reiche der Schatten? Es schattet und schattet, daß man vor Schatten umher nichts von den Schatten erkennt." — In dem vorher citirten Brief an Humboldt heißt es weiter: „da Sie mir neulich schrieben, auch in Berlin halte man das Reich der Schatten allgemein für eine Darstellung des Todtenreichs, so bin ich auf den Gedanken gerathen, ob man nicht von diesen schiefen Auslegungen Veranlassung nehmen könnte, ein paar Worte ins Publicum zu sprechen. Auch zu besserer Vorbereitung dessen, was noch theoretisch und praktisch sich künftig daran reihen wird, wünschte ich, daß der Inhalt dieses Gedichts dem Publicum könnte faßlich und wichtig gemacht werden ... Es würde nichts schaden, wenn der Inhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Prosa ausgesprochen würde."

Diesen Commentar übernahm A. W. Schlegel in seiner Recension der Horen; er stellte darin gewissermaßen sein eigenes Glaubensbekenntniß auf. „Wer Sinn für das Idealische hat, noch mehr, wer jemals unter dem Bemühn erlegen ist, ihm außerhalb seinem eigenen Innern Wirklichkeit zu geben, der wird mit ebenso großem Wohlgefallen als Erstaunen in das Reich der Schatten eintreten; ein Gedicht, dessen Muse wie dessen Gegenstand die reinste unkörperliche Schönheit ist. Das verklärte Licht

auf der Stirn der Himmlischen leuchtet uns schon beim Eingang entgegen. Im Hintergrund strahlt die hohe Vollendung, welche zu erreichen keinem Sterblichen beschieden ist, so lange er das Irdische noch nicht abgelegt, zu der er aber in einem Dasein, an welches er überall durch die Bande der Unvollkommenheit gefesselt ist, unablässig hinaufstreben soll. Was hier geleistet worden ist, mußte bis dahin fast unglaublich scheinen, wenn man die Härte des Stoffs kannte, der sich in dieser glänzenden äußern Rundung verbirgt, und die unendliche Last des Gewölbes ungefähr berechnen kann, das hier von schön geordneten Säulen so leicht getragen wird. — Es ist schwer, über ein solches Gedicht, indem man den empfangenen Eindruck sinnlich machen will, nicht wieder zu dichten; allein damit die Ausdauer des dadurch entzündeten Enthusiasmus gesichert werde, muß man ihm helle, bestimmte Einsicht zur Grundlage zu geben suchen. Und da liegt eben die Schwierigkeit, deren Ueberwindung der Zuhörer sich nicht verdrießen lassen darf, wenn es ihm nicht genügt, die Harmonien des Sängers mit Wollust, aber unverstanden wie Geistersprache, an seinem Ohr vorübergleiten zu lassen, wenn er die Offenbarungen, die darin mehr angekündigt als wirklich entfaltet werden, in sich aufnehmen und bewahren will. Wir befinden uns hier nicht in der Körperwelt, wo sich alles greifen und handhaben läßt: und sind es gleich elysische Gestalten, welche den Betrachter umgeben, so haben sie doch die Art der Schatten nicht ganz abgelegt, und entziehn sich seinen Umarmungen, wenn er, von ihrer entzückenden Schönheit hingerissen, sie auf das innigste mit seinem Wesen verschmelzen will. Es ist daher die erste Pflicht des Beurtheilers, den dichterischen Schleier der Wahrheit wegzuziehn und, von ihrer Glorie ungeblendet, die bloßen Umrisse, so viel es sich thun läßt, in ungeschmückten Worten hinzuzeichnen. — Die sinnlichen Triebe im Menschen stehn im Widerspruch mit dem Triebe seines höhern Selbst nach Vollkommenheit, und doch ist die Uebereinstimmung beider Bestandtheile seines Wesens zur Glückseligkeit nothwendig. Giebt es nun kein Mittel, diesen Widerspruch auszugleichen? Es giebt eins; aber wer dessen theilhaftig werden will, muß damit anfangen, sich von seinen Sinnen unabhängig zu machen, denn diese sind es gerade, wodurch er in thierischer Beschränktheit festgehalten wird. Nur was körperlich an ihm ist, muß unbedingt äußern Naturgesetzen gehorchen: seine Persönlichkeit dagegen ist

frei. Um diese zu veredeln muß er das Schöne und zwar in seiner höchsten Reinheit zu genießen suchen, und hierzu ist eine Stimmung der Seele nothwendig, die ihn ganz von den störenden Eindrücken der wirklichen Welt entfernt, und worin er, wenigstens für die Zeit der stillen Beschauung, alle Leiden des Lebens, alle eigenen Unvollkommenheiten vergißt. In solcher Abgeschiedenheit muß er seine Einbildungskraft mit Idealen der menschlichen Natur beschäftigen; doch soll ihn dies keineswegs in äußere Unthätigkeit einwiegen, als ob er schon im Besitz des Unerreichbaren wäre, weil er es sich vorzustellen vermag: nein, er soll durch den angespanntesten Gebrauch seiner Kräfte ihm im wirklichen Leben näher zu kommen suchen, und sich nur durch die Betrachtung desselben von dem niederdrückenden Gefühl seiner Schwäche aufrichten. Das Dasein des Menschen ist in jeder Beziehung ein rastloser Kampf, eine Aufgabe, die sein Vermögen übersteigt: nur das Idealschöne kann ihm daher einen völlig befriedigenden Selbstgenuß gewähren. Der handelnde Mensch muß seinen ganzen Muth, seine ganze Entschlossenheit aufbieten, um dem Widerstand und den Gefahren, die ihm auf jeder rühmlichen Laufbahn begegnen, nicht nachzugeben; in einer schönen Ideenwelt darf er sich sorglos der ruhigsten Empfänglichkeit überlassen. Nur durch die unermüdlichste Beharrlichkeit des künstlerischen Genius werden vortreffliche Werke zu Stande gebracht: hingegen das Ideal der begeisterten Seele ist frei von all den Mängeln, die es in der wirklichen Darstellung unter sich selbst herabsetzen." U. s. w. — „Nach dieser Darlegung des Inhalts wird sich jeder, der das Gedicht noch nicht kennt, einen dichterisch belebten, aber immer noch lehrenden Vortrag denken, und durchaus nicht erwarten, es werde mit lyrischer Fülle hinströmen. Lehrend kann sich die Poesie gewissermaßen das Unsinnlichste zueignen, denn sie gebraucht eben das als darstellendes Zeichen, was der denkenden Kraft zur Festhaltung der Begriffe unentbehrlich ist. Die Sprache ist die Leiter, auf der wir von der Erde bis in den Himmel oder wenigstens bis in die Wolken hinaufklimmen, und die oberste Sprosse derselben ist aus gleichartigem Stoff mit der untersten verfertigt. Auch als Werkzeug ganz entkörperter Gedanken kann sie ihren sinnlichen Ursprung, ihre bildliche Natur nicht völlig verleugnen: es gilt also nur, Bild gegen Bild zu vertauschen und so lange herabzusteigen, bis man aus der kalten obern Luft wieder in die wärmere Region

des Lebens und der Schönheit gelangt ist. Aber ein lyrischer Gesang setzt nicht blos innere Anschauung, sondern innige Regung voraus: und welche, wenn man so sagen darf, vergeistigte Empfänglichkeit gehört dazu, von solchen Gegenständen berührt, ihren Eindruck melodisch zurückzugeben. — Wenn man dies bedenkt, so wird man sich eher wundern, daß Sprache und Silbenmaß dem Dichter so oft zu Gebot gestanden haben, als daß sie hier und da widerspenstig hinter dem Gedanken zurückgeblieben sind. Der bezaubernde Wohllaut der Strophen, deren Umfang das Ohr noch eben fassen kann, und die sanft verschmelzte Harmonie des Ausdrucks wird nur selten unterbrochen. Die Bilder der alten Mythologie sind hier blos idealisch eingeflochten, und es ist aufs glücklichste ein neuer Raub an ihnen begangen. Der ganze Sinn des Gedichts liegt in dem Apfel Proserpinens begriffen. Es ist eins jener erhellenden Gleichnisse, welche die Wirkung der letzten Lichter thun, die man auf ein Gemälde setzt. Ebenso schön und wahr ist in der Erwähnung Laokoons die edelste Forderung ausgedrückt, welche an die Menschheit zu machen steht: der Widerstand, den die niederdrückende Natur des Leidens in den höchsten Triumph der Seele, in das Zeichen ihres göttlichen Ursprungs verwandelt. Wir wissen, daß die Bildsäule Laokoons beides darstellt, die Angst, welcher sich der Sterbliche nicht entziehn kann, und den Muth, wodurch er unsere Ehrfurcht mehr, denn der Gott erregt, der ein willkürliches Urtheil über ihn sprach. Diesem Gedanken, den der Künstler in der Schicht menschlicher Züge darlegte, sind hier wenige, aber lebendige Worte verliehn. Die Vergötterung des Herkules endigt die Reihe dieser Bilder auf die zweckmäßigste Art; und das in der letzten Strophe wiederholte Wort: — — „des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt," — malt uns die Befreiung von der Last des Irdischen so fühlbar hin, daß wir am Ende des Gesanges in der That mit dem Vergötterten hinangeschwebt zu sein glauben." —

Wir schließen hiermit die Betrachtung der Schillerschen Lyrik; das Weitere möge man in unserer Literaturgeschichte nachlesen. — Von der transscendentalen Form ging der Dichter wieder ab, seine spätern Balladen und Sinngedichte sind zum Theil in Form und Inhalt ganz populär; doch klingt immer noch von Zeit zu Zeit der alte phänomenologische Zug durch, der Ideen in Mythen und Bilder projicirt, und gleichsam durch den Klang das Gemüth

ergreift, bis man den Gedanken aus dem Bilde losschält. So in der „Klage der Ceres" u. s. w. — selbst noch in der Glocke: nicht in den einzelnen Bildern, wohl aber in der Ideenassociation, die das Ganze zusammenhält.

Goethe's Einfluß war in dieser Beziehung überaus günstig. „Sie gewöhnen mir, schreibt ihm Schiller 18. Juni 1797, immer mehr die Tendenz ab, die in allem Praktischen und besonders Poetischen eine Unart ist, vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehn, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punkt ist immer klein und eng, von dem Sie ausgehn, aber er führt mich ins Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem andern Weg, dem ich, mir selbst überlassen, so gern folge, immer vom Weiten ins Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehn, als am Anfang." — Die ästhetischen Untersuchungen dauern immer fort; ja sie vertiefen sich; so gehören die Briefe über Epos und Drama (Dec. 1797) zum Bedeutendsten, was unsere Aesthetik kennt, aber sie sind durchaus praktisch, mit dem bestimmten Zweck, bei dem poetischen Schaffen unmittelbar benutzt zu werden; die Metaphysik bleibt ganz liegen.

Auch die Analyse des Sentimentalen beschäftigte die beiden Dichter noch von Zeit zu Zeit. Von einer Reise aus berichtet Goethe 16. August 1797: „Ich habe, indem ich meinen ruhigen und kalten Weg des Beobachters ging, sehr bald bemerkt, daß die Rechenschaft, die ich mir von gewissen Gegenständen gab, eine Art von Sentimentalität hatte, die mir dergestalt auffiel, daß ich dem Grunde nachzudenken sogleich gereizt wurde. Was ich sehe und erfahre, ist mir nicht unangenehm, weil es in der Masse meiner Kenntnisse mitzählt. Dagegen wüßte ich noch nichts, was mir auf der ganzen Reise nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte. Woher also diese scheinbare Sentimentalität? die mir um so auffallender ist, weil ich seit langer Zeit in meinem Wesen gar keine Spur außer der poetischen Stimmung gefunden habe. — Ich habe die Gegenstände, die einen solchen Effect hervorbringen, genau betrachtet und zu meiner Verwunderung bemerkt, daß sie eigentlich symbolisch sind, d. h. es sind eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen andern dastehn, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in meinem Geist aufregen und

so von außen wie von innen an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen. Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter ist, glückliche Gegenstände für den Menschen, und weil man ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche im höhern Sinn. Und Sie werden wohl nicht lachen, sondern nur lächeln, wenn ich Ihnen zu meiner eignen Verwunderung darlege, daß ich, wenn ich irgend von meinen Reisen etwas aufzeichnen soll, wahrscheinlich noch in Gefahr komme, empfindsame Reisen zu schreiben. — Wann ist eine sentimentale Erscheinung (die wir nicht verachten dürfen, wenn sie auch noch so lästig ist) unerträglich? Wenn das Ideale unmittelbar mit dem Gemeinen verbunden wird. Es kann das nur durch eine leere, gehalt- und formlose Manier geschehn."

„Das sentimentale Phänomen in Ihnen, erwidert Schiller 7. Sept., befremdet mich gar nicht. Es ist ein Bedürfniß poetischer Naturen, wenn man nicht überhaupt menschliche Gemüther sagen will, so wenig Leeres um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen und überall ein Ganzes der Menschheit zu fordern. Ist der Gegenstand als Individuum leer und mithin in poetischer Hinsicht gehaltlos, so wird sich das Ideenvermögen daran versuchen und ihn von seiner symbolischen Seite fassen und so eine Sprache für die Menschheit daraus machen. Immer aber ist das Sentimentale (in gutem Sinn) ein Effect des poetischen Strebens, welches, sei es aus Gründen, die in dem Gegenstand, oder solchen, die in dem Gemüth liegen, nicht ganz erfüllt wird. — Daß es hier sehr auf den Gegenstand ankäme, kann ich nicht zugeben. Freilich der Gegenstand muß etwas bedeuten, so wie der poetische etwas sein muß; aber zuletzt kommt es auf das Gemüth an, ob ihm ein Gegenstand etwas bedeuten soll, und so däucht mir das Leere und Gehaltreiche mehr im Subject als im Object zu liegen. Das Gemüth ist es, welches hier die Grenze steckt. — Entfernen Sie ja diese sentimentalen Eindrücke nicht, und geben sie denselben einen Ausdruck, so oft Sie können. Nichts, außer dem Poetischen, reinigt das Gemüth so sehr von dem Leeren und Gemeinen, als diese Ansicht der Gegenstände, eine Welt wird dadurch in das Einzelne gelegt, und die flachen Erscheinungen gewinnen dadurch eine unendliche Tiefe. Ist es auch nicht poetisch, so ist es menschlich, und das

Menschliche ist immer der Anfang des Poetischen, das nur der Gipfel davon ist." Er erklärt (14. Sept.) die Neigung so vieler talentvollen (bildenden) Künstler zum Poetisiren daraus, „daß es in einer Zeit wie die unsrige keinen Durchgang zum Aesthetischen giebt als durch das Poetische, und daß folglich alle auf Geist Anspruch machenden Künstler, eben deswegen, weil sie nur durch ein poetisches Empfinden geweckt worden sind, auch in der bildenden Kunst nur eine poetische Imagination zeigen." „Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: daß er sich über das Wirkliche erhebt und daß er innerhalb des Sinnlichen stehn bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen, formlosen Natur verläßt er mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealistisch, und wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch; oder will er und muß er, durch seine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch bei dem Wirklichen stehn und wird realistisch, und wenn es ihm ganz an Form fehlt, gemein. — Die Reduction empirischer Formen auf ästhetische ist die schwierige Operation. Die alten Muster scheinen mir vorzüglich den Nutzen zu leisten, daß sie eine empirische Natur, die bereits auf eine ästhetische reducirt ist, aufstellen, und daß sie, nach einem tiefen Studium, über das Geschäft jener Reduction selbst Winke geben können. Aus Verzweiflung, die empirische Natur, womit er umgeben ist, nicht auf eine ästhetische reduciren zu können, verläßt der neuere Künstler von lebhafter Phantasie und Geist sie lieber ganz und sucht bei der Imagination Hilfe gegen die Empirie, gegen die Wirklichkeit. Er legt einen poetischen Gehalt in sein Werk, das sonst dürftig und leer wäre, weil ihm derjenige Gehalt fehlt, der aus den Tiefen des Gegenstandes geschöpft worden ist.

Schiller's kunstphilosophische Versuche hatten fast durchweg den Zweck, den Dichter über seine eigne Berechtigung, Goethe und den Griechen gegenüber, aufzuklären, ihm Goethe und die Griechen verständlich zu machen. Als nun sein Schüler Humboldt in derselben Weise (Mai 1798) in einem großen Werk „Hermann und Dorothee" ästhetisch zergliedert hatte, wurde ihm in diesem höchst bedeutenden Versuch das Mangelhafte seiner eignen frühern Bestrebungen klar. Er schreibt ihm 27. Juni 1798: „Der Gedanke, an Goethe's Gedicht die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und in kei-

nem Gedicht erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und so vollständig als hier, in keinem hat sich Goethe's Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedrückt. — Das Verdienst dieser Arbeit ist im strengsten Sinn das Ihrige: ich habe Ihnen nicht viel in die Hand gearbeitet, ja ich muß gestehn, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. — Ihre Formel für die Kunst überhaupt und für die Poesie insbesondere, Ihre Deduction der Dichtungsarten ist treffend und entscheidend. Der Gesichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenstand, denn das ist doch jedes dichterische Wirken, mit Begriffen beizukommen, ist der freieste und höchste, und für den Philosophen, der dieses Feld beherrschen will, ist er ohne Zweifel der geschickteste. Aber eben wegen dieser philosophischen Höhe ist er vielleicht dem ausübenden Künstler nicht bequem und auch nicht so fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstand. Ich betrachte deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie als für die Kunst. Es ist überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr empirische und specielle Formeln, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat und sich zum allgemeinen Gesetz qualificirt, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird. — Ihre Schrift ist mir darum auch schon als ein beweisender Versuch merkwürdig, was der speculative Geist dem Künstler und Poeten gegenüber eigentlich leisten kann. Denn was hier von Ihnen nicht geleistet worden, das kann auf diesem Wege überhaupt nicht geleistet noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch-kritischen Verstand, insofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze als um regulative Vorschriften, mehr um die Metaphysik als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste, würdigste und liberalste repräsentirt und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt. — Sie müssen Sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir Wissenschaft und Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet, ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre

in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andre von der Elementarästhetik wissen, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst, und daß auch Ihnen die Abstraction und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können. — Es ist hier nur von demjenigen Theil Ihres Werks die Rede, der die Begriffe sucht und aufstellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei diesem habe ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftig über den Proceß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch gesagt werde, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werk gewiß der Ort nachweisen lassen, an den es gehört und der es implicite schon enthält. — Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, ist, daß Sie einen zu speculativen Weg gegangen sind, um ein individuelles Dichtwerk zu zergliedern. Der dogmatische Theil steht in dem schönsten Zusammenhang mit sich selbst und mit der Sache; nicht weniger richtig ist der kritische; aber es scheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Metaphysik der Dichtkunst, auf besondere reducirt und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittelt. — In diesem Fehler glaube ich meinen Einfluß zu erkennen. Wirklich hat uns beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht geschickt ist, handhaben. Mir ist das vis à vis von Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horenaufsätzen, öfters begegnet. Unsere solidesten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren."

Je mehr er ins Schaffen kam, desto stärker wurde seine Abnei-

gung gegen die Metaphysik der Kunst. „Der Gang unseres Geistes, schreibt er an Rochlitz 16. April 1801, wird so oft durch zufällige Verkettungen bestimmt. Die metaphysisch-kritische Zeitepoche, welche besonders in Jena herrschte, ergriff auch mich; es regte sich das Bedürfniß nach den letzten Principien der Kunst, und so entstanden jene Versuche, denen ich keinen höhern Werth geben darf und will, als daß sie eine Stufe meines Nachdenkens und Forschens bezeichnen, und eine vielleicht nothwendige Entladung der metaphysischen Materie, die, wie das Blatterngift, in uns allen steckt und heraus muß." — Bei Gelegenheit einer (lobenden) Recension der Jungfrau, an Goethe, 20. Jan. 1802: „Man findet darin ganz frisch die Schellingsche Kunstphilosophie auf das Werk angewendet. Aber es ist mir dabei sehr fühlbar geworden, daß von der transcendentalen Philosophie zum wirklichen Fall noch eine Brücke fehlt, indem die Principien der einen gegen das Wirkliche eines gegebenen Falls sich gar sonderbar ausnehmen und ihn entweder vernichten oder dadurch vernichtet werden... Man sieht, daß die Philosophie und die Kunst sich noch gar nicht ergriffen und wechselseitig durchdrungen haben, und vermißt mehr als jemals ein Organon, wodurch beide vermittelt werden. Die Propyläen gingen von der Anschauung aus, aber unsere jungen Philosophen wollen von Ideen unmittelbar zur Wirklichkeit übergehn, und so ist es nicht anders möglich, als daß das Allgemeingesagte hohl und leer und das Besondere platt und unbedeutend ausfällt." — Dasselbe schreibt er (22. Jan.) an Schütz und setzt hinzu: „Sie erweisen mir zu viel Ehre, wenn Sie glauben, daß ich das Geschäft des Kritikers und Recensenten bei meinen Stücken selbst am besten übernehmen könne. Vor zehn Jahren hätt' ich es ohne Bedenken gethan, weil ich damals noch einen größern Glauben an eine Kunsttheorie und Aesthik hatte, als jetzt. Gegenwärtig erscheinen mir die beiden Operationen des poetischen Hervorbringens und der rhetorischen Analysis wie Nord- und Südpol voneinander geschieden, und ich müßte fürchten, ganz von der Production abzukommen, wenn ich mich auf die Theorie zu sehr einlassen wollte. Diese ist zwar absolut nothwendig und wesentlich bei der Production selbst; aber da ist sie praktisch und mehr für den Poeten als Aesthetiker. Und was ist denn, wenn wir die neuesten Erfahrungen hören, für die Poesie gewonnen worden, seitdem die Aesthetik so angebaut wird?

An Goethe, 20. Febr. — „Es ist eine sehr interessante Erscheinung, wie sich Ihre anschauende Natur mit der Philosophie so gut verträgt und immer dadurch belebt und gestärkt wird; ob sich, umgekehrt, die speculative Natur unseres Freundes ebenso viel von Ihrer anschauenden aneignen wird, zweifle ich, und das liegt schon in der Sache. Denn Sie nehmen Sich von seinen Ideen nur das, was Ihren Anschauungen zusagt, und das Uebrige beunruhigt Sie nicht, da Ihnen am Ende doch das Object als eine festere Antorität dasteht als die Speculation, so lange diese mit jenen nicht zusammentrifft. Den Philosophen aber muß jede Anschauung, die er nicht unterbringen kann, sehr incommodiren, weil er an seine Ideen eine absolute Forderung macht." — Endlich an Körner, 10. Dec. 1804: — „Richters Aesthetik habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Meine lange Entwöhnung von allen theoretischen Kunstansichten und allem Raisonnement hat mich ordentlich dagegen stumpf gemacht, auch hat mir das leere metaphysische Geschwätz der Kunstphilosophen alles Theoretisiren verleidet." In der That war die Metaphysik für ihn nur ein Durchgangspunkt gewesen, den er verließ, sobald seine Seele die Elasticität des Schaffens wieder gewonnen hatte.

Sechstes Capitel.

Zerwürfnisse.

Die Horen waren bestimmt gewesen, unter dem Banner des Idealismus alle Künstler und Denker von Bedeutung zu vereinigen, sie zu einem gemeinschaftlichen Ziel zu führen, und dadurch das deutsche Volk allmälig zu einer Stufe der Humanität zu erheben, auf der es mit den Griechen wetteifern könne. Die Absicht war in ihr Gegentheil umgeschlagen: das Volk hatte dem neuen Evangelium keinen Glauben geschenkt, das Reich der Künstler gewann mehr und mehr das Ansehn einer streitenden Kirche und in seiner eignen Mitte tobte Empörung und Gesetzlosigkeit.

Zuerst hatte man die Menge verscheucht, die von der Kunst und Philosophie Brod d. h. Stoff verlangte, und der man Steine, d. h. Ideale vorsetzte. Alle Vertheidiger des alten Culturzustandes, die Aufklärer wie die Glaubenseiferer, die nüchternen Conservativen wie die Revolutionairs bezeichneten die neue Lehre als eine Ketzerei. Die beiden Dichter hatten dieser Menge die Xenien als Fehdehandschuh hingeworfen, sie aber dadurch nicht zum Schweigen gebracht. Freilich hatte der erbitterte Kampf, der nun von allen Seiten losbrach, die Folge, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was in Weimar und Jena geschah, und dadurch diese Orte zum geistigen Mittelpunkt der neuen Bewegung zu machen.

Mehr und mehr wurde Goethe durch das Bündniß mit Schiller seinen alten Freunden entfremdet. Zum Theil lag das schon in dem Inhalt der neuen Kunstlehre. Daß man die poetischen Ideale aus Griechenland nehmen müsse, war wenigstens bis zu einer gewissen Grenze Wieland, Herder u. s. w. ganz recht; aber daß diese Ideale unter das Schema der kritischen Philosophie zu stellen seien, mußte sie um so mehr verstimmen, da sie in den harten, schnei-

denden Gesetzen dieses Lehrgebäudes den Einbruch einer neuen Barbarei voraussahen. Mehr als das alles verdroß sie wohl die Versicherung, daß die Kunst jetzt einen neuen, unerhörten Aufschwung nehmen werde; sie glaubten die goldene Zeit der deutschen Literatur theils selbst hervorgebracht, theils wenigstens mit erlebt zu haben; sie waren in dieser Ueberzeugung alt geworden und der Glaube an ein goldenes Zeitalter, das erst kommen solle, erschien ihnen als eine anmaßende Auflehnung gegen ihre eigene Autorität. Dazu kamen noch die persönlichen Verhältnisse. Schiller, der, wo er liebte, sich unbedingt hingab, kehrte gegen die andern, von denen er doch immer als Parvenu betrachtet wurde, sehr eckige Seiten heraus, und so wurde aus der anfänglichen Verstimmung allmälig offene Feindschaft. Wir haben den Eindruck verfolgt, den Herder auf Schiller bei seinem ersten Eintritt in Weimar machte; es ist von Interesse, die weitere Entwickelung dieses Verhältnisses ins Auge zu fassen.

Die Horen schienen zunächst einen günstigen Anknüpfungspunkt zu bilden. „Herder, schreibt Schiller an Goethe 19. Febr. 1795, hat uns mit einem gar glücklich gewählten und ausgeführten Aufsatz beschenkt, worin der so gangbare Begriff vom eignen Schicksal beleuchtet wird. Materien dieser Art sind für unsern Gebrauch vorzüglich passend, weil sie etwas Mystisches an sich haben, und doch durch die Behandlung an irgend eine allgemeine Wahrheit angeknüpft werden.“ — 12. Juni an Herder, als dieser ihm die „Briefe zur Beförderung der Humanität“ geschickt: „Meine ersten freien Momente widme ich Ihnen, um Ihnen meine Freude über den reichhaltigen Stoff und das schöne Leben in dieser Schrift mitzutheilen. Das eben ist das Ausgezeichnete darin (und was auch das Prädicat der Humanität eigentlich ausdrückt), daß Sie Ihren Gegenstand nicht mit isolirten Gemüthskräften anfassen, nicht blos denken, nicht blos anschauen, nicht blos fühlen, sondern zugleich fühlen, denken und anschauen, d. h. mit der ganzen Menschheit aufnehmen und ergreifen. — Möchten Sie doch veranlaßt werden, alles was Ihnen von jetzt an in die Feder kommt, unserm Journal zu bestimmen.“ — In dem Streit mit F. A. Wolf (30. Oct.) ist er entschieden auf Herder's Seite. — Aber schon die ästhetischen Briefe waren Herder als Kantische Sünden zuwider; noch mehr verdrossen ihn die Urtheile in der Abhandlung über das Naive; er ersuchte Schiller ernstlich, ihn gar nicht darin zu

erwähnen, weil er kein Dichter sei. — Nicht minder wurden die Freunde über Herder's Urtheile in den neuen Humanitätsbriefen verstimmt. „Der erste Brief, schreibt Goethe, so viel Treffliches er enthält, macht einem nicht wohl, und es ist dem Verfasser auch nicht wohl gewesen, da er ihn schrieb. Eine gewisse Zurückhaltung, eine gewisse Vorsicht, ein Drehen und Wenden, ein Ignoriren, ein kärgliches Vertheilen von Lob und Tadel macht besonders das, was er von deutscher Literatur sagt, äußerst mager." „Herder's Buch, erwidert Schiller 18. Juni, machte mir ziemlich dieselbe Empfindung wie Ihnen, nur daß ich auch hier, wie gewöhnlich bei seinen Schriften, immer mehr, was ich zu besitzen glaubte, verliere, als ich an neuen Realitäten dabei gewinne. Er wirkt dadurch, daß er immer aufs Verbinden ausgeht und zusammenfaßt was andere trennen, immer mehr zerstörend als ordnend auf mich. An seinen Confessionen über die deutsche Literatur verdrießt mich, noch außer der Kälte für das Gute, auch die sonderbare Art von Toleranz gegen das Elende; es kostet ihn so wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. a. zu reden, als von dem Bedeutendsten, und auf eine sonderbare Art wirft er die Stollberge und mich, Kosegarten und wie viel andere in einen Brei zusammen. Seine Verehrung gegen Kleist, Gerstenberg und Geßner — und überhaupt gegen alles Verstorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen das Lebendige."

Nun folgte der Skandal der Xenien, die von Herder aufs äußerste gemißbilligt wurden. „Herder, schreibt Schiller an Körner 1. Mai 1797, ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir blos wie ein Krankheitsstoff vor, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, das ist die feige Schlaffheit, bei einem innern Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische, und affectirt das Mittelmäßige zu protegiren. Goethe hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt. Gegen Kant und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er sich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einem in die Waden. Es muß einen indigniren, daß eine so große außerordentliche Kraft für die gute Sache so ganz verloren geht."

Der Bruch wurde noch vergrößert durch die Metakritik, Her-

der's Kriegserklärung gegen die Philosophie, welches zugleich das Glaubensbekenntniß der Freunde war: „Das Geschrei, schreibt Schiller 7. Juni 1799, das Wieland von Herder's Buch erhebt, wird, wie ich fürchte, eine ganz andere Wirkung thun, als er damit beabsichtigt. Wir können es in aller Gelassenheit abwarten und wollen bei der Komödie, die bunt und lärmend genug werden wird, als ruhige Zuschauer unsere Plätze nehmen. Unterhaltung giebt sie uns gewiß." — Sie mußten aber dennoch Partei nehmen, und um so entschiedner, je mehr Herder mit seiner Kritik auf ihr eignes Gebiet überging. „Diese Adrastea, schreibt Schiller am 20. März 1801, ist ein bitterböses Werk, das mir wenig Freude gemacht hat. Der Gedanke an sich war nicht übel, das verflossene Jahrhundert in etwa einem Dutzend reich ausgestatteten Heften vorüberzuführen, aber das hätte einen andern Führer erfordert, und die Thiere mit Flügeln und Klauen, die das Werk ziehen, können blos die Flüchtigkeit der Arbeit und die Feindseligkeit der Maximen bedeuten. Herder verfällt wirklich zusehends, und man möchte sich zuweilen im Ernst fragen, ob einer, der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich gewesen sein kann. Es sind Ansichten in dem Buch, die man im Reichsanzeiger zu finden gewohnt ist, und dieses erbärmliche Hervorklauen der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren oder hämische Vergleichungen anzustellen! — Und was sagen Sie zu der Aeonis? Haben Sie hier eine feste Gestalt gepackt? Ich gestehe, daß ich nicht recht weiß, wovon die Rede ist; wovon die Rede sein soll, sieht man wohl. Indessen ist es gut, daß der Dünkel und der Widerspruchsgeist den Verfasser in die Arena herausgelockt haben, um in Nachahmung ihres Vorbilds seine Schwäche und Ungeschicklichkeit an den Tag zu legen. Was an dem Stück gut ist, die Aufstellung zweier Hauptfiguren als ein Gegensatz, der sich auflöst, und die Begleitung derselben mit allegorischen Nebenfiguren, dies ist Ihnen abgeborgt, und mit der eignen Erfindung beginnt die Pfuscherei." — Und diese bittern Urtheile steigern sich noch immer bis zu Herder's Tod.*)

---

*) Schiller an Körner, 19. Nov. 1802 (über sein Adelsdiplom): „Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Bayern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten von der

Wenn dieser Krieg zwischen der alten und neuern Poesie aus der Natur der Sache hervorging, so erscheinen die Zerwürfnisse zwischen den Neuerern selbst, die doch im Allgemeinen von denselben Grundsätzen ausgingen, weniger gerechtfertigt. Und doch lassen sich auch dafür vollwichtige Gründe anführen. Fast bei jeder Revolution wird man wahrnehmen, daß die Reformatoren mit der größten Heftigkeit gegen diejenigen ihrer Anhänger verfahren, die nicht streng ihrer Autorität gehorchen, und die ihrem eignen Princip durch Uebertreibung ein falsches Ansehn gaben. Als eine Reformation betrachtete aber Schiller ganz ernsthaft das Werk, das er mit Goethe unternahm, und wenn er die Kraft eines Reformators besaß, so fehlte es ihm auch nicht an der gewöhnlich damit verbundenen Schroffheit. Nur von Schiller kann hier die Rede sein, denn Goethe, der freilich in einzelnen Fällen auch gegen ihn recht wohl die Autorität der höhern Stellung geltend zu machen wußte, fügte sich im Ganzen dem kräftigern Willen seines Freundes. Schiller war es ein heiliger Ernst um die Sache und Goethe ließ sich in diesen Ernst mit hineinziehn, obgleich er zuweilen ungeduldig wurde und meinte, daß die neue Poesie eine gar zu ernsthafte Beschäftigung sei. Schiller schonte solche Excentricitäten, theils aus Liebe theils aus schicklicher Rücksicht gegen das bedeutendste Mitglied der Partei: desto strenger wandte er sich gegen diejenigen, die den verehrten Meister in solchen Excentricitäten bestärkten, und so kanzelte er denn mitunter die Fichte,

Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm jedermann diese Kränkung gönnte; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen." — Von einem Besuch Herder's in Dresden schreibt Körner, 5. Sept. 1803: „Ueber meine Erwartung hat Herder hier bei der vornehmen Classe und selbst bei der herrnhutischen Partei Glück gemacht. Es war natürlich, daß er sich bei Leuten von Einfluß angenehm zu machen suchte, da sein Sohn in kursächsischen Diensten ist; aber er treibt dies auch mit zuviel Leichtigkeit und Gewandtheit. Bei dem plattesten Gespräch bemerkt man an ihm keine Langeweile. Er sagt etwas dazu, das besser ist, aber doch nicht so sehr sich über das Gemeine erhebt, daß man darüber stutzt ... In seiner Ansicht der Dinge ist etwas Krankes und Mattes, das mich verstimmt." „Deine Schilderung, antwortet Schiller 12. Sept., stellt mir Herder ganz dar; er ist zu einem vornehmen katholischen Prälaten geboren, genialisch flach und oratorisch geschmeidig, wo er gefallen will."

die Schlegel u. s. w. wie Schulknaben ab. Man darf diesen Zug nicht mißverstehn; es ist nicht etwa Eifersucht auf die Huldigungen, die Goethe zu Theil wurden; wir haben gesehn, daß er Humboldt's Apotheose, obgleich er selber zu kurz dabei kam, vollständig billigte, es war nur Zorn darüber, daß man die Unarten des Dichters als Schönheiten pries.

Das Evangelium der Horen lehnte sich auf der einen Seite an den Kantischen Idealismus, auf der andern an die Poesie der Griechen. Auf beiden Seiten fanden sich Schüler, die, zuerst die eifrigsten Mitarbeiter der Horen, dann durch Uebertreibung das Princip in Gefahr brachten, und die Schiller in Folge dessen, ohne auf den Schutz Goethe's zu achten, als falsche Apostel aus der Kirche trieb, so daß sie genöthigt wurden eine eigene Sekte zu gründen. Hier war es Fichte, dort die Gebrüder Schlegel. Es ist charakteristisch für das damalige Parteitreiben, daß diese beiden, an Natur, Talent und Grundsätzen völlig entgegengesetzt, sich dennoch miteinander verbanden, und da es ihnen nicht gelang, Goethe zu sich herüberzuziehn, gemeinschaftlich die Führer einer Dichtergesellschaft wurden, zu der keine innere Verwandtschaft sie trieb.

An Fichte mußte Schiller, dem redlichen Kantianer, Verschiedenes zuwider sein. Zunächst dasselbe, was Kant mit so vieler Härte verurtheilte: der Mißbrauch der kritischen Vernunft zum phantastischen Aufbau einer Welt aus dem Begriff des Ich heraus. Sodann die Richtung auf das Wirkliche und das leidenschaftliche Bestreben, dieses Wirkliche wieder dem reinen Begriff gemäß neu aufzubaun; mit andern Worten, der revolutionaire Geist der Fichteschen Philosophie, während Schiller die echte Humanität in der Flucht aus dem gemeinen Wirklichen fand. Endlich die Uebertreibung des moralischen Rigorismus, den Schiller schon bei Kant offen bekämpft hatte und der hier noch viel schroffer, ja man kann sagen brutaler sich geltend machte.

Das Verhältniß Fichte's zu Schiller hat eine Geschichte, von der wenigstens einige Züge mitzutheilen sind. Zuerst war Schiller durch die Kritik der Offenbarung auf ihn aufmerksam geworden und hatte großes Interesse an ihm genommen; wie denn in der That in ihrem Bildungsgang etwas Verwandtes ist. An Körner schreibt er, 12. Juni 1794: „Fichte ist eine äußerst interessante Bekanntschaft, aber mehr durch seinen Gehalt als durch

seine Form. Von ihm hat die Philosophie noch große Dinge zu erwarten." Für die Horen rechnet er sehr auf ihn, denn „er ist sehr fruchtbar." — Doch setzt er schon in dem Brief an Goethe, 28. Oct. 1794, wo er die Fundamente der Kantischen Philosophie für ewig erklärt, hinzu: „Mit der Philosophie unsers Freundes Fichte dürfte es nicht diese Bewandtniß haben. Schon regen sich starke Gegner in seiner eignen Gemeinde, die es nächstens laut sagen werden, daß alles auf einen subjectiven Spinozismus hinausläuft. Er hat einen seiner alten akademischen Freunde, einen gewissen Weißhuhn, veranlaßt, hieher zu ziehn, wahrscheinlich in der Meinung, sein eigenes Reich durch ihn auszubreiten. Dieser aber, nach allem, was ich von ihm höre, ein trefflicher philosophischer Kopf, glaubt schon ein Loch in sein System gemacht zu haben und wird gegen ihn schreiben. Nach den mündlichen Aeußerungen Fichte's, denn in seinem Buch war noch nicht davon die Rede, ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt!! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich deklarirt, wie wir neulich erwarteten." *)

An Körner, 21. Nov. 1794. „Fichte interessirt mich sehr. Er hat ein neues System in der Philosophie aufgestellt, welches zwar auf das Kantische gebaut ist und es aufs neue bestätigt, aber doch sehr viel Neues und Großes in der Form hat. Es wird sehr viel Aufsehn und Streit erregen; aber Fichte's überlegenes Genie wird alles zu Boden schlagen, denn nach Kant ist er gewiß der größte speculative Kopf dieses Jahrhunderts. Vorige Messe hat er fünf Vorlesungen (über die Bestimmung des Gelehrten) aus einem seiner Collegien drucken lassen, die du dir anschaffen mußt."

Diese Vorlesungen, die Fichte im Sommer 1794 hielt, zeigen gerade ihrer Einfachheit wegen am deutlichsten sowohl die Ver-

*) Noch in den Annalen sagt Goethe: „Nach Reinhold's Abgang war mit Kühnheit, ja Verwegenheit an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Er war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehn, und an seinen Gesinnungen in höherem Betracht nichts auszusetzen: aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?"

wandtschaft als den Gegensatz zu Schiller. In der Aufgabe, die er der Philosophie stellt, kommt er mit Schiller überein: was ist die Bestimmung des Menschen? die Uebereinstimmung des empirischen Ich mit dem absoluten Ich, d. h. des Einzelnen mit dem Ideal. Daß Fichte diesen Satz metaphysisch zu begründen sucht, daß er nebenbei sehr spitzfindige Untersuchungen anstellt, z. B. in wiefern wir berechtigt seien, uns unserer Gliedmaßen zu bedienen? und wie wir dazu kommen, Menschen außer uns anzunehmen? hatte auf den Gang des Ganzen keinen Einfluß. Beide halten die Uebereinstimmung mit sich selbst für ein Ziel, das man nie erreiche, dem man sich aber unendlich nähern müsse; beide finden den Grund der Nichtübereinstimmung in den äußern Dingen, die den Menschen bestimmen, da er sich doch selbst bestimmen soll. Aber das Mittel, die Uebereinstimmung hervorzubringen, ist bei beiden verschieden. Schiller räth dem Menschen, um frei zu sein, von der Wirklichkeit zu abstrahiren und ins Reich der Ideale zu flüchten; Fichte dagegen verlangt, er solle sich die Dinge unterwerfen: „Damit er mit sich selbst übereinstimmen könne, ist die Uebereinstimmung aller Dinge mit seinen Begriffen von ihnen das letzte, höchste Ziel des Menschen." — Damals hatte er noch nicht den Begriff eines Staats als einer Zwangsanstalt für den Fortschritt der Gattung erfunden; der Zweck aller Regierung ist ihm noch, die Regierung überflüssig zu machen, und der Charakter der Gesellschaft ist Wechselwirkung der Freiheit. Aber eine ganz andere Freiheit als die des Künstlers! „Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will und durch einen gewissen Einfluß, dessen Ursache man nicht immer bemerkt, wirklich frei macht. Unter seinem Auge athmen wir freier; wir fühlen uns durch nichts gepreßt und zurückgehalten und eingeengt; wir fühlen eine ungewohnte Lust, alles zu sein und zu thun, was nicht die Achtung für uns selbst verbietet." In der Freiheit des Künstlers liegt etwas Aristokratisches; der Philosoph hingegen fordert die Gleichheit aller Menschen: denn um ganz mit sich selbst übereinzustimmen, muß der nothwendige Begriff des Menschen, daß alle Menschen vernünftig seien, verwirklicht sein. — Der Künstler erreicht sein Ideal unmittelbar durch das einzelne Kunstwerk. Der Gelehrte ist nur der Führer der Cultur in ihrem gemeinschaftlichen Kampf gegen die Natur. „Die Vernunft liegt mit der Natur in einem stets dauernden Kampf; der Zweck aller

Bildung ist, die Natur zu schwächen und der Vernunft zu unterwerfen." Durch das Bewußtsein dieser Bestimmung fühlt sich jeder als ein nothwendiges Glied der großen Kette, die von Entwickelung des ersten Menschen bis in die Ewigkeit hinausgeht. „Aber ich werde aufhören müssen wie mein Vorgänger? — O! das ist der erhabenste Gedanke: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, nie vollendet haben; das was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk soll vollendet werden und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin ist meinem Dasein keine Zeit bestimmt und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernahme jener großen Aufgabe die Ewigkeit an mich gerissen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge und zu dem tobenden Wassersturz und zu den krachenden, in einem Feuermeer schwimmenden Wolken und sage: ich bin ewig und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du Erde und du Himmel! vermischt euch im wilden Tumult, und ihr Elemente alle, schäumet und tobt und zerreibt im wilden Kampf das letzte Sonnenstäubchen meines Körpers, den ich mein nenne — mein Wille allein soll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls schweben, denn ich habe meine Bestimmung ergriffen und die ist dauernder als ihr; „sie ist ewig und ich bin ewig wie sie."

Diese Beredsamkeit ist nun freilich etwas anders als die in den Briefen über die ästhetische Erziehung, sie zeigt aber doch eine augenscheinliche Verwandtschaft, und beide Schriftsteller werden durch den Glauben an ihren Beruf etwas über das Maß der Wirklichkeit hinausgerissen. — Wenn Schiller's Künstler als Seher eines bessern Zeitalters sich von der Wirklichkeit abwendet, so organisirt Fichte's Gelehrter gleichsam als Feldherr die Wirklichkeit: sein Beruf ist die oberste Aufsicht über den wirklichen Fortgang des Menschengeschlechts und die stete Beförderung dieses Fortgangs. „Ein glückliches Schicksal, noch durch seinen besondern Beruf bestimmt zu sein, dasjenige zu thun, das man schon um seines allgemeinen Berufs willen als Mensch thun müßte! zur Arbeit, zum Geschäft, zum einzigen Tagewerk seines Lebens zu haben, was andern süße Erholung von der Arbeit sein würde! Ich bin ein Priester der Wahrheit, ich bin in ihrem Solde; ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu thun und zu leiden. Wenn ich um ihretwillen verfolgt und gehaßt worden, wenn ich

in ihrem Dienste gar sterben sollte, was thäte ich dann weiter als das was ich schlechthin thun müßte? Ich weiß, daß ein entmanntes und nervenloses Zeitalter diese Empfindung und diesen Ausdruck nicht erträgt; daß es alles dasjenige, wozu es selbst sich nicht zu erheben vermag, mit schüchterner Stimme, durch welche die innere Scham sich verräth, Schwärmerei nennt; daß es mit Angst seine Augen von einem Gemälde zurückreißt, in welchem es nichts sieht als seine Entnervung und seine Schande. Aber ich rede vor jungen Männern, die schon durch ihre Jahre vor dieser gänzlichen Nervenlosigkeit gesichert sind, und ich möchte vermittelst einer männlichen Sittenlehre zugleich Empfindungen in ihre Seele senken, die sie auch in Zukunft vor derselben verwahren könnten."

Wenn nicht gerade der Sinn, so doch der Klang dieser Worte mußte in Schiller verwandte Seiten anregen. Zugleich aber lag etwas darin, was ihn abstieß: die Berührung mit der rohen Menge. Was diese heißt, sollte Fichte bald an sich selbst erfahren. Er betrieb im Interesse der Cultur die Aufhebung der Orden, dafür warfen die Studenten ihm die Fenster ein: „die unangenehmste Weise, bemerkt Goethe, von dem Dasein eines Nicht-Ich überzeugt zu werden!" — Schiller schreibt an Körner 1. Mai 1795: „Fichte wird diesen Sommer nicht hier sein. Er hat sich in die akademische Ordensgeschichte gemischt, worüber die Studenten so ergrimmt worden sind, daß sie ihm alles Herzeleid anthaten. Nun hat er den üblen Weg ergriffen, sich zurückzuziehn (nach Osmannstädt) und dem wilden Gesindel das Feld zu räumen." — An Goethe, 15. Mai: „Von hiesigen Varietäten weiß ich Ihnen nichts zu sagen, denn mit Freund Fichte ist die reichste Quelle von Absurditäten erschöpft." — Bald wurde die Entzweiung noch größer.

Fichte hatte für die Horen einen Aufsatz „über Geist und Buchstaben in der Philosophie" eingereicht; Schiller sandte ihn 24. Juni 1795 zurück; theils wegen der „trocknen, schwerfälligen und nicht selten verwirrten Darstellung"; theils weil er nicht vom Geist der Philosophie, sondern vom Geist der schönen Künste handelt. „Ich begreife nicht, wie Sie von dem Geist in den Goetheschen Werken,*) den man unter der Aufschrift Ihrer Abhandlung

*) Hier ist die Stelle. „Es ist in den letzten Meisterwerken des begünstigten Lieblings der Natur unter unserer Nation — im Tasso, in der Iphigenie und in den leichtesten Pinselstrichen desselben Künstlers seitdem — nicht die so ein

schwerlich erwartet hätte, zu dem Geist in der Kantischen oder Leibnitzischen Philosophie einen Weg finden werden... Ein großer Theil meiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts behandelt den nämlichen Gegenstand... Nun bringen Sie die alte, von mir noch nicht einmal ganz geendigte Materie, sogar in der alten schon von mir gewählten unbequemen Briefform und, um den Leser ja recht zu verwirren, nicht in der geringsten Verbindung mit der meinigen, noch öfter in einem völlig unbewiesenen Widerspruch mit mir: und dies alles nach einem so excentrischen Plan, daß es unmöglich wird, die Partien Ihres Aufsatzes in ein Ganzes zusammenzuhalten... Es thut mir leid

---

fache Erzählung, nicht die ohne allen Schwulst so sanft hingleitende Sprache, durch welche der gebildete Leser so mächtig angezogen wird ... die Stimmung ist es, welche in diesen Werken herrscht: diese edelste Blüte der Humanität, welche durch die Natur nur einmal unter dem griechischen Himmel hervorgetrieben und durch eins ihrer Wunder im Norden wiederholt wurde. Es schmiegt sich an unsere Seele das lebendige Bild jener geendigten Cultur, die den Angriffen des Schicksals nicht mehr mit gewaltsamen Anstrengungen und Renkungen entgegengeht, und die eher alles als die reine Ebenheit ihres Charakters und die leichte Grazie in den Bewegungen ihres Gemüths verliert: jenes Beruhens in sich selbst und auf sich selbst, das es nicht mehr bedarf, durch Anstrengung seine Kraft aufzuregen und gegen den Widerstand anzustemmen, sondern das auf seiner eignen natürlichen Last sicher steht; jener Unbefangenheit des Geistes, welche die Dinge, auch bei ihrem gewaltsamsten Andringen auf uns, dennoch keiner andern Schätzung würdigt, als der, die ihnen gebührt, daß sie Gegenstände unserer Betrachtung sind, und welche auch dann noch den gefälligen Formen derselben ein ästhetisches Vergnügen, den Verzerrungen derselben ein leichtes Lächeln, wie Grazien lächeln, abzugewinnen vermag; jener Vollendung der Menschheit, die sich von der Sinnenwelt nicht losgerissen, sondern abgelöst fühlt, und die mit gleicher Leichtigkeit derselben ohne Mißvergnügen entbehren oder ihrer mit Freude auf ihre Weise genießen kann ... Wir entdecken mit befriedigter Selbstliebe unter dem Einfluß des Künstlers eine Fassung in uns, die wir im Lauf des Lebens gewöhnlich nicht behalten; wir fühlen uns höher gehoben und veredelt, und innige Liebe ist der Lohn des Dichters, der uns so sanft schmeichelt, um uns zu bessern ... Goethe war es gegeben, zwei verschiedene Epochen der menschlichen Cultur mit allen ihren Abstufungen auszumessen. Er nahm sein Zeitalter bei der letzteren Stufe auf, um es bei der ersteren niederzusetzen. Aber sein Genius überflog, wie es sein mußte, den langsamen Gang desselben. Er bildete, wie jeder wahre Künstler soll, sein Publicum selbst, arbeitete für die Nachwelt, und wenn unser Geschlecht höher steigt, so ist es nicht ohne sein Zuthun."

es zu sagen; aber, es liege nun, woran es wolle, so befriedigt mich weder die Einkleidung noch der Inhalt, und ich vermisse die Bestimmtheit und Klarheit, die Ihnen sonst eigen zu sein pflegt!.. Von einer guten Darstellung fordere ich vor allen Dingen Gleichheit des Tons, und eine Wechselwirkung zwischen Bild und Begriff, keine Abwechselung zwischen beiden, wie in Ihren Briefen häufig der Fall ist... Habe ich mich an einigen Stellen zu lebhaft ausgedrückt, so mag der natürliche Unmuth über eine fehlgeschlagene Erwartung mich entschuldigen... Lassen Sie den Freund nicht entgelten, was der Redacteur nicht wohl verschweigen konnte."

Um diesen seltsamen Brief zu verstehn, muß man die Abhandlung nachlesen; Fichte ließ sie 1798 im philosophischen Journal abdrucken. Man wird Schiller in der Sache recht geben; freilich ist der Ton nicht zu entschuldigen, und Fichte hatte es leicht, in seiner Antwort (27. Juni) die Unschicklichkeit desselben zu rügen: „Ich muß mir freilich gefallen lassen, von Leuten, die ich nicht achte, behandelt zu werden wie ein Schüler, der seine Lection hersagt; aber von Ihnen ist es mir nicht gleichgültig, weil ich Sie hochachte." „Daß wir über den populären philosophischen Vortrag sehr verschiedene Grundsätze haben, erfahre ich nicht erst seit heute; ich habe es schon aus Ihren eignen philosophischen Schriften gesehn. Sie gehen größtentheils analytisch, den Weg des strengen Systems, und setzen die Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrath von Bildern, die Sie fast allenthalben statt des abstracten Begriffs setzen. Ich setze die Popularität vorzüglich in den Gang, den ich nehme. Nachdem die streng philosophische Disposition fertig ist, mache ich mir nach ganz andern Grundsätzen den Entwurf der populären Behandlung; knüpfe an eine sehr gemeine Erfahrung an und führe so den Faden, scheinbar nach der bloßen Ideenassociation, über die aber unsichtbar das System wacht, fort, bestimme nirgends schärfer, als vor der Hand nöthig ist, bis zuletzt die scharfe Bestimmung sich von selbst ergiebt. Bei mir steht das Bild nicht an der Stelle des Begriffs, sondern vor oder nach dem Begriff, was gleich ist; ich sehe darauf, daß es passe. Wo ich nicht irre, haben alle alte und neuern Schriftsteller, die in dem Ruhm des guten Vortrags stehn, es so gehalten. Ihre Art aber ist völlig neu, und ich kenne unter den alten und neuern keinen, der darin mit Ihnen zu vergleichen wäre. Sie fesseln die

Einbildungskraft, welche nur frei sein kann, und wollen dieselbe zwingen zu denken. Daher, glaube ich, entsteht die ermüdende Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften verursachen, und die sie mehreren verursacht haben. Ich muß alles von Ihnen erst übersetzen, ehe ich es verstehe; und so geht es andern auch. Was man meinen frühern Schriften auch vorwerfe, so sind sie doch häufig gelesen worden, und man hört hie und da erzählen, was darin steht. Ihre philosophischen Schriften (ich rede nicht von Ihrer philosophischen Gründlichkeit und Ihrem Tiefsinn, den ich verehre, ich rede nur von Ihrem Stil) sind bewundert, angestaunt, aber, so viel ich merke, weniger gelesen und gar nicht verstanden worden; und ich habe im größern Publicum keine Meinung, keine Stelle, kein Resultat daraus anführen hören. Jeder lobt, so sehr er kann, aber er hütet sich wohl vor der Frage: was denn eigentlich darin stehe?.. Ich nehme den Wink, daß wir dennoch Freunde bleiben wollen, mit dankbarer Freude für vollkommenen Ernst... Aber ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß Freundschaft zwischen uns sich nur auf gegenseitige Achtung gründen könne... Sie haben mir die Achtung und das Vertrauen das ich erwecken zu können glaubte, versagt; ich könnte von jetzt an nichts für Sie sein, als Ihr demüthiger Anhänger und Schüler, und das will ich nicht sein."

Schiller (an Goethe, 6. Juli) muß Fichte das Zeugniß geben, „daß er sich in dieser kritischen Situation noch ganz gut benommen hat. Bei aller Empfindlichkeit hat er sich sehr zu mäßigen gewußt, und ist bemüht, den Raisonabeln zu spielen. Daß er mir Schuld giebt, seine Schrift ganz mißverstanden zu haben, ist eine Sache, die sich von selbst versteht." — In seiner Antwort an Fichte (4. Aug.) sagt er: „Wären wir blos in Principien getheilt, so hätte ich Vertrauen genug zu unserer beiderseitigen Wahrheitsliebe und Capacität, um zu hoffen, daß der eine den andern endlich auf seine Seite neigen würde; aber wir empfinden verschieden, wir sind verschiedene, höchst verschiedene Naturen, und dagegen weiß ich keinen Rath... Ihre wiederholten Appelle an fremde Urtheile in unserer gegenwärtigen Streitigkeit beweisen, daß Sie in diesem Gebiet nicht von der Vernunft, sondern von dem Gefühl und der Totalität des Individuums die Entscheidung erwarten... Die Instanz, welche Sie vorschlagen, nämlich Goethe, möchte Ihnen am wenigsten gefallen. Goethe kann aber nicht

gerecht gegen Sie sein und sein Urtheil nichts wider Sie beweisen. Er ist viel zu fremd in dem philosophischen Gebiet, als daß er mit den ästhetischen Uebertretungen, die er Ihnen vorwerfen würde, könnte ausgesöhnt werden. Sonderbar genug ist es, daß Sie von mir erst hören müssen, wie wenig Goethe dazu taugt, Ihre Partie zu ergreifen. Ebenso sonderbar ist es, daß Sie mir absprechen, über den Geschmack und den ganzen Ton Ihrer Schrift zu urtheilen, und dieses Amt Goethe übertragen, der in seinen eignen Manuscripten und Schriften über diesen Punkt mich zum Richter anerkennt und meine Urtheile befolgt." — Gegen die Stimme des Publicums protestirt er. „Es giebt nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publicums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, aber nicht, weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern weil das Publicum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lectüre zu machen gewohnt, und in ästhetischer Rücksicht zu tief gesunken ist, um so leicht wieder aufgerichtet werden zu können. Das allgemeine und revoltante Glück der Mittelmäßigkeit, die unbegreifliche Inconsequenz, welche das ganz Elende auf demselben Schauplatz, auf welchem man vorher das Vortreffliche bewunderte, mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt, die Rohigkeit auf der einen und die Kraftlosigkeit auf der andern Seite erwecken mir einen solchen Ekel vor dem, was man öffentliches Urtheil nennt, daß es mir vielleicht zu verzeihen wäre, wenn ich in einer unglücklichen Stunde mir einfallen ließe, diesem heillosen Geschmack entgegenwirken zu wollen, aber wahrlich nicht, wenn ich ihn zu meinem Führer und Muster machte... In allen meinen neuen Schriften macht eine directe Opposition gegen den Zeitcharakter den Geist aus... Ich suche nicht durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publicum zu gewinnen, sondern es durch die lebhafte und kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspornen und zu erschüttern. Daß ein Schriftsteller, der diesen Weg geht, nicht der Liebling seines Publicums werden kann, liegt in der Natur der Sache, denn man liebt nur, was einen in Freiheit setzt, nicht was einen anspannt; aber er erhält dafür die Genugthuung, daß er von der Armseligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemüthern, die eines Schwunges fähig sind, mit Begeisterung ergriffen und von knechtischen Seelen

mit Furcht und Zittern angebetet wird." — Von diesem Gesichtspunkt aus rechtfertigt er auch seine Schreibart. „Meine beständige Tendenz ist, neben der Untersuchung selbst, das Ensemble der Gemüthskräfte zu beschäftigen und so viel möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will also nicht blos meine Gedanken dem andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben und auf seine sinnlichen Kräfte wie auf seine geistigen wirken."

In der Abneigung gegen das Zeitalter ist er mit Fichte ganz einig; ebenso in der Verehrung Goethe's; und doch kennt man die menschliche Natur schlecht, wenn man nicht begreift, daß grade der unzeitige Ausdruck der letztern einer Polemik, die sich doch zunächst nur auf die Form bezog, eine so bittere Wendung gab. Auch die Freundschaft ist der Eifersucht fähig.

9. Nov. 1795 (an Humboldt) erfahren wir: „Von Fichte höre ich nichts, da ich kaum jemand sehe, der mit ihm umgeht." Im Febr. 1797 liest Schiller einen Aufsatz von ihm mit Interesse; 28. August 1798 schreibt er an Goethe: „Ich bin in diesen Tagen von einem Besuch überrascht worden, dessen ich mich nicht versehn hätte. Fichte war bei mir und bezeigte sich äußerst verbindlich. Da er den Anfang gemacht hat, so kann ich nun freilich nicht den Spröden spielen, und ich werde suchen, dies Verhältniß, das schwerlich weder fruchtbar noch anmuthig werden kann, wenigstens heiter und gefällig zu erhalten." Weiter kam es in der That nicht.*) Der Gegensatz gegen Fichte war durch die Richtung des letztern auf das Wirkliche gegeben; zwischen Schiller und den Schlegel dagegen herrschte im Anfang völlige Uebereinstimmung, ja man kann die spätere „romantische Schule" als eine unmittel-

---

*) Körner schreibt ihm, 20. Decbr. 1800. „Fichte hat ein abenteuerliches Product herausgegeben, den geschlossenen Handelsstaat. Mir hat besonders Spaß gemacht, daß ihm beim Verbot aller Einfuhr der Wein doch noch zu rechter Zeit eingefallen ist, den er sich nicht aus der Mark Brandenburg verschreiben mag. Um sich zu helfen, weiß er keinen andern Ausweg, als den Staat zum Weinlieferanten zu machen. Uebrigens wäre es Zeit, daß man diesen philosophischen Attila einmal in seinem Lande bekriegte, damit er uns nicht alle unsere Felder und Gärten nacheinander verheert. Aber in seinem Lande sind nichts als öde Wüsten, wo kein Halm wächst. Indessen wird diese politische Ketzerei wenig schaden. Solche Einschränkungen, als er vorschlägt, könnten nur allenfalls unter Robespierre gewagt werden."

bare Fortsetzung des Strebens betrachten, das sich in den Horen krystallisirt hatte. In der Verachtung des gegenwärtigen prosaischen Zeitalters, in der Gleichgültigkeit gegen die Praxis des Lebens, in dem festen Glauben an das Ideal kamen sie überein. Beiden war die Poesie ein „Mädchen aus der Fremde", von der man nicht wußte woher sie kam; beide suchten in Griechenland ihre schönste und vollendetste Erscheinung. Für die mythische Bildlichkeit der Griechen, die ganz nicht wieder herzustellen war, suchten beide einen Ersatz in den Speculationen des transcendentalen Idealismus. Beide erwarteten mit Zuversicht von der durch die Philosophie geläuterten Kunst einen wichtigen Fortschritt der Menschheit auch in Religion und Sitte. Beide sahen in Goethe den Genius, der mit Bestimmtheit auf die neue Morgenröthe eines goldenen Zeitalters hindeutete. Wenn die Schlegel neben den griechischen Vorbildern auch auf die Kunst der Renaissance und des Mittelalters hindeuteten, wenn sie in der Symbolik und der Mythologie des Katholicismus Ergänzungen für die Götter Griechenlands suchten, so war das nur eine scheinbare, nur eine zufällige Abweichung. Es lag ganz in Schiller's Sinn, die Kunst universell aufzufassen und in ihr den echten Lebensgehalt der verschiedensten Religionen einem glücklicheren Geschlecht aufzubewahren. Und wenn man ihm in seinen spätern Werken eine Hinneigung zur Romantik vorwirft, so ist in diesem Sinn der Vorwurf begründet.

Aber ihn verstimmte jene Vorliebe für bunten Farbenreichthum ohne Rücksicht auf den idealen allgemein menschlichen Gehalt; jene Versatilität des Geistes, die trotz ihres Idealismus doch wieder auf eine Verherrlichung des Stoffes ausging, nur daß sie mit ihren Stoffen der öffentlichen Meinung trotzte; jene Unredlichkeit des Denkens, die um einer wohlklingenden Paradoxie willen die Wahrheit opferte; jenes Unvermögen des Schaffens, das die Gestaltlosigkeit der poetischen Schöpfungen dadurch zu rechtfertigen suchte, daß es die geniale Willkür für die einzige echte Muse ausgab; endlich jener Geist der Coterie, der um der Person willen die Sache hintansetzte.

Dies waren die innern Gründe der allmäligen Entfremdung; doch fehlte es nicht an äußern persönlichen, deren Zusammenhang nicht uninteressant ist. Auf die geistvolle Recension der Künstler durch A. W. Schlegel Oct. 1790 haben wir schon hingewiesen;

die nächste Spur der Brüder findet sich in einem Brief Körner's 20. Dec. 1794. „Ich weiß nicht, ob ich dir schon geschrieben habe, daß der Schlegel, den du kennst, eine Hofmeisterstelle sucht. Ich habe ihm versprochen, ihn dir zu empfehlen, wenn dir eine solche Gelegenheit vorkommt. Kenntnisse hat er in alten und neuen Sprachen, und sein Betragen hat sich auch neuerlich gebessert. Er ist bescheiden geworden und fragt nicht mehr so viel.“ — 17. Oct. 1794 bietet Körner einen Aufsatz Fr. Schlegel's an; Schiller lehnt ab (25. Oct.): „ob ich gleich die Idee nicht wegwerfen will, so hat mich seine Erklärung und Ausführung wenigstens nicht ganz befriedigt und ich finde noch viel Willkürliches darin.“ — Er nimmt ihn endlich in die Thalia auf (7. Nov.) — 12. Dec. läßt Fr. Schlegel durch Körner seines Bruders (damals Hofmeister bei dem Bankier Muilmann in Amsterdam) Aufsatz über Dante an Schiller recommandiren; 29. Dec.: „er wird mir sehr willkommen sein.“ Zugleich sucht Schiller, gemeinschaftlich mit Humboldt, etwas für Fr. Schlegel zu thun. — 5. Jan. 1795: „Empfiehl mich Fr. Schlegel; auch von ihm erwarte ich mit der Zeit, wenn seine Ideen, an denen er sehr reich ist, mehr Klarheit erhalten haben, und die Form über den Stoff erst Meisterin geworden ist, viel Vortreffliches.“ — 19. Jan.: „Der Aufsatz über Dante ist eine recht vortreffliche Acquisition für die Horen.“ — 20. März: „Bitte doch deinen Schlegel, seinem Bruder zu schreiben, daß er uns alle seine Arbeiten zukommen lassen möge. Ich kann ihm fünf Louisd'or für den Bogen geben, die er nicht überall erhält. Auch um Gedichte lasse ich ihn bitten.“ — Er schreibt ihm selbst, 12. Juni einen sehr schmeichelhaften Brief: „Von Herder, der Ihren Aufsatz über Dante sehr bewundert, habe ich Ihnen viel Schönes zu sagen. Kommen Sie bald wieder in Ihr Vaterland und leben Sie den Musen ein Leben, das Sie im Dienst derselben so schön eröffnet haben.“ — Körner, der den Brief besorgt, schreibt 21. Juni: „Fr. Schlegel [auch ihn hatte Schiller zur Theilnahme an den Horen aufgefordert] findet sich durch deine Anfrage sehr geschmeichelt. Wirklich getraue ich mir zu behaupten, daß du seine Arbeiten recht gut wirst brauchen können. Brauchbare Materialien hat er in ziemlicher Menge und sein Vortrag bessert sich immer mehr; auch nimmt er jede Warnung darüber mit Dank an — und wo ich etwas bemerke, das sich abändern läßt, so werde ich es ihm offenherzig sagen, weil er es ausdrücklich von mir verlangt hat.

Junge Männer von dieser Art werden immer sehr taugliche Mitarbeiter für die Horen sein; Autoren, die sich schon eine gewisse Celebrität erworben, haben größtentheils schon ihre angewiesenen Beschäftigungen, und auf häufige Beiträge von ihnen wird man nicht rechnen können."

„Vor einiger Zeit, antwortet Schiller 4. Juli, las ich im deutschen Mercur einen Aufsatz von Fr. Schlegel über die Grenzen des Schönen. Welche Verworrenheit des Begriffs und welche Härte der Darstellung herrschte darin! So etwas mußt du ihm nicht schenken, wenn du ihm die Wahrheit sagen darfst. Er hat Kenntnisse und denkt über seinen Gegenstand. Aber er bringt es nicht bis zur Klarheit, und eben deswegen auch nicht zur Leichtigkeit der Diction. Ich fürchte doch, er hat zum Schriftsteller kein Talent." — „Der Aufsatz, erwidert Körner, hat mir auch am wenigsten von seinen neuern Arbeiten gefallen. In der Berliner Monatschrift sind bessere Sachen von ihm. Zuletzt hat er etwas über Diotima geschickt, was viel Gutes enthält. Laß ihn nur reif werden; jetzt überwältigt ihn der Stoff, da ihm die Form noch nicht geläufig ist. Ich hoffe, daß du mit ihm zufrieden werden sollst." — An A. W. Schlegel 17. Sept. wieder ein schmeichelhafter Brief; Schiller treibt ihn immer zu neuen Beiträgen. 5. Oct.: „Sie haben ein so geistreiches Urtheil über meine Künstler gefällt, daß ich einem solchen Leser und Kunstrichter Genüge zu thun lebhaft interessirt bin." A. W. Schlegel schickt ihm 18. Oct. die „Briefe über Poesie und Silbenmaß"; Schiller schreibt gleich darauf an Körner: „Ich habe ein gutes Vorurtheil für alles was er schreibt, weil er gegen sich selbst streng ist und die Materien lange mit sich herumzutragen scheint." An A. W. Schlegel 29. Oct.: „Sie scheinen mir auf einem sehr glücklichen Wege zu sein. Man könnte allenfalls wünschen, daß Sie etwas schneller zum Ziel gegangen wären, aber ich zweifle nicht, daß Sie den kleinen Aufenthalt bei dem Allgemeinen über die Sprache und ihren Ursprung in der Folge rechtfertigen werden. Die Abhandlung ist sehr graciös und lebhaft geschrieben und muß jedem, den die mühseligen Zugänge zu dieser Materie sonst abgeschreckt haben, willkommen sein." Er hat ihm die Stelle eines ästhetischen Kritikers bei der Literaturzeitung verschafft, und fordert ihn auf, gleich die Horen zu recensiren. „Ihrem Bruder habe ich schon längst eine Krise in der Schreibart gewünscht. Der Gehalt kämpfte

noch in seinen Arbeiten zu sehr mit der Form und es fehlte an Leichtigkeit und Licht. Aber es ist viel Realität in ihm, und siegt er in diesem Kampf, so ist in ihm ein vortrefflicher Schriftsteller zu erwarten." Er tadelt ihn, so gelinde über die Vossischen Gedichte geurtheilt zu haben. — An Humboldt, 9. Nov.: „Unter allen Mitarbeitern (der Horen) ist fast der einzige Schlegel, von dem in Rücksicht auf Gehalt und Masse etwas Beträchtliches zu erwarten ist." — In einem Brief an diesen, 10. Dec., lobt er die „Briefe über Poesie u. s. w." sehr, wünscht aber, daß er über den dabei waltenden Naturproceß nicht zu sehr den ebenso wichtigen Freiheitsproceß aus den Augen lassen möge. „Warum können Sie nicht hier in Jena bei uns leben? Dies sollte mir große Freude sein. Das Gespräch würde so manches rege machen, was eine schriftliche Communication nicht berührt."

An Humboldt, 17. Dec. 1795 (mitten unter der Arbeit über naive und sentimentalische Dichtung): „Fr. Schlegel's Abhandlung über die griechischen Frauen, die er mir heute geschickt, habe ich zwar nur flüchtig durchlesen. Verbessert hat er sich in dieser Arbeit merklich, obgleich eine gewisse Schwerfälligkeit, Härte und selbst Verworrenheit ihn, wie ich fürchte, nie ganz verlassen wird. In der Sache selbst hat er mich nicht bekehrt. Die griechische Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geschlechter zu einander bei diesem Volk ist doch immer sehr geistleer" u. s. w. — 4. Jan. 1796. „A. W. Schlegel hat nicht nur alle Gedichte, sondern auch alle ästhetischen Aufsätze (der Horen) zur Recension (in der Lit. Z.) bekommen, die er auch schon seit acht Tagen eingeschickt hat, und so, daß Schütz sich einbildet, mich recht sehr damit zu erfreuen. Er offerirte mir, ob ich die Schlegelsche Recension erst im Manuscript sehen wolle, was ich nicht nöthig fand." „Schlegel hat mir gestern selbst geschrieben, der ganz voll Feuer für die Horen ist." An A. W. Schlegel, 9. Jan. „Gestern endlich bekam ich Ihre Recension zu Gesicht, und ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß sie mich mehr als befriedigt hat. Auch ohne alle Privatrücksichten erfreute mich die schöne Verbindung poetischer Wärme mit kritischer Kälte, welche darin herrscht, und ohne welche ich keinen Kunstrichter anerkennen kann." „Auch Goethe war mit Ihrer Recension, so wie überhaupt mit Ihrer Art zu urtheilen sehr zufrieden." „Die Hoffnung, welche Sie mir machen, Sie diesen Sommer nicht nur zu sehn, sondern hier zu behalten, war mir

der willkommenste Theil Ihres Briefs. Ich freue mich höchlich darauf, und da ich für eine ziemlich lange Zeit der Speculation entsagt habe, um wieder ganz der Poesie zu leben, so werden auch unsere Beschäftigungen einander näher berühren. Mit gewöhnlichen Docenten macht die philosophische Facultät seit einiger Zeit Schwierigkeiten, aber bei Ihnen ist von Remonstrationen nichts zu besorgen. Ich hoffe auch, es wird sich machen lassen, Sie auf eine noch honorablere Art hier zu fixiren." — 29. Febr. „Lassen Sie mich in Ihrem nächsten Brief hören, daß Sie selbst ihm auf dem Fuße folgen werden. Sie werden in diesem Sommer auch Voß hier finden. Auch Körner, einen guten Freund Ihres Hrn. Bruders." — 26. März. „Sehr angenehm haben Sie mich mit Ihrem Aufsatz über Shakespeare und Ihrer schönen Uebersetzung dieses Dichters überrascht. . . Der Himmel lohne es Ihnen, daß Sie uns von dem traurigen Eschenburg befreien wollen. Mit diesem sind Sie glimpflicher umgegangen, als er's bei seiner lächerlichen Anmaßung als Kritiker und Aesthetiker verdient. Man sollte diese Erzphilister, die doch Menschen zu sein sich einbilden, nicht so gut tractiren. Käme es auf sie und ihre Hohlköpfe an, sie würden alles Geniale in Grundsboden zertreten und zerstören. Auch Bürger's Macbeth haben Sie mir viel zu räsonnabel behandelt." „Herzlich freue ich mich, Sie binnen acht Wochen hier zu sehen, wo wir dann recht viel in die Länge und Breite miteinander durchsprechen wollen." — Mit seiner Kritik des Vossischen Homer ist er ganz einverstanden. —

An Körner, 10. April 1796. „Grüße beide Schlegel, die jetzt vermuthlich beisammen sein werden, von mir." Körner antwortet, 12. April: „A. W. Schlegel ist hier und gefällt mir recht wohl. Er hat mehr Politur als der jüngere Bruder, ohne Flachheit; für das Vortreffliche in der Kunst hat er echten Enthusiasmus, und im Umgang viel Leichtigkeit und guten Humor." — 13. Juni: „Fr. Schlegel wird nun auch bald nach Jena kommen. Sein Bruder rühmt sehr, wie wohl es ihm dort geht und wie sehr du dich für ihn interessirst. Vielleicht könntest du beide Schlegel brauchen, um dir bei den Horen einige Geschäfte zu erleichtern." — 22. Juli. „Schlegel ist gestern abgereist und wird bald in Jena sein. . . Im Journal „Deutschland" steht eine Recension unter seinem Namen von deinem Almanach. Er hat sie schon längst gemacht und Michaelis hat sie ihm untergebracht. Sie ent-

hält gute Bemerkungen; aber der Ton ist hier und da zu hart und anmaßend. Jetzt ist ihm bange, daß du etwas von dieser Recension erfahren und ihn wegen einiger Stellen mißverstehen möchtest. Ich habe ihn zu beruhigen gesucht. Du kannst fast keinen wärmern Verehrer haben als ihn, und wo er aus einem andern Tone zu sprechen scheint, so ist's blos Recensentencostüm, oder das Bedürfniß, seinen Richterberuf durch strenge Forderungen zu beglaubigen."

S. an Goethe, 11. Juli. „Schlegel ist mit seiner Frau wieder hier angekommen." 12. Juli. „Dank für den Fisch, der uns und Schlegel's, die wir dazu geladen, vortrefflich geschmeckt hat." 8. August. „Schlegel's Bruder ist hier; er macht einen recht guten Eindruck und verspricht viel."

Körner's Bemerkungen über Fr. Schlegel's kritische Manier waren keineswegs eine bloße Captatio benevolentiae; Schlegel handelte wirklich bona fide, wenn er mit größter Leidenschaft diejenigen Bücher angriff, die ihn besonders angezogen hatten. Gegen niemand war er härter gewesen als gegen Jean Paul und Jacobi's Woldemar. Nun schreibt Jean Paul an Jacobi, 27. Jan. 1800: „Novalis erzählte mir vor einem Jahr in Leipzig, wie es mit Fr. Schlegel, dessen Freund er ist, gegangen sei. Er habe alle deine Werke auf einmal studirt, verschlungen, gepriesen; gesagt, er werde in seinem Leben keine solche Zeile machen können; darauf sich immer tiefer hineingearbeitet, und endlich sei ihm Licht über den Woldemarschen Egoismus aufgegangen u. s. w. Der Spitzbube ist dir gut, wie mir, ob er mich gleich zu skalpiren versucht." — Gerade so hatte es Novalis selbst mit W. Meister gemacht. — Jean Paul, im Anfange über Fr. Schlegel's Angriff sehr aufgebracht, wurde bald versöhnt, als ihn jener (Mai 1800) in Weimar besuchte: „Wir haben uns, schreibt er an Otto, leicht verständigt. Er liebte mich und meine Werke von jeher — im neuesten Athenäum nahm er schon viele Invectiven zurück — und jetzt mehr, und ich — ihn; er ist kindisch, sanft und genialisch auffassend; aber er ist in der Philosophie und Gelehrsamkeit zehnmal seichter als ich gedacht." Und an Jacobi: „Er wurde mir noch mehr gut, ob er gleich meinen Antagonismus in allen Punkten zu hören bekam. Er ist ein unbefangener, sanfter, fast kindlicher, einfacher Mensch, der nicht den Charakter aber leicht die Denk- und Sprechart eines Menschen fasset. Wir wurden leichter

einig, als unsere Bücher weissagten... Indem ich sein Herz höher stellte, so fand ich auf der andern Seite sein Gehirn nicht vollköthig... Gelehrsamkeit und Belesenheit fand ich nicht bei ihm; er kennt, wie jetzt die Meisten, nur einige Nobili's aus jeder Literatur und dann urtheilt er über das ganze Volk ab."

Schiller war nicht so leicht versöhnt. In jener Recension waren in der That einige starke Ausdrücke, und der beleidigte Dichter beeilte sich, in die noch nicht abgeschlossenen Xenien folgende „Neueste Kritikproben" aufzunehmen:

Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach neuren Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantasirst. —
Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt. —
Vornherein liest sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten,
Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz artig sich aus. — —
Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück ließ sich vertuschen,
Hätten die Kritiker nicht, ach! so entsetzlich viel Geist. —

Und um den Angriff auf das eigene Feld des Gegners zu spielen, bezog er sich auf die Fragmente aus Fr. Schlegel's „Studium der griechischen Sprache", die eben in Reichardt's „Deutschland" erschienen.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus. —
Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit! drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns sprecht. —
Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verstande,
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird! —
Daß der Deutsche doch alles zu einem Aeußersten treibet,
Für Natur und Vernunft selbst, für die nüchterne, schwärmt.
„Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen;
Denn sie verstehen es blos charakteristisch zu sein."
„Unsre Tragödie spricht zum Verstand, drum zerreißt sie das Herz so;
Jene setzt in Affect, darum beruhigt sie so!"
„Wir Modernen, wir gehen erschüttert, gerührt aus dem Schauspiel;
Mit erleichterter Brust hüpfte der Grieche heraus."
„Oedipus reißt die Augen sich aus, Jokasta erhängt sich,
Beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst."
„Endlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht;
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt." —
Freunde bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu sagen; sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren;
 Ach was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm! —
Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
 Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert. —
„Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
 Ob in der Literatur beide noch walten, und wie?"
Freilich walten sie noch und bedrängen hart die Trojaner,
 Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein. —

Man merke wohl: von einem principiellen Gegensatz ist hier noch keine Rede; Schlegel denkt noch an keine Romantik; er wird im Gegentheil seines übertriebenen Hellenismus wegen zurechtgewiesen. Der eigentliche Grund ist die Abfertigung für eine unhöfliche Recension. — Nachdem Körner die Xenien gelesen, schreibt er, 5. Oct.: „Daß du auch Fr. Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden; nur gieb ihn nicht ganz auf. In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm nicht, und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit. Klarheit, Ordnung und Geschmack kann er vielleicht noch erwerben."

Natürlich machten auch hier die Xenien böses Blut. Den 16. Oct. schreibt Schiller an Goethe: „Reichardt soll auch in Leipzig sein, wo auch Schlegel noch ist, und wo sich die Herzen vermuthlich gegeneinander ergießen werden." 18. Oct. „Von den Xenien habe weiter nichts erfahren. Schlegel, der wieder angekommen, war zu kurze Zeit in Leipzig, um viel erfahren zu können. Bei seiner Zurückkunft von Dessau sagte er, hätten sie schon sehr in Leipzig rumort." 28. Oct. „Die jungen Nepoten hat Schlegel noch nicht heraus. Er fragte uns heute wieder danach." 2. Nov. „Reichardt wird in vierzehn Tagen hier sein; wie er sagt, um Fr. Schlegel von hier weg nach Giebichenstein zu nehmen. Das heiß ich recht vom Teufel geholt werden. Er soll sich bei den Xenien sehr sentimentalisch benehmen, und weil ihm Schlegel versichert, Sie hätten keinen Antheil an denen, die auf ihn gehn, so soll er sehr getröstet sein." 22. Nov. „Humboldt wird Ihnen von einer Recension des jungen Schlegel über Woldemar und von einem fulminanten Brief Jacobi's über diese Recesion erzählen, was Sie sehr belustigen wird." — Also dauert doch der Verkehr noch fort; A. W. Schlegel (der einzige, der neben Goethe und Herder für seine Gedichte Honorar erhält), wird noch

1. Dec. 1796 und selbst noch 7. Mai 1797 lebhaft zu weitern Arbeiten aufgefordert. Aber die Verstimmung nimmt zu. — „Mit Agnes von Lilien, schreibt er 6. Dec. an Goethe, werden wir, scheint es, viel Glück machen, denn alle Stimmen, die ich hier darüber hören konnte, haben sich dafür erklärt. Sollten Sie es aber denken, daß unsere großen Kritiker, die Schlegels, nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß das Product von Ihnen sei? Ja die Madame Schlegel meinte, daß Sie noch keinen so reinen und vollkommenen weiblichen Charakter erschaffen hätten, und sie gesteht, daß ihr Begriff von Ihnen sich durch dieses Product noch mehr gestärkt habe." — An Körner, 23. Jan. 1797: „Es ist unerlaubt, wie decidirt die Herren Schlegel urtheilten, daß Agnes v. Lilien nicht nur von Goethe sei, sondern auch zu seinen schönsten Arbeiten gehöre." An Goethe, 16. Mai: „Haben Sie nun die Schlegel'sche Kritik von Schlosser gelesen? Sie ist zwar in ihrem Grundbegriff nicht unwahr, aber man sieht ihr doch die böse Absicht und die Partei viel zu sehr an. Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Fr. Schlegel. So hat er kürzlich dem A. Humboldt erzählt, daß er die Agnes im Journal „Deutschland" recensirt habe und zwar sehr hart. Jetzt aber, da er höre, sie sei nicht von Ihnen, so bedaure er, daß er sie so streng behandelt habe. Der Laffe meinte also, er müsse dafür sorgen, daß Ihr Geschmack sich nicht verschlimmere. Und diese Unverschämtheit kann er mit einer solchen Unwissenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hielt."

Körner suchte noch immer zu laviren. Er schreibt 17. April 1797: „A. W. Schlegel ist aus Jena angekommen. Seine Frau habe ich noch nicht gesehn. Minna ist ihr begegnet und findet ihr Aeußeres recht hübsch." 29. Mai. „Schlegel und seine Frau haben wir wenig gesehn. Sie hat für mich nichts Anziehendes und in seiner Natur ist auch manches, das mir nicht behagt ... Bei allem Talent für das Aeußere der Dichtkunst scheint Schlegel doch immer noch im Vorhof zu bleiben. Dies findet man auch in seinen Recensionen." 10. Juni (nachdem ihm S. gemeldet, daß er den Umgang mit Schlegels aufgehoben): „Frau v. Humboldt hat mir manches von Schlegels erzählt. Ich begreife, daß das Unangenehme in ihnen am Ende überwiegend werden kann. Aber gemeine Naturen sind es doch nicht, nur verdrehte. W. Schlegel ist neuerlich durch seine Frau und durch die fatale Recensenten-

existenz verdorben worden. Bei seinem Aufenthalt in Dresden war er mir wirklich recht angenehm durch seine Liebe für die Kunst und seine Empfänglichkeit für feinere Schönheiten. Für productiv habe ich ihn nie gehalten. Dies ist Friedrich mehr in seinem Fache; aber hier ist noch viel rudis indigestaque moles.“ — Mittlerweile war der Bruch bereits erfolgt.

Fr. Schlegel, über die Xenien aufgebracht, hatte in Reichardt's Journal eine wirklich sehr bittere Recension der Horen geschrieben, und Schiller, der nun auch alles Maß verlor, beeilte sich, an A. W. Schlegel, 31. Mai 1797, folgenden Brief zu schreiben: „Es hat mir Vergnügen gemacht, Ihnen durch Einrückung Ihrer Uebersetzungen aus Dante und Shakespeare in die Horen zu einer Einnahme Gelegenheit zu geben, wie man sie nicht immer haben kann; da ich aber vernehmen muß, daß mich Herr Fr. Schlegel zu der nämlichen Zeit, wo ich Ihnen diesen Vortheil verschaffe, öffentlich deswegen schilt und der Uebersetzungen zu viele in den Horen findet, so werden Sie mich für die Zukunft entschuldigen. Und um Sie ein für allemal von einem Verhältniß frei zu machen, das für eine offene Denkungsart und eine zarte Gesinnung nothwendig lästig sein muß, so lassen Sie mich überhaupt eine Verbindung abbrechen, die unter so bewandten Umständen gar zu sonderbar ist, und mein Vertrauen zu oft schon compromittirte.“ — Der eifrigste Verehrer Schiller's möchte diesem Brief doch eine andere Form wünschen. — Umsonst bat A. W. Schlegel um Erlaubniß, sich zu rechtfertigen; „in meinem engen Bekanntschaftskreise, erwidert Schiller 3. Juli, muß eine volle Sicherheit und ein unbegrenztes Vertrauen sein, und das kann nach dem was geschehen, in unserm Verhältniß nicht stattfinden. Besser also wir heben es auf. Es ist eine unangenehme Nothwendigkeit, der wir, beide unschuldig, wie ich hoffe, nachgeben müssen; dies bin ich mir schuldig, da niemand begreifen kann, wie ich zugleich der Freund Ihres Hauses und der Gegenstand von den Insulten Ihres Bruders sein kann. — Versichern Sie Madame Schlegel, daß ich von dem lächerlichen Gerücht, sie sei die Verfasserin jener Recension, nie Notiz genommen habe, und sie überhaupt für zu verständig halte, als daß sie sich in solche Dinge mische.*) — Ich

*) Diese Bemerkung war sehr bitter, da Caroline ihren Mann wirklich sehr lebhaft bei seinen Recensionen unterstützte, was in Jena allgemein bekannt war.

hatte in jedem Fall darauf gerechnet, daß Sie Ihren Antheil an dem Almanach fortsetzen würden, und Goethe hat es mir in Ihrem Namen bestätigt. Mit der angenehmsten Erwartung sehe ich daher Ihrem Beitrag entgegen." — Im Juli 1797 verhandeln sie weitläufig, in sehr höflichen Formeln aber immer still gereizt, über A. W. Schlegel's Prometheus; vom Arion schreibt S. an Goethe, 7. Sept.: „Der Gedanke wäre recht gut, aber die Ausführung däucht mir kalt, trocken und ohne Interesse zu sein. Er wollte auch die Sacontala als Ballade behandeln; ein sonderbares Unternehmen für ihn, wofür ihn sein guter Engel bewahren wolle." 6. Oct. (an Goethe): „Die Stanzen über Romeo sind recht hübsch und Schlegel hat sich darin nach meiner Meinung wirklich selbst übertroffen;" (an Körner, 20. Oct.): „sie haben einen echten Schwung und zeigen ein Gefühl, das ich ihm nimmer zugetraut hätte — wenn er sie nur nicht irgend gestohlen hat. — Auch die entführten Götter haben viel Gutes. Seinen Prometheus und Arion gebe ich dir preis." An Goethe, 22. Dec. „Die Schlegel'sche Recension Ihres Hermann kenne ich noch nicht und weiß überhaupt nicht, von welchem Schlegel sie ist. Sie sei aber von welchem sie wolle, so finde ich bei keinem die ganze Competenz dazu, denn es gehört vorzugsweise zur Würdigung dieses Gedichts das, was man Gemüth heißt, und dieses fehlt beiden, ob sie sich gleich die Terminologie davon anmaßen." — 2. Jan. 1798. — „Dieser Tage las ich zu meiner großen Lust im Intelligenzblatt der L. Z. eine Erklärung von dem jungen Schlegel, daß er mit dem Herausgeber des Lyceums nichts mehr zu schaffen habe. So ist also doch unsere Prophezeihung eingetroffen!" —

Indem nun die Schlegel im Athenäum mit eigner Fahne auftraten, wurden ihre Beziehungen auch zur Literaturzeitung kälter. Schütz hatte A. W. Schlegel in der Recension von Herder's Terpsichore einiges gestrichen, wofür ihn dieser (10. Dec. 1797) sehr ernstlich zurechtwies. Doch dauerten seine Arbeiten an der L. Z. noch zwei Jahre fort. — In jenem Brief ist die Erwähnung Körner's von Interesse: „Es wäre zu wünschen, daß wir oft so meisterhafte Beurtheilungen zu lesen bekämen, wie die des W. Meister in den Horen, selbst nach Schiller's und Goethe's Einsichten ist." — „Was sagen Sie, fragt Schiller den Letztern 23. Juli 1798, zu dem neulichen Schlegelschen Athenäum, und besonders zu den Fragmenten? Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende

und einseitige Manier physisch wehe.“ — 27. Juli. — „Einen gewissen Ernst und ein tieferes Eindringen in die Sachen kann ich den beiden Schlegel, und dem jüngern insbesondere, nicht absprechen. Aber diese Tugend ist mit so vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzen vermischt, daß sie sehr viel von ihrem Werth und Nutzen verliert. Auch gestehe ich, daß ich in den ästhetischen Urtheilen dieser beiden eine solche Dürre, Trockenheit und sachlose Wortstrenge finde, daß ich oft zweifelhaft bin, ob sie wirklich auch zuweilen einen Gegenstand darunter denken. Die eignen poetischen Arbeiten des ältern bestätigen mir meinen Verdacht, denn es ist mir absolut unbegreiflich, wie dasselbe Individuum, das Ihren Genius wirklich faßt und Ihren Hermann z. B. wirklich fühlt, die ganz antipoetische Natur seiner eignen Werke, diese dürre und herzlose Kälte auch nur ertragen, ich will nicht sagen schön finden kann. Wenn das Publicum eine glückliche Stimmung für das Gute und Rechte in der Poesie bekommen kann, so wird die Art, wie diese beiden es treiben, jene Epoche eher verzögern als beschleunigen; denn diese Manier erregt weder Neigung, noch Vertrauen, noch Respect, wenn sie auch bei den Schwätzern und Schreiern Furcht erregt, und die Blößen, welche die Herren sich in ihrer einseitigen und übertreibenden Art geben, wirft auf die gute Sache einen fast lächerlichen Schein.“ — 19. Juli 1799. „Ich habe mir vor einigen Stunden durch Schlegel's Lucinde den Kopf so taumelig gemacht, daß es mir noch nachgeht. Das Product charakterisirt seinen Mann, wie alles Darstellende, besser als alles, was er sonst von sich gegeben, nur daß es ihn mehr ins Fratzenhafte malt. Auch hier ist das ewig Formlose und Fragmentarische, und eine höchst seltsame Paarung des Nabulistischen mit dem Charakteristischen, die Sie nie für möglich gehalten hätten. Da er fühlt, wie schlecht er im Poetischen fortkommt, so hat er sich ein Ideal seiner selbst aus der Liebe und dem Witz zusammengesetzt. Er bildet sich ein, eine heiße, unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen, und nachdem er sich so constituirt hat, erlaubt er sich alles und die Frechheit erklärt er selbst für seine Göttin. Das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht. Nach den Rodomontaden von Griechheit, und nach der Zeit, die Schlegel auf das Studium derselben gewendet, hätte ich gehofft, doch ein klein wenig an die Simplicität und Naivetät der Alten er-

innert zu werden; aber diese Schrift ist der Gipfel moderner Unform und Unnatur, man glaubt ein Gemengsel aus Woldemar, aus Sternbald und aus einem frechen französischen Roman zu lesen." 24. Juli. „Tieck aus Berlin hat Sie besucht; ich bin begierig, wie Sie mit ihm zufrieden sind, da Sie ihn länger gesprochen haben. Mir hat er gar nicht übel gefallen; sein Ausdruck, ob er gleich keine große Kraft zeigt, ist fein, verständig und bedeutend, auch hat er nichts Kokettes, noch Unbescheidenes. Ich hab' ihm, da er sich einmal mit dem Don Quixote eingelassen, die spanische Literatur sehr empfohlen, die ihm einen geistreichen Stoff zuführen wird, und ihm bei seiner eignen Neigung zum Phantastischen und Romantischen zuzusagen scheint. So müßte dieses angenehme Talent fruchtbar und gefällig wirken." — 16. Aug. — „Die Schlegels haben, wie ich heute fand, ihr Athenäum mit einer Zugabe von Stacheln vermehrt und suchen durch dieses Mittel, welches nicht übel gewählt ist, ihr Fahrzeug flott zu erhalten. Die Xenien haben ein beliebtes Muster gegeben. Es sind in diesem Reichsanzeiger gute Einfälle, freilich auch mit solchen, die blos naseweise sind, stark versetzt... Gegen Humboldt ist der Ausfall undankbar, da dieser immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat. Uebrigens ist die an Sie gerichtete Elegie, ihre große Länge abgerechnet, eine gute Arbeit, worin viel Schönes ist. Ich glaubte auch eine größere Wärme darin zu finden, als man von Schlegel's Werken gewohnt ist, und manches ist ganz vortrefflich gesagt... Freunde werden sich die Herausgeber eben nicht erwerben, und ich fürchte, es wird bald auch der Stoff versiegen, wie sie in aphoristischen Sätzen auch auf einmal ihre Baarschaft ausgegeben haben." — 26. Sept., an Körner. — „Hast du denn die Reden über die Religion, die in Berlin herausgekommen sind, und Tieck's romantische Dichtungen gelesen? Beide Schriften las ich vor Kurzem, weil man mich darauf neugierig machte, und ich fasse sie hier zusammen, weil es berliner Producte sind, und gewissermaßen aus der nämlichen Coterie hervorgingen. Die erste ist, bei allem Anspruch auf Wärme und Innigkeit, noch sehr trocken im Ganzen, und oft prätentionirt geschrieben; auch enthält sie wenig neue Ausbeute. Tieck's Manier kennst du aus dem gestiefelten Kater: er hat einen angenehmen romantischen Ton und viele gute Einfälle, ist aber doch viel zu hohl und dürftig. Ihm hat die Relation zu Schlegel viel geschadet." — 3. Juli 1800:

„Die spanische Literatur wird dir gewiß eine sehr anziehende Beschäftigung geben, wenn du dich mit der romantischen Poesie vertragen kannst. Sie ist freilich das Product eines andern Himmels und einer ganz andern Welt. Für unsere deutsche Poesie glaube ich nicht so viel Ausbeute darin finden zu können als du hoffst; weil wir einmal mehr philosophische Tiefe und mehr Wahrheit des Gefühls als Phantasiespiele lieben. Neuerdings hat Tieck in seinen romantischen Dichtungen diese Gattung wieder angeregt, und mit Glück. Auch die Schlegel's geben sich jetzt viel mit der spanischen Literatur ab, nach ihrer Art; aber durch ihre Einseitigkeit und Anmaßung verderben sie einem gleich die Lust."

In derselben Zeit arbeitete Schiller mit Goethe und Meyer an dem Schema über den Dilettantismus, wo man Beziehungen auf die Schlegel oft genug entdeckt. Diese ihrerseits ließen es an Verunglimpfungen Schiller's nicht fehlen, wo sich irgend eine Gelegenheit darbot, wie wir aus den Denkwürdigkeiten von Steffens, Gries u. a. sehn. Die Schlegel waren ebenso überzeugt, Goethe ganz auf ihrer Seite zu haben, als es Schiller war, und zuweilen stand er ihren Ansichten in der That näher. So schreibt ihm einmal Schiller, 26. Juli 1800: „Ich lege ein neues Journal bei, das mir zugeschickt worden, woraus Sie den Einfluß Schlegelscher Ideen auf die neuesten Kunsturtheile zu Ihrer Verwunderung ersehn werden. Es ist nicht abzusehn, was aus diesem Wesen werden soll, aber weder für die Hervorbringung selbst noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle leere Fratzenwesen ersprießlich ausfallen. Sie werden erstaunen, darin zu lesen, daß das wahre Hervorbringen in Künsten ganz bewußtlos sein muß, und daß man es besonders Ihrem Genius zum großen Vorzug anrechnet, ganz ohne Bewußtsein zu handeln. Sie haben also sehr Unrecht, sich wie bisher rastlos dahin zu bemühn, mit der größtmöglichsten Besonnenheit zu arbeiten und sich Ihren Proceß klar zu machen; der Naturalismus ist das wahre Zeichen der Meisterschaft." — Goethe schwieg darauf, bei einer andern Gelegenheit aber (April 1801) ging er mit seiner Ueberzeugung heraus, und erklärte unumwunden, daß alles was das Genie als solches thue, in der That bewußtlos sei; der Verstand könne nur bei Nebensachen wirken.

Wie wenig indeß diese und andere Irrungen das schöne Verhältniß der beiden Freunde störten, zeigt u. a. ein Brief Schiller's

an die Gräfin Schimmelmann, 23. Nov. 1800: „Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten, und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er in der jetzigen bürgerlichen und literarischen Welt nothwendig es mit vielen verderben. — Sie werden nun aber fragen, wie es komme, daß er bei dieser Sinnesart mit solchen Leuten, wie die Schlegelschen Gebrüder sind, in Verhältniß stehn könne. Dieses Verhältniß ist durchaus nur ein literarisches und kein freundschaftliches, wie man es in der Ferne beurtheilt. Goethe schätzt alles Gute, wo er es findet, und so läßt er auch dem Sprach- und Verstalent des ältern Schlegel Gerechtigkeit widerfahren. Und darum, weil diese beiden Brüder und ihre Anhänger die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst übertreiben, auf die Spitze stellen und durch schlechte Anwendung lächerlich oder verhaßt machen, darum sind diese Grundsätze an sich selbst, was sie sind, und dürfen durch ihre schlimmen Partisans nicht verlieren. An der lächerlichen Verehrung, welche die beiden Schlegel Goethe erweisen, ist er selbst unschuldig; er hat sie nicht dazu aufgemuntert, er leidet vielmehr dadurch und sieht selbst sehr wohl ein, daß die Quelle dieser Verehrung nicht die reinste ist; denn diese eiteln Menschen bedienen sich seines Namens nur als eines Paniers gegen ihre Feinde und es ist ihnen im Grunde nur um sich selbst zu thun. Dieses Urtheil, das ich Ihnen hier niederschreibe, ist aus Goethe's eignem Munde, in diesem Ton wird zwischen ihm und mir von den Herren Schlegel gesprochen. — Insofern aber diese Menschen und ihr Anhang sich dem einreißenden Philosophiehaß und einer gewissen kraftlosen seichten Kunstkritik tapfer entgegensetzen, ob sie gleich in ein anderes Extrem verfallen, insofern kann man sie gegen die andere Partei, die noch lächerlicher ist, nicht ganz sinken lassen, und die Klugheit befiehlt zum Nutzen der Wissenschaft ein gewisses Gleichgewicht zwischen den idealistischen Philosophen und den Unphilosophen zu beobachten."

Körner hatte die Schlegel jetzt ganz aufgegeben, wie denn

überhaupt, Schiller gegenüber, in den spätern Jahren sein Urtheil an Unbefangenheit immer mehr einbüßt. Er schreibt den 20. Dec. 1800: „Ich habe vor Kurzem erst Tieck's Genoveva gelesen und viel echtes poetisches Talent darin gefunden. An Phantasie und Innigkeit des Gefühls fehlt es Tieck gewiß nicht. Auch hat er schon ziemliche Gewandtheit in Sprache und Versification. Seinen Geschmack halte ich noch nicht für ausgebildet; aber unter den jetzt angehenden Dichtern weiß ich keinen, der sich mit ihm messen könnte. Er wird auf Ostern hierherkommen und eine Zeit lang hier leben. Ich wünschte seine Bekanntschaft zu machen, und wenn er Zutrauen zu mir faßte, könnte ich ihm vielleicht auch sonst nützlich sein." — „Dein Urtheil über Tieck's Genoveva, antwortet Schiller 5. Jan. 1801, ist ganz das meinige: er ist eine graziöse, phantasiereiche und zarte Natur; nur fehlt es ihm an Kraft und an Tiefe, und wird ihm stets daran fehlen. Leider hat die Schlegel'sche Schule schon viel an ihm verdorben; er wird es nie ganz verwinden. Sein Geschmack ist noch unreif, er erhält sich nicht gleich in seinen Werken, und es ist sogar viel Leeres darin. Ich bin begierig, wie er dir von Person gefallen wird. Vor anderthalb Jahren hab' ich ihn gesehn, wo er sehr anspruchslos und auch interessant war; ich fürchte aber, es hat sich indessen viel mit ihm verändert... Schlegel's Ehrenpforte gegen Kotzebue ist freilich unendlich derb und grob, aber den Witz kann man ihr nicht absprechen." — 27. April. „Es freut mich, daß dir Tieck's Umgang so angenehm ist; ich kann mir das in deiner Seele wohl denken — denn er giebt deiner Thätigkeit Objecte, du kannst ihn gleichsam in dir verarbeiten. Mich macht das ohnmächtige Streben dieser Herren nach dem Höchsten nur verdrießlich und ihre Prätensionen ekeln mich an. Genoveva ist als das Werk eines sich bildenden Genie's schätzbar, aber nur als Stufe; denn es ist nichts Gebildetes und voll Geschwätzes, wie alle seine Producte. — Es ist schade um dieses Talent, das noch so viel an sich zu thun hätte und schon so viel gethan glaubt; ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm. Denn mir däucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle; wohl aber kann das Gewaltsame, Hastige zur Klarheit, und die rohe Kraft zur Bildung gelangen. Tieck besitzt übrigens viel literarische Kenntnisse und sein Geist scheint mir wirklich genährter zu sein, als seine Werke zeigen, wo man das Bedeutende und den

Gehalt noch so sehr vermißt." — 18. Mai schreibt Körner: „Tieck sehe ich selten, und seit ich sein poetisches Journal durchblättert habe, glaube ich nicht viel zu verlieren. Der anmaßende Ton, bei einer solchen Dunkelheit und Unbestimmtheit der Begriffe hat etwas sehr Widriges. Das Innere der Kunst ist mir so heilig als einem andern, und ich weiß sehr wohl, daß der Geist sich nicht anatomiren läßt. Aber dergleichen mystisches Geschwätz, als Tieck und die Schlegel für hohe Weisheit verkaufen, mag ich vollends gar nicht. Wenn man nichts Klares und Fruchtbares über die Kunst zu sagen hat, so genieße man im Stillen."

S. an G., 16. März 1801. „Hier (in Jena) hat uns die philosophische Facultät auf ihre Kosten Stoff zu einer lustigen Unterhaltung gegeben. Fr. Schlegel mußte disputiren, und um ihn zu drücken, haben die Herren Ulrich, Heinrich, Hennings &c. ein altes, ganz außer Cours gekommenes Gesetz, ihm selbst die Opponenten zu setzen, welche seit undenklicher Zeit von den Disputirenden selbst gewählt wurden, wieder hervorgezogen. Auf den guten Rath einiger Freunde hat sich Schlegel dieser Chicane ohne Widerspruch unterzogen und den einen dieser officiell gesetzten Opponenten, der sich bescheidener betrug, ganz gut behandelt; der andere aber, ein Professor A., hat den Disputiract mit Beleidigungen und Anzüglichkeiten angefangen und sich zugleich so unverschämt und so ungeschickt betragen, daß Schlegel ihm auch eins versetzen mußte. Ulrich, der als Decan zugegen war und alle groben Angriffe des Gegners passiren ließ, relevirte mit Feierlichkeit einige Repliken von Schlegel, dieser blieb ihm nichts schuldig, er hatte die Lacher auf seiner Seite und es gab skandalöse Scenen. Nach der allgemeinen Erzählung soll sich Schlegel mit vieler Mäßigkeit und Anständigkeit betragen haben, und man vermuthet, daß dieser Handel seinen als Docent schon sehr gesunkenen Credit wieder heben werde. — Von Mad. Veit ist ein Roman herausgekommen (Florentin). — Sie werden darin die Geister alter Bekannten spuken sehn. Indessen hat mir dieser Roman, der eine seltsame Fratze ist, doch eine bessere Vorstellung von der Verfasserin gegeben, und es ist ein neuer Beweis, wieweit diese Dilettanterei wenigstens in dem Mechanischen und in der hohlen Form kommen kann."

Körner an Schiller, 19. Dec. 1801. „Ich war neugierig auf Schlegel's und Tieck's Almanach, und habe ihn eben vor mir.

Spuren von Talent sind nicht darin zu verkennen, aber wehe der Poesie, wenn dieser Geschmack je herrschend werden sollte! — In Tieck's Romanze: die Zeichen im Walde, ist Phantasie, aber ... wer ein so braunes Colorit wählen will, muß kräftig zeichnen. Aber dies ist ihm wenig gelungen. In den „Lebenselementen" ist die Form anmuthiger, aber im Stoff eine seltsame Mystik von der Art, wie man sie in den meisten Gedichten des Almanachs findet. Ich ehre jedes echte Gefühl und kann mit jedem sympathisiren, der sich über ein Grashälmchen freut, oder den irgend eine religiöse Vorstellung begeistert — aber das Universum kann man nicht lieben und nicht darstellen. Darauf geht es doch aber eigentlich bei dieser Sekte hinaus, und das ist's, worauf diese Herren so vornehm thun. Das Herz fordert ein Bild von der Phantasie, wenn es sich erwärmen soll, aber diese Poesie giebt keine Bilder, sondern schwebt in einer gestaltlosen Unendlichkeit." — „Was du mir schreibst, antwortet Schiller 28. Dec., ist auch mein Gefühl; obgleich ich gestehn muß, daß ich es schlechterdings nicht von mir erhalten konnte, mehr als einige Gedichte aus diesem Almanach zu lesen. Die Manier dieser Herren und ihre ganze daraus hervorschimmernde Individualität ist mir so ganz und gar zuwider, daß ich gar nicht dabei verweilen kann."

Von den Gegenwirkungen der Schlegel haben wir aus jener Zeit nur einige, aber hinreichende Proben. So schreibt Fr. Schlegel aus Dresden an Rahel 8. Febr. 1802: „Es ist sehr spaßhaft, wie die Anempfinder gerade auf das fallen, was ihnen am fremdesten ist: der bleierne moralische Schiller auf das Romantische, Phantastische, Genoveva" u. s. w. — 1. April. „Ich lege meine gereimten und ungereimten Scherze gegen Schiller bei. Er hat es um uns nicht verdient, daß wir ihn schonen." — Und gerade in dieser Zeit mußte Schiller, als Vertreter Goethe's auf dem Theater, für Fr. Schlegel wirken. Dieser hatte seinen Alarkos zur Aufführung eingeschickt; Schiller verhehlte seine Bedenken nicht. „Für den Alarkos, schreibt er 8. Mai, wollen wir unser Möglichstes thun, aber bei einer neuen Durchsicht des Stücks sind mir bedenkliche Sorgen aufgestiegen. Leider ist es ein so seltsames Amalgam des Antiken und Neuestmodernen, daß es weder die Gunst noch den Respect wird erlangen können. Ich will zufrieden sein, wenn wir nur nicht eine totale Niederlage damit erleiden, die ich fast fürchte. Und es sollte mir leid thun, wenn die elende Partei, mit

der wir zu kämpfen haben, diesen Triumph erhielte. Meine Meinung ist, die Vorstellung des Stücks so vornehm und ernst als möglich zu halten, und alles was wir von dem Anstand des französischen Trauerspiels dabei brauchen können, anzuwenden; können wir es nur so weit bringen, daß dem Publicum imponirt wird, daß etwas Höheres und Strengeres anklingt, so wird es zwar unzufrieden bleiben, aber doch nicht wissen, wie es daran ist Einen Schritt zum Ziele werden wir durch diese Vorstellung nicht thun, oder ich müßte mich ganz betrügen." — Goethe resolvirte indeß, auf den Erfolg käme gar nichts an, und so wurde das Stück, in der That ohne Erfolg, wirklich aufgeführt. — Diesmal trieb es Goethe ganz als Parteisache. — Sein alter Gegner Kotzebue hatte für den 5. Mai, ihn zu ärgern, eine phantastische Verherrlichung Schiller's beschlossen, die zwar die Behörde zu verhindern wußte, die aber in den nächsten gesellschaftlichen Kreis der beiden Freunde einen argen Riß machte. Daß ihr eignes Verhältniß dadurch nicht alterirt wurde, spricht für die Solidität desselben. — Etwas Verdruß kam wohl vor. Körner schreibt 9. Juni: „Gestern habe ich unter andern Meßproducten auch Schlegel's Alarkos erhalten. Es ist wirklich ein merkwürdiges Product für den Beobachter einer Geisteskrankheit. Man sieht das peinliche Streben, bei gänzlichem Mangel an Phantasie aus allgemeinen Begriffen ein Kunstwerk hervorzubringen. Dabei ist viel Mühe auf einen künstlichen Rhythmus verwendet, Trimeter, Trochäen und Anapäste, auch Reime sind mit großer Verschwendung angebracht. Man sieht, es war völliger Ernst, seine ganze Kraft aufzubieten — und doch hat das Ganze so etwas Possirliches, daß man oft versucht wird, es für eine Parodie zu halten. Für den eigentlichen Wohlklang der Verse muß er gar kein Ohr haben. In dem Stil ist ein Gemisch von Schwulst und Gemeinheit: bald das Abenteuerliche von Jean Paul, bald der Ton der Staatsaction. — Dagegen habe ich in Novalis viel Gutes gefunden. Hier ist wirklich jugendliche Phantasie, und man verweilt gern bei seinen lieblichen Bildern, auch wenn es ihnen an Bestimmtheit der Umrisse fehlt." — 20. Juni. „Ich höre mit Verwunderung, daß Goethe den Alarkos protegiren soll. Will er etwa wie Bonaparte in der literarischen Welt auch die Terroristen anstellen?" „Mit dem Alarkos, antwortet Schiller 5. Juli, hat sich Goethe allerdings compromittirt; es ist seine Krankheit, sich

der Schlegel's anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpft und schmählt. — Das Stück ist nun einmal gegeben. — Die Intention wäre wirklich zu loben, wenn die Manier in der Ausführung nicht so widerwärtig wäre. — Der Jon ist genießbarer ... er enthält manches Geistreiche und schön Gesagte, aber die Schlegelsche Natur schimmert dann wieder sehr zum Nachtheil hindurch."

Körner an Schiller, 27. Juli 1804. „Ich habe eben Tieck's Octavianus gelesen. Phantasie und Gewandtheit in Sprache und Versification ist dem Verfasser nicht abzusprechen. Auch hat er in manchen ernsthaften und rührenden Stellen viel geleistet. Aber es wäre einmal Zeit, daß man gegen die Barbarei einer solchen Manier, die von einer gewissen Schule für die einzige wahre Poesie verkauft wird, sich laut und nachdrücklich äußerte. Nur müßte man weit ausholen, um dieses Unwesen zu bekämpfen... Was bei Shakespeare Mangel an Ausbildung war, wird ihm von der Schlegelschen Schule als höhere Stufe der Poesie gerechnet. Das Chaotische in seinen Werken soll absichtlich, soll das Gepräge eines freien Spiels seiner Phantasie sein; und von dieser Seite sucht man ihm nachzuahmen, wo es freilich leichter ist, als in der Kraft, Tiefe und Lebendigkeit seiner Darstellung. Es schadet nicht, wenn die ernsten Scenen flach und kalt, die komischen oft schaal und gemein ausfallen, nur muß das künstliche Chaos durch allerlei Schnörkel der Versification aufgeputzt sein. Doch genug von solchen Producten der Mode. Fast ist es unnöthig, gegen sie zu kämpfen. Sie wird, wie so manche andere Mode, verschwinden, und früh oder spät wird man von selbst zum echten Geschmack zurückkehren."

Daß inzwischen Schiller, nicht blos in poetischer Beziehung, von den Ideen der „neuen Schule" inficirt wurde, zeigt ein Brief an Zelter, 16. Juli 1804. Zelter hatte eine Verbindung der berliner Singakademie mit dem öffentlichen Gottesdienst im Sinn. „Daß es hohe Zeit, antwortet Schiller, etwas für die Kunst zu thun, fühlen wenige, aber daß es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passiren will, so muß man sehr froh sein, der Religion von der Kunst aus zu Hilfe kommen zu können. Die ganze Sache würde gleich ein besseres Ansehn bekommen, wenn die erste Anregung

von der kirchlichen Seite her käme. Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens, ist ein anderer Ruhm zu erlangen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Licht und veredle den Protestantismus, dessen Metropole zu sein es einmal bestimmt ist." Er selbst erklärt sich zur Mitwirkung bereit; im Uebrigen empfiehlt er Schleiermacher. „Es ist jetzt eben der rechte Zeitmoment. Es soll etwas für das Geistige, für das Sittliche geschehn; ja der Geist der Zeit verlangt es, da sich der Katholicismus in Frankreich neu constituirt hat, daß auch im Protestantischen an die Religion gedacht werde, und selbst die Philosophie nahm diese Richtung." — So berührten sich die Ideen, während die persönlichen Beziehungen sich durchkreuzten.

Es ist sonderbar, daß nach Schiller's Tod die romantische Kritik ihre Vorwürfe gerade auf das bezog, wodurch der Dichter ihnen verwandt war. Am unvortheilhaftesten sprach sich A. W. Schlegel über die Jungfrau aus; und in dem Brief an Fouqué, 12. März 1806, in dem er, streng genommen, die Irrthümer seiner romantischen Laufbahn, das phantastische Spiel der Poesie abschwört, und auf die Nothwendigkeit der stofflichen Wirkung aufmerksam macht, sagt er: „Woher kommt denn Schiller's großer Ruhm und Popularität anders als daher, daß er sein ganzes Leben hindurch (etwa die romantische Fratze der Jungfrau und die tragische Fratze der Braut von Messina ausgenommen, welche deswegen auch nicht die geringste Rührung hervorbringen konnten) dem nachgejagt hat, was ergreift und erschüttert, er mochte es nun per fas aut nefas habhaft werden? Der Irrthum des Publicums lag nicht in der Wirkung selbst, sondern in der Unbekanntschaft mit Schiller's Vorbildern, und der Unfähigkeit, das übel verknüpfte Gewebe seiner Composition zu entwirren. Sein Tell hat mich fast mit ihm ausgesöhnt, wiewohl er ihn, möchte ich sagen, mehr Johannes Müller als sich selbst zu danken hat." — Dieselbe Bemerkung wiederholt Tieck, der übrigens mit Recht den dramatischen Werth des Stücks weniger hoch anschlägt: und doch ist es sehr zweifelhaft, ob Schiller vor seinem Tell J. Müller's Schweizergeschichte überhaupt gelesen hat. — Die wunderbarste Kritik ging von Tieck (1828) aus, der alle Sünden, die er selbst und seine Freunde begangen, Schiller aufbürdet. — Er schildert

den Zustand des deutschen Theaters gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, das trotz aller Verirrungen, im Ganzen (selbst Kotzebue!) auf deutschem Boden gestanden habe. — „Um dieselbe Zeit versuchte Schiller, den erregten Geist jener Tage, der sich in der Poesie verkündigte und recht eigentlich Vorzeit und ihre Gesinnung, befruchtet von einer näheren Kenntniß spanischer und italienischer Dichtung, auf eine neue Weise verherrlichen wollte, zu benutzen, diesen Trieb gleichsam zu erklären und auf dem Theater populär zu machen. Er nannte deshalb die Jungfrau ein romantisches Trauerspiel, wohl um es recht bestimmt dem Wallenstein und der Maria Stuart entgegenzustellen. Hatte Schiller im Carlos seinem Hang zu Reflexionen und Sentenzen freudig nachgegeben, so hatten sich im Wallenstein sowie in Maria Stuart bereits lyrische schöne Stellen gemeldet, die sich, streng genommen, völlig vom Drama lossagten, um auf eigene Hand den Beifall zu erstreben, der ihnen auch reichlich ward. Diesem poetischen Gelüst ward noch viel mehr in der Johanna gehuldigt, und dieses treffliche Werk war trotz seiner vielen und großen Schönheiten ein Musterbeispiel von mannigfaltigem Mißverständniß und des Zerstörens eines wahren Schauspiels, von vielen Zeitgenossen aber lobpreisend als die höchste Krone aller dramatischen und tragischen Vollkommenheit begrüßt. Was hier im „romantischen" Sinne geschah, ward nachher in der Braut von Messina mit kaltem Prunk, der uns die antike Tragödie geben sollte, noch luxuriöser ausgeführt." „Eine große Autorität hatte mir die Bahn gebrochen, alle Formen zu zerstören, alle nothwendigen Gesetze der Bühne aufzuheben und sie mit den Conventionen, Angewöhnungen und veralteten oder mißverstandenen Regeln in eine Classe zu werfen." „Jetzt war für die Nachahmer und kunstlosen kaltherzigen Nachsprecher ein unendliches Feld der Freiheit und der Darstellung geöffnet. Charaktere zu erfinden und zu malen, das Ganze durch Motive, Kunst und Plan zu runden, so zu spannen, daß mit jeder Wiederholung das Interesse wächst, statt nachzulassen, diese schweren Aufgaben ließ man völlig fahren. Kotzebue, Iffland und früher manche Schwache hatten schon genug gegen diese Kunst gesündigt, aber doch gleichsam nur mit bangem Gewissen; sie verleugneten doch die höhere Regel nicht. Jetzt aber wird diese entweder durch die That, oder auch als ausgesprochene Kritik, als überflüssig, lästig, als Mißverstand und

Hemmung angesehn, und dasjenige, was das Theater aufhob und zerstörte, erschien dem unkundigen Eifer als Fortschritt der Poesie und des Zeitalters." „Kann es ein lyrisches Drama geben? Die verlorenen Schauspiele der Griechen, die recht eigentlich so sein sollten, können uns keinen Begriff von dieser Art geben. Calderon und die Spanier sind auch im Drama lyrisch genug, und sie bilden gewissermaßen den kunstreichen Gegensatz zum griechischen Alterthum, indem sie auch Elemente zu vereinigen suchen, die sich zu widerstreben scheinen. Verwirrt haben uns die Spanier genug gemacht, ohne daß wir von ihnen etwas Brauchbares gelernt hätten. — Unsere Nachkünstler haben es völlig vergessen, daß jene in ihren kunstmäßig gezogenen Kreisen naturell waren, daß wir Deutsche, so vielseitig man uns auch rühmen mag, doch auch wohl in Kunst und Sitte, Gesinnung und Charakter, Sprache und Vers eine volksthümliche Grundlage haben dürften, die man nicht erschüttern oder schon als völlig gestürzt ansehen müsse, um in leeren Formen, ohne alle Kunst zu schwärmen und zu schwelgen." — Und das spricht der Dichter der Genoveva, des Octavianus, der poetische Lobredner des Katholicismus in wahrem Ernst! Ja er geht noch weiter. — „In der Jungfrau von Orleans kommt noch die Gesinnung und das Gemüth des Dichters in Betracht. Daß die Geschichte dieses heldenmüthigen Mädchens großartiger, in der Wahrheit selbst wunderbarer und tragischer, also auch viel poetischer sei, als Schiller diesen Charakter und die Begebenheit umgearbeitet hat, ist schon von Vielen behauptet und bewiesen worden. Das Wunder ihrer Erscheinung, dessen was sie that, um ihr Volk zu befreien, ist schon groß und unerklärlich genug, daß Imagination und Vernunft schon viel zu verarbeiten finden und der Dichter auch ohne weiteres einen schweren Stand hat, uns nur das glaublich zu machen, wovon ein ganzes Zeitalter Augenzeuge war. Ist es ihm aber erlaubt, noch eigentliche Mirakel, von denen die Geschichte wie die Legende seiner Heldin nichts erwähnt, zu erdichten? ihr eine magische Gewalt im Blick, ein Allwissen zuzuschreiben? Darf er, ohne irgend psychologisch oder poetisch oder wie es sei, diese Mirakel zu erklären, uns anmuthen, sie zu glauben, oder sie für Gegenstände zu erkennen, die der theatralischen Darstellung fähig sind?" — „Dem protestantischen wie dem katholischen Zuschauer (wenn beide nicht ganz und gar alle Ueberzeugung so wie

alles Gefühl, worauf diese ruht, vor den Lampen vergessen) dürfte doch wohl die Frage erlaubt sein, ob diese Visionen, die Mirakel, von denen keine Legende spricht,*) sich von der Bühne herab, um zu unterhalten, verkündigen dürften! Ist es denn Recht, alles Nationale, Angewöhnte und Anerzogene, alle Gesinnung und Ueberzeugung diesem Bühnenschmuck zu Gefallen aufzugeben? uns als Poesie vorzuführen, was den Bedingungen unsers politischen und religiösen Seins widerspricht? ... Soll die Romantik etwa darin bestehn, daß ich mich passiv den buntwechselnden Eindrücken überlasse, Zusammenhang, Wahrheit, Begründung nicht so genau verlange?" — „Soll in dieser Haltungslosigkeit, oder in dem Chaos aller möglichen dunklen und unkünstlerischen Bestrebungen, etwa die deutsche Freiheit und Universalität bestehen? oder im Verleugnen alles Ernstes, des Festen und Unwandelbaren?" — „Auf unserer tragischen Bühne würde jetzt eine sehr passende Inschrift sein: es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus. Schon vor vielen Jahren ließ sich der talentvolle Wächter verleiten, in einem Almanach zu diesem Verse der Thekla eine Zeichnung zu machen. Lächerlich genug geht wirklich ein riesenhafter, schwarzer und antiker Unhold hinter der Prinzessin mit einer komischen Geberde, die fürchterlich sein soll, durch das Zimmer. Soll dieser wilde Rüpel nun wirklich und im Ernst der Musaget und Apollo unserer deutschen Tragödie sein? Ist dies nun wirklich der deutsche Ernst, die germanische Tiefe? oder wie jene Namen alle lauten mögen, mit denen man uns sonst hat schmeicheln wollen. Mir scheint jener Recke im Gegentheil die Vorahnung und das wahre Bild unserer gegenwärtigen Barbarei." „Unsere Bühne ist also undeutsch, chaotisch, völlig anarchisch geworden." — „Der Zuschauer kann vor Vielseitigkeit nicht zur Besinnung kommen. Auf der einen Seite die Roheit der Raub- und Mordgeschichte oder eine gemeine Plattheit des Lustspiels, und zugleich die Werke Schiller's; und daneben Iphigenie, Tasso, Shakspeare, Calderon mit allen künstlichen Versen und ausgemalten Schilderungen. Fügt man noch den Familiengemälden zuweilen eine Phädra, Merope mit abwechselnden Balleten hinzu, so fehlt fast nur noch ein Oedipus oder Prometheus, um die allerbunteste Musterkarte

*) Also wenn die Legende davon spricht, so hört die Tollheit dieses Versuchs auf!

mit dem Blutflecken unserer neuen Tragödie vergräßlicht, aufzuweisen."

Die Schilderung ist nur zu wahr; aber die Schuld fällt ganz und ausschließlich auf die romantische Schule. Schiller hat sich in der That einige Male verführen lassen, in der Nachgiebigkeit gegen den neuesten Zeitgeschmack zu weit zu gehn; doch nur, so weit er ihm Gestalt und dramatische Haltung geben konnte. Was geschehen ist, die logische und ästhetische Anarchie von der Bühne zu verbannen, ist durch Schiller geschehen; was sie gefördert hat, ging von seinen Gegnern aus.



Drittes Buch.

Schiller's classische Zeit.

1797—1805.



Ueber die schönste Periode in Schillers Leben, die Periode seiner eigentlichen Schöpfungskraft, haben wir uns (in der „Literaturgeschichte") bereits ausgesprochen; was wir dort über seine dramatischen Arbeiten sagten, wäre hier lediglich zu wiederholen. Aber es ist noch etwas hinzuzusetzen: die Schilderung seines eigentlichen Arbeitens und Schaffens, wie sie uns in seinen Briefen entgegentritt. Wir beginnen mit dem Wallenstein.

An Goethe, 18. März 1796. — Ich habe an meinen Wallenstein gedacht, sonst aber nichts gearbeitet. Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen setzen das Gemüth doch in eine gar sonderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos herumzutappen, ist keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erst an dem Knochengebäude, und ich finde, daß von diesem, wie in der menschlichen Structur, auch in der dramatischen alles abhängt. Ich möchte wissen, wie Sie in solchen Fällen zu Werke gegangen sind. Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher, und erst auf diese folgt die poetische Idee. — An Körner, 21. März. — In meinen Arbeiten, wo ich seit Neujahr zu keiner Entscheidung kommen konnte, bin ich nun endlich ernstlich bestimmt, und zwar für den Wallenstein. Seit etlichen Tagen habe ich meine Papiere vor, weil ich doch schon manches, den Plan betreffend, darüber notirt, und ich gehe mit großer Freude und ziemlich vielem Muth an diese neue Art von Leben. Von meiner alten Art und Kunst kann ich freilich wenig dabei brauchen; aber ich hoffe in der neuen nun schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen. So viel weiß ich, ich bin auf gutem Wege, und erreiche ich auch das

lange nicht, was ich von mir fordere, so erreiche ich doch mehr, als ich in diesem Fache sonst geleistet habe. — An Humboldt. — Ich habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verschiedenen Perioden darüber niederschrieb. Groß war freilich dieser Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß schon dieses, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und echtern dramatischen Interesse enthält, als ich je einem Stück habe geben können. — Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Wahrheit des Einzelnen, jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit ebenso vielem Aufwand von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubte es mir die Natur der Sache nicht; denn Wallenstein ist ein Charakter, der — echt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. Was ich in meinem letzten Aufsatz über den Realism gesagt, ist von Wallenstein im höchsten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensact groß, er hat wenig Würde und dergleichen; ich hoffe aber nichts desto weniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein echtes Lebensprincip in sich hat. Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier will ich durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen. Die Aufgabe wird dadurch schwerer, und folglich auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich, und nun erfordert es Geschicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet alles auf die Wirkung und diese mißlingt. Sie sehen, was für delicate und verfängliche Aufgaben zu lösen sind, aber mir ist dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der sie sich behandeln läßt. Daß Sie mich auf diesem neuen, und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen, fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaun-

lich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrigbleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.

Eine Reihe von Unterbrechungen trat ein, die Lectüre der Meister, die Xenien und anderes. Mittlerweile förderte ihn der Anfang des Schlegelschen Shakespeare und Iffland's Gastspiel in Weimar, für welches er den Egmont bearbeitete. So viel sich gegen diese Bearbeitung sagen läßt, sie war im Ganzen doch dramatisch richtig: Goethe's Stück war eigentlich ganz musikalisch gedacht, eine Reihe von Stimmungen und Bildern, im Einzelnen von wunderbarer Schönheit, aber als Ganzes den melodramatischen Leitton gleichsam herausfordernd. — Nach diesen Unterbrechungen ging es wieder an das Hauptgeschäft.

An Goethe, 23. Oct. 1796. — Jetzt, nachdem ich die Arbeit mit dem Almanach abgeworfen, bedarf ich eines neuen lebendigen Interesses. Zwar habe ich den Wallenstein vorgenommen, aber ich gehe noch immer daran herum und warte auf eine mächtige Hand, die mich ganz hineinwirft. — 13. Nov. — Ich habe in dieser Zeit die Quellen fleißig studirt, und in der Oekonomie des Stücks einige nicht unbedeutende Fortschritte gewonnen. Jemehr ich meine Ideen über die Form des Stücks rectificire, desto ungeheurer erscheint mir die Masse, die zu beherrschen ist, und wahrlich, ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können. — 18. Nov. — Es ist zwar sehr gut, und für mich besonders, jetzt (nach den Xenien) etwas Bedeutendes ins Publicum zu bringen; aber wenn ich bedenke, daß das Größte und Höchste noch ganz neuerdings von Ihnen geleistet worden ist, ohne daß das Publicum seiner Empfindlichkeit über

kleine Angriffe Herr werden konnte, so hoffe ich in der That kaum, es jemals durch etwas in meiner Art Gutes und Vollendetes zu einem bessern Willen zu bringen. — Das sehe ich nun ein, daß der Wallenstein mir den ganzen Winter und wohl fast den ganzen Sommer kosten kann, weil ich den widerspenstigsten Stoff zu behandeln habe, dem ich nur durch ein heroisches Ausharren etwas abgewinnen kann. Da mir außerdem noch so manche selbst der gemeinsten Mittel fehlen, wodurch man sich das Leben und die Menschen näher bringt, aus seinem engen Dasein heraus und auf eine größere Bühne tritt, so muß ich wie ein Thier, dem gewisse Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen, und die Hände gleichsam mit den Füßen ersetzen. In der That verliere ich darüber eine unsägliche Kraft und Zeit, daß ich die Schranken meiner zufälligen Lage überwinde und mir eigene Werkzeuge zubereite, um einen so fremden Gegenstand, als mir die lebendige und besonders die politische Welt ist, zu ergreifen. Recht ungeduldig bin ich, mit meiner tragischen Fabel von Wallenstein nur erst so weit zu kommen, daß ich ihrer Qualification zur Tragödie vollkommen gewiß bin; denn wenn ich es anders fände, so würde ich zwar die Arbeit nicht ganz aufgeben, weil ich immer schon so viel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatisches Tableau daraus zu machen, aber ich würde doch die Malteser noch vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfachern Organisation entschieden zur Tragödie qualificirt sind. — 28. Nov. — Mit dem Wallenstein geht es zwar jetzt sehr langsam, weil ich noch immer das meiste mit dem rohen Stoff zu thun habe, der noch nicht ganz beisammen ist, aber ich fühle mich noch immer gewachsen, und in die Form habe ich manchen hellen bestimmten Blick gethan. Was ich will und soll, und was ich habe, ist mir jetzt ziemlich klar; es kommt nun noch blos darauf an, mit dem, was ich in mir und vor mir habe, das auszurichten, was ich will und was ich soll. In Rücksicht auf den Geist, in welchem ich arbeite, werden Sie wahrscheinlich mit mir zufrieden sein. Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten und mir den Gegenstand zu geben. Beinahe möchte ich sagen, das Sujet interessirt mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, sowie die meisten Nebencharaktere, tractire ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe

des Künstlers; bloß für den nächsten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigne Zuneigung interessirt, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen als verlieren soll. Was die dramatische Handlung, als die Hauptsache anbetrifft, so will mir der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff freilich noch nicht ganz pariren; es sind noch Lücken im Gange, und manches will sich gar nicht in den engen Grenzen einer Tragödienökonomie herein begeben. Auch ist das Proton-Pseudos in der Katastrophe, wodurch sie für eine tragische Entwickelung so ungeschickt ist, noch nicht ganz überwunden: das Schicksal thut noch zu wenig und der eigne Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück. Mich tröstet hier aber einigermaßen das Beispiel des Macbeth, wo das Schicksal ebenfalls weit weniger Schuld hat als der Mensch, daß er zu Grunde geht. — An Körner, 28. Nov. — Ich brüte noch immer ernstlich über den Wallenstein, aber noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Du mußt aber nicht denken, als ob ich meine dramatische Fähigkeit, so weit ich sie sonst mag besessen haben, überlebt hätte; ich bin blos deswegen unbefriedigt, weil meine Begriffe von der Sache und meine Anforderungen an mich selbst jetzt bestimmter und klarer, und die letzteren strenger sind. Keins meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat; aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. Der Stoff ist, ich darf wohl sagen, im höchsten Grade ungeschmeidig für einen solchen Zweck; er hat beinahe alles, was ihn davon ausschließen sollte. Es ist im Grunde eine Staatsaction und hat, in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch, alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann: ein unsichtbares abstractes Object, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine (für den Vortheil des Poeten) viel zu kalte trockne Zweckmäßigkeit, ohne doch diese bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. Die Base, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee: mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vors Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann; ich kann also das Object, worauf er ruht, nicht zeigen, und ebenso wenig das, wodurch er fällt:

das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. — Auch die Leidenschaften selbst, durch die er bewegt wird: Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel, und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberstellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder. Mit einem Wort: es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoff nach meiner gewohnten Art beikommen könnte — von dem Inhalt habe ich fast nichts zu erwarten, alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden — und nur durch eine kunstreiche Führung der Handlung kann ich ihn zu einer schönen Tragödie machen. Du wirst dieser Schilderung nach fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sei, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sei aber unbesorgt: meine Lust ist nicht im Geringsten geschwächt, und ebenso wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolges. Gerade so ein Stoff mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet; kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft schon ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, blos mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem blos objectiven Verfahren war und ist mir das weitläufige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung wie die Charaktere aus ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen: welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigne Erfahrungen mit Menschen und Unternehmungen aus diesen Classen hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen

eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen; dafür bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehn oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung blos beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre. Auf dem Wege, wo ich jetzt gehe, kann es leicht geschehen, daß mein Wallenstein durch eine gewisse Trockenheit der Manier sich von meinen vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich blos vor dem Extrem der Nüchternheit, nicht wie ehemals vor dem der Trunkenheit zu fürchten. Aus dem, was ich hier hingeworfen, kannst du dir nun wohl erklären, warum meine Vorarbeiten für nicht viel zu rechnen sind; obgleich sie allein mich bestimmt hatten, dem Stoff getreu zu bleiben. Sonst aber mußte ich die Arbeit als eine ganz neue tractiren, und du begreifst, warum ich keine schnellen Schritte machen kann. Dennoch hoffe ich in drei Monaten des Ganzen so weit mächtig zu sein, daß mich nichts an der Ausführung hindert. Freilich verspreche ich mir den Trost der Vollendung vor dem August des künftigen Jahres nicht. Laß uns aber nun den Vertrag miteinander aufrichten: daß du es nie annehmen willst, wenn ich dich theilweise mit dem Stücke bekannt machen wollte. Leicht könnte mir einmal der Autorendrang kommen und da hätte ich den wichtigsten Theil deines Urtheils mir geraubt, welches sich nur auf die klare Ansicht des Ganzen gründen kann. Ich werde es ebenso mit Goethe und mit Humboldt halten, und mir auf diese Art in eurem dreifachen Urtheile einen Schatz aufheben. Sollte dir etwa irgend ein Werk bekannt sein, das mir jene Art von Welt, militairische und politische, in einer anschaulicheren Form näher bringen könnte, wie z. B. gewisse Memoires: so mache mich doch darauf aufmerksam. Ich muß die Notizen dieser Art so mühsam zusammenlesen, und finde beinahe doch nichts. Humboldt meint, ich solle den Wallenstein in Prosa schreiben; mir ist es in Rücksicht auf die Arbeit ziemlich einerlei, ob ich Jamben oder Prosa mache. Durch die ersten würde er mehr poetische Würde, durch die Prosa mehr Ungezwungenheit erhalten. Da ich ihn aber im strengen Sinn für die theatralische Vorstellung bestimme, so wird es wohl besser gethan sein, Humboldt hierin zu folgen. — An

Goethe, 16. Dec. — Meine Arbeit rückt mit lebhaftem Schritt weiter. Es ist mir nicht möglich gewesen, so lange wie ich anfangs wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die festen Punkte einmal gegeben waren, und ich überhaupt nur einen sichern Blick durch das Ganze bekommen, habe ich mich gehen lassen, und so wurden, ohne daß ich es eigentlich zur Absicht hatte, viele Scenen im ersten Act gleich ausgeführt. Meine Anschauung wird mit jedem Tage lebendiger und eins bringt das andre herbei. Gegen den Dreikönigstag, denke ich, soll der erste Act so weit fertig sein, daß Sie ihn lesen können. Denn ehe ich mich weiter hineinwage, möchte ich gern wissen, ob es der gute Geist ist, der mich leitet. Ein böser ist es nicht, das weiß ich wohl gewiß, aber es giebt so viele Stufen zwischen beiden. — Ich bin, nach reifer Ueberlegung, bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoff auch vielmehr zusagt. — An Körner, 27. Dec. — Meine Nachlässigkeit im Schreiben wird dich vermuthen lassen, daß ich jetzt sehr in meine Arbeit vergraben sei; und so ist es auch. Ueber dem Anstaltmachen und Meditiren kam ich in die Ausführung selbst hinein, und finde, daß selbst der Plan, bis auf einen gewissen Punkt, nur durch die Ausführung reif werden kann. Ohne diese ist man wirklich in Gefahr, kalt, trocken und steif zu werden, da doch der Plan selbst aus dem Leben entspringen muß. Ich bin nun ganz in der Ausführung, und werde in etlichen Wochen den ersten Act vollendet haben, welches bei weitem der größte und wegen Anlage der Charaktere auch wohl der schwierigste ist. Mit Ende des zweiten Acts ist die ganze Exposition gegeben, und alle Charaktere, die bedeutendern ohnehin, eingeführt, so daß nach Beendigung dieser zwei ersten Acte die drei übrigen nur als die organische Entwickelung aus diesem stamen anzusehn sind. Ich bin mit dem bisher Geleisteten wohl zufrieden und habe guten Muth wegen des Folgenden. — 23. Jan. 1797. — An dem Wallenstein wird freilich fortgearbeitet, es geht aber dennoch langsam, denn des Stoffes ist gar zu viel. Uebrigens ist bei den bisherigen Versuchen mein Muth eher gewachsen als vermindert worden, denn es ist mir schon vieles gelungen in der Ausführung, und der Plan läßt mich noch immer mehr erwarten. Auf den Moment freue ich mich schon im Voraus, wenn ich dir dieses Kunstganze werde vorlegen können. Es soll ein Ganzes werden, dafür stehe ich dir, und leben soll es auch

in den einzelnen Theilen. — 24. Jan. (an Goethe). — Mit der Arbeit geht's langsam, weil ich gerade in der schwersten Krise bin. Das seh' ich jetzt klar, daß ich Ihnen nicht eher etwas zeigen kann, als bis ich über alles mit mir selbst im Reinen bin. Mit mir selbst können Sie mich nicht einig machen, aber mein Selbst sollen Sie mir helfen mit dem Object übereinstimmend zu machen. Was ich Ihnen also vorlege, muß schon ein Ganzes sein, ich meine just nicht mein ganzes Stück, sondern meine ganze Idee davon. Der radicale Unterschied unserer Naturen in Rücksicht auf die Art läßt überhaupt keine andere recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze sich dem Ganzen gegenüberstellt; im Einzelnen werde ich Sie zwar nicht irremachen können, weil Sie fester auf sich selbst ruhen als ich, aber Sie würden mich leicht über den Haufen werfen können. — 9. März, an Körner. — Ich habe seit vierzehn Tagen viele Unterbrechungen in meinem Wallenstein gehabt und ganze Tage verloren, doch aus der Stimmung dazu kann mich jetzt nicht leicht etwas bringen. — 7. April. — Goethe war sechs Wochen hier, und es wimmelte in meinem Hause zugleich von Familienbesuchen, so daß ich nicht nur in meinem Wallenstein, sondern in allem, was mit der Feder geschehn muß, zurückgekommen bin. So lange ich in einer gewissen Ruhe und Gleichförmigkeit lebe, gehn alle Sachen bei mir ihren ordentlichen Gang; aber bin ich einmal herausgeworfen, so kann ich mich Wochen und Monate lang nicht wieder finden. — Hermann und Dorothee, das ich habe entstehen sehn, und welches in unsern Gesprächen alle Ideen über epische und dramatische Kunst in Bewegung brachte, hat, verbunden mit der Lectüre des Shakespeare und Sophokles, die mich seit mehreren Wochen beschäftigt, auch für meinen Wallenstein große Folgen, und da ich bei dieser Gelegenheit tiefere Blicke in die Kunst gethan, so muß ich manches in meiner ersten Ansicht des Stücks reformiren. Diese große Krise hat indeß den eigentlichen Grund meines Stücks nicht erschüttert: ich muß also glauben, daß dieser echt und solid ist; aber freilich bleibt mir das Schwerste noch immer übrig, nämlich die poetische Ausführung eines so schweren Plans, wie der meinige es in der That ist. — Für deine astrologischen Mittheilungen danke ich dir sehr, sie sind mir wohl zu statten gekommen. Ich habe unterdessen einige tolle Producte aus diesem Fach vom sechszehnten Säculum in die Hand bekommen, die mich wirklich belustigen, u. a. ein lateinisches Ge-

spräch, aus dem Hebräischen übersetzt, zwischen einer Sophia und einem Philo über die Liebe, worin die halbe Mythologie in Verbindung mit der Astrologie vorgetragen wird. — Inliegendes Reiterlied ist aus dem Wallenstein. — An Goethe, 4. April. — Aus der bisherigen Geselligkeit bin ich auf einmal in die größte Einsamkeit versetzt, und ich wende diese Stille dazu an, über meine dramatischen Pflichten nachzudenken. Nebenher entwerfe ich ein detaillirtes Scenarium des ganzen Wallenstein, um mir die Uebersicht der Momente und des Zusammenhangs auch durch die Augen mechanisch zu erleichtern. — Ich finde, je mehr ich über mein eigenes Geschäft und über die Behandlungsart der Tragödie bei den Griechen nachdenke, daß der ganze Cardo rei in der Kunst liegt, eine poetische Fabel zu erfinden. Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, und bedenkt nicht, daß eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, niemals coincidiren kann. — Ich habe diese Tage den Philoktet und die Trachinierinnen gelesen, die letzteren mit großem Wohlgefallen. Wie trefflich ist der ganze Zustand, das Empfinden, die Existenz der Dejanira gefaßt! wie ganz ist sie die Hausfrau des Herkules, wie individuell, wie nur für diesen einzigen Fall passend ist dies Gemälde, und doch wie tief menschlich, wie ewig wahr und allgemein! Auch im Philoktet ist alles aus der Lage geschöpft, was sich nur daraus schöpfen ließ, und bei dieser Eigenthümlichkeit des Falls ruht doch alles wieder auf dem ewigen Grund der menschlichen Natur. — Es ist mir aufgefallen, daß die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen sind, wie ich sie in Shakespeare und auch in Ihren Stücken finde. So ist z. B. Ulysses im Ajax und im Philoktet offenbar nur das Ideal der listigen, über ihre Mittel nie verlegenen, engherzigen Klugheit; so in Kreon im Oedipus und in der Antigone blos die kalte Königswürde. Man kommt mit solchen Charakteren in der Tragödie offenbar viel besser aus, sie exponiren sich geschwinder und ihre Züge sind permanenter und fester. Die Wahrheit leidet da-

durch nichts, weil sie bloßen logischen Wesen ebenso entgegengesetzt sind als bloßen Individuen. — 7. April. — Unter einigen cabbalistischen und astrologischen Werken, die ich mir aus der hiesigen Bibliothek habe geben lassen, habe ich auch einen Dialog über die Liebe, aus dem Hebräischen ins Lateinische übersetzt, gefunden, der mich nicht nur sehr belustigt, sondern auch in meinen astrologischen Kenntnissen viel weiter befördert hat. Die Vermischung der chemischen, mythologischen und astronomischen Dinge ist hier recht ins Große getrieben und liegt wirklich zum poetischen Gebrauch da. Einige verwundersam sinnreiche Vergleichungen der Planeten mit menschlichen Gliedmaßen lasse ich Ihnen herausschreiben. Man hat von dieser barocken Vorstellungsart keinen Begriff, bis man die Leute selbst hört. Indessen bin ich nicht ohne Hoffnung, diesem astrologischen Stoff eine poetische Dignität zu geben. — Ueber die Behandlung der Charaktere freue ich mich, wenn wir wieder zusammenkommen, meine Begriffe mit Ihrer Hilfe noch recht ins Klare zu bringen. Die Sache ruht auf dem innersten Grunde der Kunst, und sicherlich können die Wahrnehmungen, welche man von den bildenden Künsten hernimmt, auch in der Poesie viel aufklären. Auch bei Shakespeare ist es mir heute, wie ich den Julius Cäsar mit Schlegel durchging, recht merkwürdig gewesen, wie er das gemeine Volk mit einer so ungemeinen Großheit behandelt. Hier bei der Darstellung des Volkscharakters zwang ihn schon der Stoff, mehr ein poetisches Abstractum als Individuum im Auge zu haben, und darum finde ich ihn hier den Griechen äußerst nah. Wenn man einen zu ängstlichen Begriff von Nachahmung des Wirklichen zu einer solchen Scene mitbringt, so muß einen die Masse und Menge mit ihrer Bedeutungslosigkeit nicht wenig embarassiren; aber mit einem kühnern Griff nimmt Shakespeare ein paar Figuren, ich möchte sagen, nur ein paar Stimmen aus der Masse heraus, läßt sie für das ganze Volk gelten, und sie gelten das wirklich; so glücklich hat er gewählt. Es geschähe den Poeten und Künstlern schon dadurch ein großer Dienst, wenn man nur erst ins Klare gebracht hätte, was die Kunst von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen lassen muß. Das Terrain würde lichter und reiner, das Kleine und Unbedeutende verschwände und für das Große würde Platz. Schon in der Behandlung der Geschichte ist dieser Punkt von der größten Wichtigkeit, und ich weiß, wie

viel der unbestimmte Begriff darüber mir schon zu schaffen gemacht hat.

An Goethe, 5. Mai 1797. — Ich bin mit dem Aristoteles sehr zufrieden, und nicht blos mit ihm, auch mit mir selbst; es begegnet einem nicht zu oft, daß man nach Lesung eines solchen nüchternen Kopfs und kalten Gesetzgebers den innern Faden nicht verliert. Der Aristoteles ist ein wahrer Höllenrichter für alle, die entweder an der äußern Form sklavisch hängen, oder die über alle Form sich hinwegsetzen. Jene muß er durch seine Liberalität und seinen Geist in beständige Widersprüche stürzen: denn es ist sichtbar, wie viel mehr ihm um das Wesen als um alle äußere Form zu thun ist; und diesen muß die Strenge fürchterlich sein, womit er aus der Natur des Gedichts, und des Trauerspiels insbesondere, seine unverrückbare Form ableitet. Jetzt begreife ich erst den schlechten Zustand, in den er die französischen Ausleger und Poeten und Kritiker versetzt hat; auch haben sie sich immer vor ihm gefürchtet, wie die Jungen vor dem Stecken. Shakespeare, so viel er gegen ihn wirklich sündigt, würde weit besser mit ihm ausgekommen sein, als die ganze französische Tragödie. Indessen bin ich sehr froh, daß ich ihn nicht früher gelesen; ich hätte mich um ein großes Vergnügen und um alle Vortheile gebracht, die er mir jetzt leistet! Man muß über die Grundbegriffe schon recht klar sein, wenn man ihn mit Nutzen lesen will: kennt man die Sache, die er abhandelt, nicht schon vorläufig gut, so muß es gefährlich sein, bei ihm Rath zu holen. Ganz kann er aber sicherlich nie verstanden oder gewürdigt werden. Seine ganze Ansicht des Trauerspiels beruht auf empirischen Gründen: er hat eine Masse vorgestellter Tragödien vor Augen, die wir nicht mehr vor Augen haben; aus dieser Erfahrung heraus raisonnirt er, und uns fehlt größtentheils die ganze Basis seines Urtheils. Nirgend beinahe geht er von dem Begriff, immer nur von dem Factum der Kunst des Dichters und der Repräsentation aus; und wenn seine Urtheile, dem Hauptwesen nach, echte Kunstgesetze sind, so haben wir dieses dem glücklichen Zufall zu danken, daß es damals Kunstwerke gab, die durch das Factum eine Idee realisirten, oder ihre Gattung in einem individuellen Fall vorstellig machten. Wenn man eine Philosophie über die Dichtkunst, so wie sie jetzt einem neuern Aesthetiker mit Recht zugemuthet werden kann, bei ihm sucht, so wird man nicht nur getäuscht werden, sondern man

wird auch über seine rhapsodische Manier und über die seltsame Durch=einanderwerfung der allgemeinsten und der allerparticularsten Regeln, der logischen, prosodischen, rhetorischen und poetischen Sätze ꝛc. lachen müssen, wie z. B. wenn er bis zu den Vocalen und Consonanten zurückgeht. Denkt man sich aber, daß er eine individuelle Tragödie vor sich hatte, und sich um alle Momente befragte, die an ihr in Betrachtung kamen, so erklärt sich alles leicht, und man ist sehr zufrieden, daß man bei dieser Gelegenheit alle Elemente, aus welchen ein Dichtwerk zusammengesetzt wird, recapitulirt. Ich wundere mich gar nicht darüber, daß er der Tragödie den Vorzug vor dem epischen Gedicht giebt: denn sowie er es meint, obgleich er sich nicht ganz unzweideutig ausdrückt, wird der eigentliche und objective poetische Werth der Epopöe nicht beeinträchtigt. Als Urtheiler und Aesthetiker muß er von derjenigen Kunstgattung am meisten befriedigt sein, welche in einer bleibenden Form ruht und über welche ein Urtheil kann abgeschlossen werden. Nun ist dies offenbar der Fall bei dem Trauerspiel, so wie er es in Mustern vor sich hatte, indem das einfachere und bestimmtere Geschäft des dramatischen Dichters sich weit leichter begreifen und andeuten läßt, und eine vollkommnere Technik dem Verstande meist eben des kürzeren Studiums und der geringeren Breite wegen. Ueberdem sieht man deutlich, daß seine Vorliebe für die Tragödie von einer kläreren Einsicht in dieselbe herrührt, daß er von der Epopöe eigentlich nur die generisch=poetischen Gesetze kennt, die sie mit der Tragödie gemein hat, und nicht die specifischen, wodurch sie sich ihr entgegensetzt; deswegen konnte er auch sagen, daß die Epopöe in der Tragödie enthalten sei, und daß einer, der diese zu beurtheilen wisse, auch über jene absprechen könne: denn das allgemein Pragmatisch=Poetische der Epopöe ist freilich in der Tragödie enthalten. Es sind viel scheinbare Widersprüche in dieser Abhandlung, die ihr aber in meinen Augen nur einen neuen hohen Werth geben; denn sie bestätigen mir, daß das Ganze nur aus einzelnen Aperçus besteht und daß keine theoretischen vorgefaßten Begriffe dabei im Spiel sind; manches mag freilich auch dem Uebersetzer zuzuschreiben sein. Ich freue mich, wenn Sie hier sind, diese Schrift mit Ihnen mehr im Einzelnen durchzusprechen. Daß er bei der Tragödie das Hauptgewicht in die Verknüpfung der Begebenheiten legt, heißt recht den Nagel auf den Kopf getroffen. Wie er die Poesie und die Geschichte miteinander vergleicht und jener eine größere Wahrheit

als dieser zugesteht, das hat mich auch sehr von einem solchen Verstandesmenschen erfreut. — An Körner 3. Juni. — Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles Poetik, zugleich mit Goethe gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußeren Dinge ist er so lax, als man sein kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will: es fließt aus der Natur der Sache. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, es ist alles empirisch; aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, giebt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Gesetzen. Mich hat er mit meinem Wallenstein keineswegs unzufrieden gemacht. Ich fühle, daß ich ihm, den unvertilgbaren Unterschied der neuen von der alten Tragödie abgerechnet, in allen wesentlichen Forderungen Genüge geleistet habe und leisten werde. — 10. Juli. — Nun, ich bin froh, daß mein erster dramatischer Auftritt nach vollen zehn Jahren deinen Beifall hat. Wenn mir meine Gesundheit nur leidlich günstig ist, so will ich ihn, durch das, was nachfolgt, noch besser zu verdienen suchen. Es ist schon viel gewonnen, daß ich nur aus meinen alten Unarten größtentheils glücklich heraus bin, und daß ich bei dieser Krise doch noch das Gute aus der alten Epoche gerettet habe. Aber der Stoff, an dem ich meine neu aufgelebten dramatischen Kräfte versucht habe, ist in der That abschreckend, und mit einer sauern Arbeit muß ich den Leichtsinn büßen, der mich bei der Wahl geleitet hat. Du glaubst nicht, was es einem armen Schelm von Poeten, in meiner abgeschiedenen, von allem Weltlauf getrennten Lage kostet, eine solche fremdartige und wilde Masse zu bewegen, und eine so dürre Staatsaction in eine menschliche Handlung umzuschaffen. Vor einem Jahre kann der Wallenstein nicht fertig sein. In diesem Frühjahr und Sommer habe ich ganze Monate verloren; der Almanach wird mich auch noch bis zum September beschäftigen, und im Winter rückt das Geschäft langsam fort.

An Goethe, 2. Oct. 1797. — Jetzt, da ich den Almanach

hinter mir habe, kann ich mich endlich wieder zu dem Wallenstein wenden. Indem ich die fertig gemachten Scenen wieder ansehe, bin ich im Ganzen zwar wohl mit mir zufrieden, nur glaube ich einige Trockenheit darin zu finden, die ich mir aber ganz wohl erklären und auch wegzuräumen hoffen kann. Sie entstand aus einer gewissen Furcht, in meine ehemalige rhetorische Manier zu fallen und aus einem zu ängstlichen Bestreben, dem Object recht nahe zu bleiben. Nun ist aber das Object schon an sich etwas trocken und bedarf mehr als irgend eines der praktischen Liberalität; es ist daher hier nöthiger als irgendwo, wenn beide Abwege, das Prosaische und das Rhetorische, gleich sorgfältig vermieden werden sollen, eine recht reine poetische Stimmung zu erwarten. — Ich sehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor mir, aber so viel weiß ich, daß es keine faux-frais sein werden; denn das Ganze ist poetisch organisirt, und ich darf wohl sagen, der Stoff ist in eine rein tragische Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung ist so prägnant, daß alles was zur Vollständigkeit derselben gehört, natürlich, ja in gewissem Sinn nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten ist es geöffnet. Zugleich gelang es mir, die Handlung gleich vom Anfang in eine solche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß sie in stetiger und beschleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharakter eigentlich retardirend ist, so thun die Umstände eigentlich alles zur Krise, und dies wird, wie ich denke, den tragischen Eindruck sehr erhöhen. — Ich habe mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des Oedipus rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verschaffte. Diese Vortheile sind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzte Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist und mithin ganz jenseit der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und die Furcht, daß etwas geschehn sein möchte, das Gemüth ganz anders afficirt, als die Furcht, daß etwas geschehn möchte. Der Oedipus ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da, und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der kleinsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehn, wenn die Begebenheiten auch

noch so complicirt und von Umständen abhängig waren. Wie begünstigt das nicht den Poeten! — Aber ich fürchte, der Oedipus ist seine eigene Gattung und es giebt keine zweite Species davon; am allerwenigsten würde man aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenstück dazu auffinden können. Das Orakel hat einen Antheil an dieser Tragödie, der schlechterdings durch nichts Anderes zu ersetzen ist; und wollte man das Wesentliche der Fabel selbst, bei veränderten Personen und Zeiten beibehalten, so würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar ist.

An Körner, 20. Nov. — Ich habe in diesem Monat durch Nichtschlafen wieder viele Zeit verloren, was mir doppelt leid war, weil ich mit dem Wallenstein recht im Train war. Es ist nun *entschieden*, daß ich ihn in *Jamben* mache: ich begreife kaum, wie ich es je anders habe wollen können; es ist unmöglich, ein Gedicht in Prosa zu schreiben. Alles was ich schon gemacht, muß anders werden, und ist es zum Theil schon. Es hat in der neuen Gestalt ein ganz anderes Ansehn, und ist jetzt erst eine Tragödie zu nennen. — An Goethe, 24. Nov. — Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher, selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: sie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint; aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich alles was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich, concipiren, denn das Platte kommt nirgend so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird. Bei meinen gegenwärtigen Arbeiten hat sich mir eine Bemerkung angeboten, die Sie vielleicht auch schon gemacht haben. Es scheint, daß ein Theil des poetischen Interesse in dem Antagonism zwischen dem Inhalt und der Darstellung liegt. Ist der Inhalt sehr poetisch bedeutend, so kann eine magere Darstellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anstehen, da im Gegentheil ein unpoetischer gemeiner Inhalt, wie er in

einem größern Ganzen oft nöthig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetische Dignität erhält. Der Rhythmus leistet bei einer dramatischen Production noch dieses Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Gesetz behandelt, und sie, trotz ihres innern Unterschiedes, in einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seinen Leser nöthigt, von allem noch so charakteristisch Verschiedenen etwas Allgemeines, Reinmenschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Element getragen werden.

Goethe antwortet unmittelbar darauf, daß er noch weiter gehe. — Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden, das ist meine Ueberzeugung; und daß man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. Es ist nicht besser, als wenn sich jemand in seinem Park einen trocknen See bestellte, und der Gartenkünstler diese Aufgabe dadurch zu lösen versuchte, daß er einen Sumpf anlegte. Diese Mittelgeschlechter sind nur für Liebhaber und Pfuscher, sowie die Sümpfe für Amphibien. Indessen ist das Uebel in Deutschland so groß geworden, daß es kein Mensch mehr sieht, ja daß sie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatischen Arbeiten — und vielleicht Lustspiel und Farce zuerst — sollten rhythmisch sein, und man würde alsdann eher sehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter weiter nichts übrig, als sich zu accommodiren, und in diesem Sinn konnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren Wallenstein in Prosa schreiben wollten; sehen Sie ihn aber als ein selbständiges Werk an, so muß er nothwendig rhythmisch werden. Auf alle Fälle sind wir genöthigt, unser Jahrhundert zu vergessen, wenn wir nach unsrer Ueberzeugung arbeiten wollen.

An Goethe, 28. Nov.— Ich las in diesen Tagen die Shakespeareschen Stücke, die den Krieg der zwei Rosen abhandeln, und bin nun nach Beendigung Richard's 3. mit einem wahren Staunen

erfüllt. Es ist dieses letzte Stück eine der erhabensten Tragödien, die ich kenne, und ich wüßte in diesem Augenblick nicht, ob selbst ein Shakespeare'sches ihm den Rang streitig machen kann. Die großen Schicksale, angesponnen in den vorhergehenden Stücken, sind darin auf eine wahrhaft große Weise geendigt, und nach der erhabensten Idee stellen sie sich nebeneinander. Daß der Stoff schon alles Weichliche, Schmelzende, Weinerliche ausschließt, kommt dieser hohen Wirkung sehr zu statten; alles ist energisch darin und groß, nichts Gemeinmenschliches stört die rein ästhetische Rührung, und es ist gleichsam die reine Form des Tragischfurchtbaren, was man genießt. Eine hohe Nemesis wandelt durch das Stück in allen Gestalten, man kommt nicht aus dieser Empfindung heraus, vom Anfang bis zum Ende. Zu bewundern ists, wie der Dichter dem unbehilflichen Stoff immer die poetische Ausbeute abzugewinnen wußte, und wie geschickt er das repräsentirt, was sich nicht repräsentiren läßt; ich meine die Kunst, Symbole zu gebrauchen, wo die Natur nicht kann dargestellt werden. Kein Shakespearesches Stück hat mich so sehr an die griechische Tragödie erinnert. — Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, die Suite von acht Stücken für die Bühne zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden. — 29. Dec. — Wenn das Drama wirklich durch einen so schlechten Hang des Zeitalters (den moralischen) in Schutz genommen wird, wie ich nicht zweifle, so müßte man die Reform beim Drama anfangen, und durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung der Kunst Luft und Licht verschaffen. Und dies möchte am besten durch Einführung symbolischer Behelfe geschehn, die in allem dem, was nicht zu der wahren Kunstwelt des Poeten gehört, und also nicht dargestellt, sondern blos bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes verträten. Ich habe mir diesen Begriff vom Symbolischen in der Poesie noch nicht recht entwickeln können, aber es scheint mir viel darin zu liegen. Würde der Gebrauch desselben bestimmt, so müßte die natürliche Folge sein, daß die Poesie sich reinigte, ihre Welt enger und bedeutungsvoller zusammenzöge, und innerhalb derselben desto wirksamer würde. — Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edlern Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper erläßt man wirklich jene servile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von In-

dulgenz könnte sich auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stehlen. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch eine freiere harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer schönern Empfängniß; hier ist wirklich auch im Pathos ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgültiger machen.

1. Dec. — Es ist mir fast zu arg, wie der Wallenstein mir anschwillt, besonders jetzt, da die Jamben, obgleich sie den Ausdruck verkürzen, eine poetische Gemüthlichkeit unterhalten, die einen ins Breite treibt. Mein erster Act ist so groß, daß ich die drei ersten Acte Ihrer Iphigenie hineinlegen kann, ohne ihn ganz auszufüllen; freilich sind die hintern Acte viel kürzer. Die Exposition verlangt Extensität, so wie die fortschreitende Handlung von selbst auf Intensität leitet. Es kommt mir vor, als ob mich ein gewisser epischer Geist angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkungen zu erklären sein mag; doch glaube ich nicht, daß er dem Dramatischen schadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, diesem prosaischen Stoff eine poetische Natur zu geben. Da mein erster Act mehr statistisch oder statisch ist, den Zustand, welcher ist, darstellt, aber ihn eigentlich noch nicht verändert, so habe ich diesen ruhigen Anfang dazu benutzt, die Welt und das Allgemeine, worauf sich die Handlung bezieht, zu meinem eigentlichen Gegenstand zu machen. So erweitert sich der Geist und das Gemüth des Zuhörers, und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs versetzt wird, soll, wie ich hoffe, die ganze Handlung in der Höhe erhalten.*) — 8. Dec. — An den Wallenstein werde ich mich so sehr halten als ich kann, aber das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicherweise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. Dies hält mich erstaunlich auf, wie Sie denken können. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Wallenstein noch in dem

*) Goethe sagt ihm schon jetzt voraus, daß das Stück sich zu einem Cyklus erweitern werde.

nächsten Sommer in Weimar spielen zu sehn, und im nächsten Herbst tief in meinen Malthesern zu sitzen. Diese beschäftigen mich jetzt zuweilen, wenn ich von der Arbeit ausruhe. Es ist etwas sehr Anziehendes für mich in solchen Stoffen, welche sich von selbst isoliren und eine Welt für sich ausmachen. Ich habe diesen Umstand im Wallenstein sehr benutzt, und in den Malthesern wird er mich noch mehr begünstigen. Nicht nur, daß dieser Orden wirklich ein Individuum ganz sui generis ist, so ist er es im Moment der dramatischen Handlung noch mehr. Alle Communication mit der übrigen Welt ist durch die Blokade abgeschnitten, er ist blos auf sich selbst, auf die Sorge für seine Existenz concentrirt, und nur die Eigenschaften, die ihn zu dem Orden machen, der er ist, können in diesem Moment seine Erhaltung bewirken. Dieses Stück wird ebenso einfach behandelt werden müssen als der Wallenstein complicirt ist, und ich freue mich im voraus, in dem einfachen Stoff alles zu finden, was ich brauche, und alles zu brauchen, was ich Bedeutendes finde. Ich kann ihn ganz in der griechischen Form und nach des Aristoteles Schema, mit Chören und ohne Acteneintheilung ausführen und werde es auch thun. — 12. Dec. — Da ich in diesen Tagen die Liebesscenen im zweiten Act des Wallenstein vor mir habe, so kann ich nicht ohne Herzensbeklemmung an die Schaubühne und an die theatralische Bestimmung des Stücks denken. Denn die Einrichtung des Ganzen erfordert es, daß sich die Liebe, nicht sowohl durch Handlung als vielmehr durch ihr ruhiges Bestehen auf sich und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, welche ein unruhiges, planvolles Streben nach einem Zweck ist, entgegensetzt und dadurch einen gewissen menschlichen Kreis vollendet. Aber in dieser Eigenschaft ist sie nicht theatralisch, wenigstens nicht in demjenigen Sinn, der bei unsern Darstellungsmitteln und unserm Publicum sich ausführen läßt. Ich muß also, um die poetische Freiheit zu behalten, so lange jeden Gedanken an die Ausführung verbannen. — 25. Dec. — Gott gebe nur, daß ich wenigstens im nächsten Jahr mit dem Wallenstein fertig werde. Hätte ich drei gesunde Monate, so sollte er vollendet sein; aber meine Unpäßlichkeit, besonders die Schlaflosigkeiten nehmen mir immer den dritten Tag und rauben meiner Arbeit die Suite, die so höchst nöthig ist, um in einer Gleichförmigkeit der Stimmung zu bleiben.

5. Jan. 1798. — Jetzt da ich meine Arbeit von einer fremden

Hand reinlich geschrieben vor mir habe und sie mir fremder ist, macht sie mir wirklich Freude. Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist, denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjectiven Grenzen so weit auseinanderzurücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat. Doch es schickte sich besser, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren. Ich werde es mir gesagt sein lassen, keine andern als historischen Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe sein. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren, und Letzteres ist der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht. — An Körner, 8. Jan. — In acht Tagen erwarte ich Goethe hier, und mit ihm eine wichtige Epoche für mein Geschäft, denn ich werde ihm den Wallenstein vorlesen, so weit er fertig ist. Ich bin voll Erwartung, obgleich ich, im Ganzen genommen, des Eindrucks auf eine gebildete Natur mich ziemlich gewiß halte; denn ich kann nicht leugnen, daß ich mit meiner Arbeit sehr wohl zufrieden bin und mich manchmal darüber wundre. Du wirst von dem Feuer und der Innigkeit meiner besten Jahre nichts darin vermissen, und keine Roheit aus jener Epoche mehr darin finden. Die kraftvolle Ruhe, die beherrschte Kraft wird auch Deinen Beifall erhalten. Aber freilich ist es keine griechische Tragödie und kann keine sein; wie überhaupt das Zeitalter, wenn ich auch eine daraus hätte machen können, es mir nicht gedankt hätte. Es ist ein zu reicher Gegenstand geworden, ein kleines Universum, und die Exposition hat mich erstaunlich in die Breite getrieben. — 12. Febr. — Daß ich den Wallenstein werde liegen lassen, ist jetzt wohl nicht mehr zu besorgen, denn das Schlimmste ist überstanden; ich bin zufrieden mit dem, was ausgeführt ist, und sehne mich hinaus. In vier Monaten hoffe

ich fertig zu sein; länger, fürchte ich, würde auch die Lust und Liebe nicht reichen, denn die beständige Richtung des Geistes auf Einen Gegenstand, wird zuletzt zu einer lästigen Gefangenschaft, und Veränderung ist nöthig, um die Seele frisch zu erhalten. — An Goethe, 20. Febr. — Da ich so oft in meiner Arbeit gehemmt werde und deßhalb das Ende noch nicht absehn kann, so ängstigen mich die Nachfragen nach dem Wallenstein, die nun anfangen von außen an mich zu geschehn. Schröder will ihn selbst spielen und scheint nicht abgeneigt, in Weimar darin aufzutreten. Auch Unger schreibt mir gestern, daß mir das Berliner Theater jedes beliebige Honorar zahlen wolle, wenn ich das Stück ihm noch vor dem Abdruck senden wolle. Wäre ich nur erst fertig! Die Arbeit geht jetzt wieder ein wenig, obgleich mir der Kopf noch nicht recht frei ist. — 27. Febr. — Ich lege doch jetzt ganz unvermerkt eine Strecke nach der andern in meinem Pensum zurück und finde mich so recht in dem tiefsten Wirbel der Handlung. Besonders bin ich froh, eine Situation hinter mir zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moralische Urtheil über das Wallensteinsche Verbrechen auszusprechen und eine solche an sich triviale und unpoetische Materie poetisch und geistreich zu behandeln, ohne die Natur des Moralischen zu vertilgen. Ich bin zufrieden mit der Ausführung und hoffe unserm lieben moralischen Publicum nicht weniger zu gefallen, ob ich gleich keine Predigt daraus gemacht habe. Bei dieser Gelegenheit habe ich aber recht gefühlt, wie leer das eigentlich Moralische ist, und wieviel daher das Subject leisten mußte, um das Object in der poetischen Höhe zu erhalten. — 16. März. — Ich glaubte von Posttag zu Posttag, dir etwas von Wallenstein schicken zu können, aber obgleich ein tüchtiger Vorrath beisammen ist, so sind noch einige Lücken, welche auszufüllen ich bis jetzt noch keine rechte Stimmung habe finden können; und ließ ich sie, so würden sie dich doch stören, obgleich sie keinen wesentlichen Theil der Handlung betreffen. Aller Unterbrechungen ungeachtet, welche mir öftere Kränklichkeit in diesem Winter gemacht hat, und neuerdings seit acht Tagen wieder machte, bin ich doch ziemlich vorwärts gerückt, und hoffe am Ende des Juni fertig sein zu können. — 12. April. — Es hat diesen Winter und Frühling ein rechter Unglücksstern über mir gewaltet, denn seit dem October bin ich schon das vierte Mal durch Krankheiten unterbrochen worden. Jetzt war ich wieder ganzer vierzehn

Tage krank; es hat mich sehr angegriffen, besonders ist mir der Kopf ganz verwüstet. Vorher war Goethe vierzehn Tage hier, wo ich auch wenig arbeitete; so daß ich jetzt anhaltend fünf Wochen für meine Arbeit so gut als ganz verloren habe. Das Schlimmste ist, daß ich außer der Zeit auch noch die Lust an meiner Arbeit verloren habe, und sie vielleicht in vielen Wochen nicht wiederfinde. — Iffland spielt gegenwärtig wieder acht Tage in Weimar. Schröder hat Lust, auf das Spätjahr auch dahin zu kommen und den Wallenstein zu spielen. — An Goethe, 7. Mai. — Ich weiß kaum, wie ich es mit Schröder halten soll, und bin beinahe entschlossen, die ganze Idee von der Repräsentation des Wallenstein fallen zu lassen. So zeitig mit der völligen Ausführung fertig zu werden, daß er den Wallenstein im September spielen kann, ist nicht möglich, denn Schröder muß mehrere Monate zum Einlernen einer solchen Rolle haben, und würde also das Stück in der Mitte Juli spätestens haben müssen. Bis dahin könnte ich zwar eine Skizze des Ganzen, die für das Theater hinreicht, fertig bringen, aber diese eilfertige und auf einen äußern Zweck gerichtete Art zu arbeiten würde mir die reine Stimmung verderben. Ich denke daher meinen Gang frei und ohne bestimmte Theaterrücksichten fortzusetzen und mir wo möglich die Stimmung zu bewahren. Ist der Wallenstein einmal fertig und gedruckt, so interessirt er mich nicht mehr, und alsdann kann ich auf so etwas eher denken.

An Körner, 15. Juni. — Man sollte sich hüten, auf ein so complicirtes, weitläufiges und undankbares Geschäft sich einzulassen, wie mein Wallenstein ist, wo der Dichter alle seine poetischen Mittel verschwenden muß, um einen widerstrebenden Stoff zu beleben. Diese Arbeit raubt mir die ganze Gemüthlichkeit meiner Existenz, sie heftet mich anstrengend auf Einen Punkt, läßt mich an kein ruhiges Empfangen von andern Eindrücken kommen; weil zugleich auch die Idee eines bestimmten Fertigwerdens drängt — und gerade jetzt scheint sich die Arbeit noch zu erweitern: denn je weiter man in der Ausführung kommt, desto klarer werden die Forderungen, die der Gegenstand macht, und Lücken werden sichtbar, die man vorher nicht ahnen konnte. Ich bin nun erst recht froh, daß ich dir von den ersten Acten noch nichts gezeigt, denn du sollst das Ganze gleich in der Gestalt sehen, wie es bleiben kann und muß. — 15. Aug. — Es fehlt mir dieses Jahr an aller Lust zum Lyrischen; ja ich habe sogar eine Abneigung dagegen,

weil mich das Bedürfniß des Almanachs, wider meine Neigung, aus dem besten Arbeiten an Wallenstein abrief. Ich kann die Zeit, die mir die Redaction des Almanachs und der eigne Antheil wegnimmt, zu einer höhern Thätigkeit verwenden; deswegen werde ich, wenn der Wallenstein mir gelungen ist, beim Drama bleiben und in den übrigen Stunden theoretische Arbeiten treiben. — Ich habe Goethe dieser Tage die zwei letzten Acte des Wallenstein vorgelesen, so weit sie jetzt fertig sind, und den seltenen Genuß gehabt, ihn sehr lebhaft zu bewegen; und das ist bei ihm nur durch die Güte der Form möglich, da er für das Pathetische des Stoffs nicht leicht empfänglich ist.

An Goethe, 21. Aug. — Daß ich Ihnen die zwei letzten Acte vorlas und mich von Ihrem Beifall überzeugen konnte, ist eine wahre Wohlthat für mich gewesen, und wird mir den Muth geben und erhalten, den ich zur Vollendung des Stücks noch so nöthig brauche. Auf der andern Seite könnte es mich beinahe traurig machen, daß ich nun nichts mehr vor mir habe, worauf ich mich bei dieser Arbeit so recht freuen kann; denn Ihnen das fertige Werk vorzulesen und Ihrer Zufriedenheit gewiß zu sein, war im Grund meine beste Freude. — 24. Aug. — Ich werde mich meiner Pflichten und Sorgen für den Almanach zu entledigen suchen, um, wenn Sie kommen und die Mittheilungen wieder anfangen, den letzten schwersten Schritt zum Wallenstein thun zu können. Da Sie einmal Lust haben, in die Oekonomie des Stückes hineinzugehn, so will ich gelegentlich das Schema dazu in Ordnung bringen, das in meinen Papieren zerstreut liegt, indem es Ihnen, eh' das Ganze selbst ausgeführt ist, die Uebersicht erleichtern kann. Ich bin verlangend, Ihre neuen Ideen über das Epische und Tragische zu hören. Mitten in einer tragischen Arbeit fühlt man besonders lebhaft, wie erstaunlich weit die beiden Gattungen auseinandergehn. Ich fand dies auf eine mich selbst überraschende Weise bei der Arbeit an meinem fünften Act, die mich von allem ruhig Menschlichen völlig isolirte, weil hier ein Augenblick fixirt werden mußte, der nothwendig vorübergehend sein muß. Dieser so starke Absatz, den meine Gemüthsstimmung hier gegen alle übrigen freiern menschlichen Zustände machte, erweckte mir beinahe eine Furcht, mich auf einem zu pathologischen Wege zu befinden, weil ich das meinem Individuum zuschrieb, was die Natur des Geschäfts mit sich brachte. Aber so ist es mir ein Beweis mehr,

daß die Tragödie nur einzelne außerordentliche Augenblicke der Menschheit, das Epos dagegen, wobei jene Stimmung nicht wohl vorkommen kann, das Beharrliche, ruhig fortbestehende Ganze derselben behandelt und deswegen auch den Menschen in jeder Gemüthsverfassung anspricht. Ich lasse meine Personen viel sprechen, sich mit einer gewissen Breite herauslassen; Sie haben mir darüber nichts gesagt und scheinen es nicht zu tadeln. Ja Ihr eigner Usus sowohl im Drama als im Epischen spricht mir dafür. Es ist zuverlässig, man könnte mit weniger Worten auskommen, um die tragische Handlung auf- und abzuwickeln, auch möchte es der Natur handelnder Charaktere gemäßer scheinen. Aber das Beispiel der Alten, welche es auch so gehalten haben und in demjenigen, was Aristoteles die Gesinnungen und Meinungen nennt, gar nicht wortkarg geworden sind, scheint auf ein höheres poetisches Gesetz hinzudeuten, welches eben hierin eine Abweichung von der Wirklichkeit fordert. Sobald man sich erinnert, daß alle poetischen Personen symbolische Wesen sind, daß sie, als poetische Gestalten, immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen haben, und sobald man ferner daran denkt, daß der Dichter sowie der Künstler überhaupt auf eine öffentliche und ehrliche Art von der Wirklichkeit sich entfernen und daran erinnern soll, daß er's thut, so ist gegen diesen Gebrauch nichts zu sagen. Außerdem würde, däucht mir, eine kürzere und lakonischere Behandlungsweise nicht nur viel zu arm und trocken ausfallen, sie würde auch viel zu sehr realistisch hart und in heftigen Situationen unausstehlich werden, dahingegen eine breitere und vollere Behandlungsweise immer eine gewisse Ruhe und Gemüthlichkeit, auch in den gewaltsamsten Zuständen, die man schildert, hervorbringt. — 31. Aug. — Ich brauche zur Beendigung des Wallenstein allerhöchstens noch den Rest dieses Jahres. Die Ausarbeitung für's Theater, als eine bloße Verstandessache, kann ich schon mit einem andern Geschäft zugleich vornehmen. — Es ist mir neulich aufgefallen, was ich in einer Zeitung las, daß das hamburger Publicum sich über die Wiederholung der Ifflandschen Stücke beklage und sie satt sei. Wenn dies einen Schluß auf andere Städte erlaubt, so würde mein Wallenstein einen günstigen Moment treffen. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß das Publicum sich selbst nicht mehr sehn mag, es fühlt sich in gar zu schlechter Gesellschaft. Die Begierde nach jenen Stücken scheint mir auch

mehr durch einen Ueberdruß an den Ritterschauspielen erzeugt oder wenigstens verstärkt worden zu sein, man wollte sich von Verzerrungen erholen. Aber das lange Angaffen eines Alltagsgesichts muß endlich freilich auch ermüden. — 18. Sept. — Ich habe mich gleich nach meiner Zurückkunft (aus Weimar) an den Prolog gemacht und ihn noch einmal aus der Rücksicht, daß er für sich allein stehn soll, betrachtet. Hierbei ergab sich nun, daß, um ihn zu diesem Zweck geschickter zu machen, zweierlei geschehen muß: 1) muß er als Charakter- und Sittengemälde noch etwas mehr Vollständigkeit und Reichthum erhalten, um auch wirklich eine gewisse Existenz zu versinnlichen, und dadurch wird auch das 2) erreicht, daß über der Menge der Figuren und einzelner Schilderungen dem Zuschauer unmöglich gemacht wird, einen Faden zu verfolgen und sich einen Begriff von der Handlung zu bilden, die darin vorkommt. Ich sehe mich also genöthigt, noch einige Figuren hineinzusetzen und einigen, die schon da sind, etwas mehr Ausführung zu geben. — 21. Sept. — Ich denke, in der Gestalt, die er jetzt bekommt, soll der Prolog als ein lebhaftes Gemälde eines historischen Moments und einer gewissen soldatischen Existenz ganz gut auf sich selber stehn können. Nur weiß ich freilich selber nicht, ob alles was ich dem Ganzen zulieb darin aufnehmen mußte, auch auf dem Theater wird erscheinen dürfen. So ist z. B. ein Capuziner hineingekommen, der den Kroaten predigt, denn gerade dieser Charakterzug der Zeit und des Platzes hat mir noch gefehlt. — An Körner, 30. Sept. — Goethe hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich ihm meinen Prolog zu Eröffnung der theatralischen Wintervorstellungen überließ. In zehn Tagen wird er also in Weimar gespielt werden. — Das Stück selbst habe ich nun, nach reifer Ueberlegung und vielen Conferenzen mit Goethe, in zwei Stücke getrennt, wobei mich die schon vorhandene Anordnung sehr begünstigt hat. Ohne diese Operation wäre der Wallenstein ein Monstrum geworden an Breite und Ausdehnung, und hätte, um für das Theater zu taugen, gar zu viel Bedeutendes verlieren müssen. Jetzt sind es mit dem Prolog drei bedeutende Stücke, deren jedes gewissermaßen ein Ganzes, das Letzte aber die eigentliche Tragödie ist. — Diese Veränderung hat mir allerdings neue Arbeit gemacht; denn um den zwei ersten Stücken mehr Selbständigkeit zu geben, habe ich einige neue Scenen und mehrere neue Motive nöthig; aber die Arbeit erneut mir auch die Lust, und

sie ist unendlich angenehmer für mich, als die entgegengesetzte war, dem Stück zu nehmen und es in einen engern Raum zu pressen.

An Goethe, 9. Nov. 1798. — Ich bin seit gestern endlich an den poetisch wichtigsten Theil des Wallenstein gegangen, der der Liebe gewidmet ist, und sich seiner frei menschlichen Natur nach von dem geschäftigen Wesen der übrigen Staatsaction völlig trennt, ja demselben dem Geist nach entgegensetzt. Nun erst, da ich diesem letztern die mir mögliche Gestalt gegeben, kann ich mir ihn aus dem Sinn schlagen und eine ganz verschiedene Stimmung in mir aufkommen lassen; und ich werde einige Zeit damit zuzubringen haben, ihn wirklich zu vergessen. Was ich nun am meisten zu fürchten habe, ist, daß das überwiegende menschliche Interesse dieser großen Episode an der schon feststehenden ausgeführten Handlung leicht etwas verrücken möchte: denn ihrer Natur nach gebührt ihr die Herrschaft, und je mehr mir die Ausführung derselben gelingen sollte, desto mehr möchte die übrige Handlung dabei ins Gedränge kommen. Denn es ist weit schwerer, ein Interesse für das Gefühl als eins für den Verstand aufzugeben. — Vor der Hand ist nun mein Geschäft, mich aller Motive, die im ganzen Umkreis meines Stücks für diese Episode und in ihr selbst liegen, zu bemächtigen, und so, wenn es auch langsam geht, die rechte Stimmung in mir reifen zu lassen. Ich glaube mich schon auf dem eigentlichen rechten Weg zu finden, und hoffe daher keine verlorenen frais zu machen. — Damit mir meine bisherige Arbeit aus den Augen komme, sende ich sie Ihnen gleich jetzt. Es sind nur eigentlich zwei kleine Lücken geblieben, die eine betrifft die geheime magische Geschichte zwischen Octavio und Wallenstein, und die andere die Präsentation Questenbergs an die Generale, welche mir in der ersten Ausführung noch etwas Steifes hatte und wo mir die rechte Wendung noch nicht einfiel. Die zwei ersten und die zwei letzten Acte sind sonst fertig, und der Anfang des dritten ist auch abgeschrieben. — 30. Nov. — Heute endlich habe ich den Wallenstein zum ersten Mal in die Welt ausfliegen lassen und an Iffland abgeschickt. — 9. Dec. — Durch die größere Ausdehnung der Piccolomini bin ich nun genöthigt, mich über die Wahl des astrologischen Motivs zu entscheiden, wodurch der Abfall Wallenstein's eingeleitet werden und ein muthvoller Glaube an das Glück der Unternehmung in ihm

erweckt werden soll. Nach dem ersten Entwurf soll dies dadurch geschehn, daß die Constellation glücklich befunden wird und das speculum astrologicum sollte in dem bewußten Zimmer vor den Augen des Schauspielers gemacht werden. Aber dies ist ohne dramatisches Interesse, ist trocken, leer, und noch dazu wegen der technischen Ausdrücke dunkel für den Zuschauer. Es macht auf die Einbildungskraft keine Wirkung und würde nur eine lächerliche Fratze bleiben. Ich habe es daher auf eine andere Art versucht und gleich auszuführen angefangen, wie Sie aus der Beilage ersehn. — Die Scene eröffnete den vierten Act der Piccolomini, und ginge dem Auftritt, worin Wallenstein Sesin's Gefangennehmung erfährt und worauf der große Monolog folgt, unmittelbar vorher; und es wäre die Frage, ob man des astrologischen Zimmers nicht ganz überhoben sein könnte, da es zu keiner Operation gebraucht wird. — Ich wünsche nun zu wissen, ob Sie dafür halten, daß mein Zweck, dem Wallenstein durch das Wunderbare einen augenblicklichen Schwung zu geben, auf dem Weg, den ich gewählt habe, wirklich erreicht wird, und ob also die Fratze, die ich gebraucht, einen gewissen tragischen Gehalt hat und nicht blos als lächerlich auffällt. Der Fall ist sehr schwer, und man mag es angreifen wie man will, so wird die Mischung des Thörichten und Abgeschmackten mit dem Ernsthaften und Verständigen immer anstößig bleiben. Auf der andern Seite durfte ich mich von dem Charakter des Astrologischen nicht entfernen, und mußte dem Geist des Zeitalters nahe bleiben, dem das gewählte Motiv sehr entspricht. Die Reflexionen, welche Wallenstein darüber anstellt, führe ich vielleicht noch weiter aus und wenn nur der Fall selbst dem Tragischen nicht widersprechend und mit dem Ernst unvereinbar ist, so hoffe ich ihn durch jene Reflexionen schon zu erheben. — 7. Dec. — Ich habe einige bedeutende Lücken in meiner Handlung ausgefüllt, wodurch sie sich immer mehr rundet und stetiger wird. Es sind verschiedene ganz neue Scenen entstanden, die dem Ganzen sehr gut thun. Auch jenen nicht ganz aufzuhebenden Bruch, von dem Sie schreiben, in Betreff des Tollen und Vernünftigen, seh' ich dadurch etwas vermindert, indem alles darauf ankommt, daß jene seltsame Verbindung heterogener Elemente als beharrender Charakter erscheine, aus dem Total des Menschen hervorkomme und sich überall offenbare. Denn wenn es gelingt, sie nur recht individuell zu machen, so wird sie wahr, da das In-

dividuelle zur Phantasie spricht, und man es also nicht mit dem trocknen Verstand zu thun hat. — Wenn Sie glauben, daß wir das astrologische Zimmer nicht einbüßen sollten, so ließe sich immer noch Gebrauch davon machen, auch im Fall, daß wir die andere Fratze beibehielten. Das Mehr schadet hier nichts und eins hilft dem andern. Mir ist eigentlich nur darum zu thun, daß ich von Ihnen wisse, ob das neulich Ueberschickte überall nur statthaft ist, denn es ist gar nicht nöthig, daß etwas Anderes dadurch ausgeschlossen wird. — 11. Dec. — Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs neue erfahren. Ihre Bemerkungen sind vollkommen richtig und Ihre Gründe überzeugend. Ich weiß nicht, welcher böse Genius über mir gewaltet, daß ich das astrologische Motiv nie recht ernstlich anfassen wollte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernsthaften als leichten Seite nimmt. Die Eigenschaften des Stoffes müssen mich anfangs zurückgeschreckt haben. Ich sehe aber jetzt vollkommen ein, daß ich noch etwas Bedeutendes für diese Materie thun muß, und es wird auch wohl gehn, ob es gleich die Arbeit wieder verlängert.

24. Dec. — Ich setze mich mit einem sehr erleichterten Herzen nieder, um Ihnen zu schreiben, daß die Piccolomini soeben an Iffland abgegangen sind. Er hat mich in seinem Briefe so tribulirt und gequält, zu eilen, daß ich heute meine ganze Willenskraft zusammennahm, drei Copisten zugleich anstellte, und (mit Ausschluß der einzigen Scene im astrologischen Zimmer, die ich ihm nachsende) das Werk wirklich zu Stande brachte. Eine recht glückliche Stimmung und eine wohl ausgeschlafene Nacht haben mich secundirt und ich hoffe sagen zu können, daß diese Eile dem Geschäft nichts geschadet hat. So ist aber auch schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden. — 31. Dec. — Hier erhalten Sie die Piccolomini ganz, aber wie Sie sehn, ganz erschrecklich gestrichen. Ich dachte schon genug davon weggeschnitten zu haben; als ich aber vorgestern zum ersten Mal das Ganze hintereinander vorlas, und mit dem dritten Acte schon die dritte Stunde zu Ende ging, erschrak ich so, daß ich mich gestern nochmals hinsetzte und noch etwa vierhundert Jamben herauswarf... Und so lege ich denn das Stück in Ihre Hände. Ich habe jetzt schlechterdings kein Urtheil mehr darüber,

ja manchmal möchte ich an der theatralischen Tauglichkeit ganz verzweifeln. Möchte es eine solche Wirkung auf Sie thun, daß Sie mir Muth und Hoffnung geben können, denn die brauche ich... Unterdessen habe ich schon angefangen, meine Gedanken auf das dritte Stück zu richten, um sogleich, wenn ich in Weimar bin, daran gehn zu können. Es giebt zwar noch viel darin zu thun, aber es wird rascher gehn, weil die Handlung bestimmt ist, und lebhafte Affecte herrschen.

So konnte nun endlich die erste Aufführung der Piccolomini stattfinden, über welche Steffens einen lebhaften Bericht giebt. — Die gebildeten Einwohner (Weimar's) betrachteten diese dramatische Unternehmung als ein bedeutendes Ereigniß, welches aus ihrer Mitte hervorgegangen, der dramatischen Kunst eine höhere Bedeutung geben müßte, und durch welches Stadt und Universität gehoben und verklärt würden. — Die Spannung, mit welcher man der Aufführung entgegensah, war merkwürdig. Die Familien der Professoren sorgten mit der größten Mühe schon bei der ersten Nachricht für Plätze. Man hörte in der ganzen Stadt von nichts Anderem sprechen. Frauen und Töchter intriguirten gegeneinander, um sich wechselseitig zu verdrängen; wer einen Platz erhalten hatte, pries sich glücklich. Es entstanden auch Feindschaften, die nicht ohne Folgen waren. — Ich hatte in Schiller's Loge einen Platz gefunden, und machte unter so interessanten Verhältnissen seine persönliche Bekanntschaft. — Die Stimmung, in welcher das ganze Publicum war, theilte sich einem jeden mit. Das weitläufige Drama, in welchem nichts abgeschlossen ist, alles mehr oder weniger Andeutung, mit seinen langen Reden, fesselte dennoch die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf die lebhafteste Weise. Auf die Aufführung war große Mühe verwendet, das Zusammenspiel war vortrefflich; nie fand in dieser Rücksicht irgend eine noch so leise Störung statt; alle Schauspieler gaben sich die größte Mühe, die längsten Reden wurden in Einem Fluß hergesagt; ein jeder wollte Ehre einernten. Der Enthusiasmus des Publicums, die Spannung aller Zuschauer wirkte anregend auch auf die Darstellung. Der Eindruck, den alles dies auf mich machte, erinnerte mich lebhaft an den Abend in Wilhelm Meister, als Hamlet zum ersten Mal aufgeführt wurde. — Und dennoch war ich in einer seltsamen Verlegenheit. Ich brachte die übertriebensten Vorstellungen mit von dem, was die weimarer Bühne unter Goethe's Anleitung

leisten müsse. Und nun war ich genöthigt, mir zu gestehn, daß in Kopenhagen das Spiel freier, natürlicher, die Talente hervorragender waren als hier. — Wenn ich ein Drama zuerst durch die Aufführung kennen lerne, prägen sich mir die Gestalten der Hauptpersonen so unauslöschlich ein, daß ich sie nie völlig loswerden kann. So verfolgt mich noch immer der lange, hagere, unglückliche Graff als Wallenstein. Er hatte sich unsägliche Mühe gegeben; die Rolle bewundernswürdig memorirt; die Diction war vortrefflich; keine einzige Stelle erweckte den unangenehmen Mißton, der so unvermeidlich entsteht, wenn man merkt, daß der Schauspieler etwas ausdrückt, was er nicht versteht: und dennoch war Gestalt, Bewegung, Spiel geradezu hölzern. Es war mir, als sagte er eine ihm durch Goethe und Schiller eingetrichterte Lection auf eine allerdings bewundernswürdige Weise her. Selbst als ich Fleck sah, ging immer der unglückliche Graff als sein Doppelgänger und Gespenst neben ihm her. — Nun aber saß Schiller selbst neben mir, und war mit allem nicht allein zufrieden, sondern überaus glücklich. „Durch eine solche Aufführung lernt man erst sein eigenes Stück kennen; es erscheint veredelt durch die Darstellung, es ist, so ausgesprochen, besser als ich es schrieb." Selbst Goethe, der ab und zu in die Loge kam, schien mit der Aufführung sehr zufrieden. — Wir fuhren gleich nach Beendigung des Stücks nach Jena, und obgleich es sehr spät war, versammelten sich doch noch einige bei der Frau Professor Schlegel, die zurückgeblieben war. Sie forderte nun mit der Entschiedenheit, die ihr eigen war, ein bestimmtes Urtheil über das Drama; und hier zeigte sich, wie der erste Eindruck, den ein neues, im großen Sinn aufgefaßtes und angelegtes Stück unmittelbar hinterläßt, sich selbst durch die schärfste Kritik nicht sogleich verdrängen läßt. In unserm Kreise hatte man keine große Neigung, Schiller sehr günstig zu beurtheilen; man ließ ihm kaum Gerechtigkeit widerfahren, und dennoch sprach sich der mächtige Eindruck, den das Stück hinterlassen hatte, fast unwillkürlich aus. Ich erinnere mich, wie die Schlegel, nachdem wir manches hin und her geredet hatten, doch zuletzt, gegen mich gewandt, sagte: nun Sie haben ja doch wohl auch ein Urtheil? weil die Uebrigen gar kein entschiedenes aussprechen wollten. Schlegel, als der Besonnenste unter uns, schwieg. [Was Steffens auf Commando kritisirte, ist unerheblich; wichtiger das Folgende:] — Was mir tadelnswerth erschien, und sich un-

mittelbar mit dem ersten vortheilhaften Eindruck verband, war das einförmig declamatorische Gewand. Es rief eine ermüdende Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Personen hervor, die es selbst dem bessern Schauspieler erschwert, die tiefere Eigenthümlichkeit, die selbständige Physiognomie seiner Rolle unter den übrigen festzuhalten. In der That ist mir später klar geworden, wie diese declamatorische Richtung Schiller's der Bühne gefährlich gewesen ist; wie die einseitige Declamation alle tiefere Individualität aus den Personen und ihrer dramatischen Darstellung verdrängt hat; wie diese Manier auch in andere Verhältnisse eingedrungen ist, bei einer jeden Rede vernommen wird, selbst von der Kanzel tönt und bis zu den Schulknaben reicht. Diese Manier ruft, um die Eintönigkeit zu vermeiden, die äußeren Effecte hervor. Die Ereignisse, da sie nicht das tiefste Innere mächtiger Persönlichkeiten aufschließen, erschüttern nur durch den pathetischen Sturm, der erregt wird.

Jean Paul schreibt 2. Febr. an seinen Freund Otto: — Der Wallenstein ist mit großer Pracht gegeben; er ist vortrefflich; passabel langweilig und — falsch. Die schönste Sprache — kräftige poetische Stellen — einige gute Scenen — keine Charaktere — keine fortströmende Handlung — oft ein dramatisirter Zopf oder Essig — dreifaches Interesse — und kein Schluß. Herder geht heute hinein, und wird gewiß meiner Meinung, wie er's überall ist. — An Jacobi (12. Febr.) das Nämliche, und außerdem: — Auch in diesem Werk spricht der himmelstürmende Titanengeist der Zeit, der sich von den Nephilims und Faustrechthabern nur dadurch unterscheidet, daß er die geistige Stärke an Stelle der körperlichen setzt. Und selber in den kritischen Moralen scheint er zu poltern, da sie die Liebe ausschließen.

Schiller, der von der Aufführung nicht ganz so bezaubert war, als Steffens meinte, schreibt an Körner, 10. Febr. 1799: — Seit etlichen Tagen bin ich von Weimar zurück, wo ich fünf Wochen lang mit meiner Familie gewesen, um durch persönliches Treiben und Bemühen eine erträgliche Darstellung meiner Piccolomini zu bewirken. Dies ist nun glücklich überstanden, das Stück hat alle Wirkung gethan, die mit Hilfe dieses Theaterpersonals nur irgend zu erwarten gewesen. Es wurde zweimal hintereinander gespielt, und das Interesse ist bei der zweiten Repräsentation noch gestiegen. Es kommt mir zwar selbst sonderbar vor, daß das Publicum mei-

nen Wallenstein früher kennen lernen soll, als du; aber ich kann's einmal nicht ändern. Du erhältst ihn nicht eher, als bis alles fertig ist: das ist eine Freude, die ich mir vorbehalten habe; von dir will ich ein reines Urtheil über das Ganze hören. In spätestens sechs Wochen hoffe ich das letzte Stück vollendet zu haben: dann erhältst du alles auf einmal. Mein Aufenthalt in Weimar hat mir auch in Rücksicht auf meine Gesundheit wieder neue gute Hoffnungen erweckt. Ich bin genöthigt gewesen, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und ich habe es wirklich durchgesetzt, mir etwas zuzumuthen. Selbst an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran gehindert, und so habe ich in diesen fünf Wochen wieder als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht, als in den letzten fünf Jahren zusammengenommen. Freilich habe ich diese fünf Wochen für meine Arbeit ganz verloren, sonst könnte ich heute mit dem ganzen Wallenstein fertig sein; aber in anderer Rücksicht reuen mich diese Zerstreuungen gar nicht. — An Goethe, 1. März. — Das theatralische Wesen, der mehrere Umgang mit der Welt, unser anhaltendes Zusammensein haben meinen Zustand indessen um vieles verändert, und wenn ich erst der Wallensteinischen Masse werde los sein, so werde ich mich als einen ganz neuen Menschen fühlen. — 5. März. — Von Iffland habe ich noch nichts gehört, wohl aber erfuhr ich auf einem andern Weg, daß Iffland die erste Vorstellung der Piccolomini nach dem unverkürzten Exemplar gegeben, daß sie bis 10½ soll gedauert haben, und daß er bei der zweiten Vorstellung gezwungen gewesen, das abgekürzte Stück zu geben und solches auch auf dem Komödienzettel anzukündigen. Es ist mir sehr verdrießlich, und da er die Länge des Stücks aus den Proben recht gut muthmaßen konnte, so ist es sehr ungeschickt von ihm gewesen. — 7. März. — Es ist gerade so ausgefallen, wie ich muthmaßte, und man kann fürs erste damit zufrieden sein. Das dritte Stück wird durchbrechen, wie ich hoffe. Ich habe es endlich glücklicherweise arrangiren können, daß es auch fünf Acte hat, und den Anstalten zu Wallenstein's Ermordung ist eine größere Breite sowohl als theatralische Bedeutsamkeit gegeben. Zwei resolute Hauptleute, die die That vollziehn, sind handelnd und redend eingeflochten, dadurch kommt auch Buttler höher zu stehn, und die Präparatorien zu der Mordsceene werden furchtbarer. Freilich hat sich dadurch auch meine Arbeit um ein

Ziemliches vermehrt. — 12. März. — Die Arbeit avancirt jetzt mit beschleunigter Bewegung, und wenn ich jeden Tag anwenden kann wie diese letztern, so ist es nicht unmöglich, daß ich Ihnen den ganzen Rest des Wallenstein kommenden Montag sende. — 17. März. — Hier erfolgt nun das Werk, so weit es unter den gegenwärtigen Umständen gebracht werden konnte. Es kann ihm in einzelnen Theilen noch vielleicht an bestimmter Ausführung fehlen, aber für den theatralisch-tragischen Zweck scheint es mir ausgeführt genug. Wenn Sie davon urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie ist, daß die Hauptforderungen der Empfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugierde befriedigt, die Schicksale aufgelöst und die Einheit der Hauptempfindung erhalten sei, so will ich höchlich damit zufrieden sein. — 19. März. — Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werks los zu sein; und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer als bei der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe. Habe ich wieder eine Bestimmung, so werde ich diese Unruhe los sein, die mich jetzt auch von kleinern Unternehmungen abzieht. Ich werde Ihnen, wenn Sie hier sind, einige tragische Stoffe von freier Erfindung vorlegen, um nicht in der ersten Instanz, in dem Gegenstand, einen Mißgriff zu thun. Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem blos leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vor jetzt herzlich satt.

— Ich hätte dir gewünscht, schreibt Körner 31. März 1799, den Eindruck zu sehn, den dein Werk auf mich gemacht hat. Nur so viel laß mich dir sagen, daß ich mich ganz verjüngt und in die schönen Tage unsers ehemaligen Beisammenseins versetzt fühlte. Ich erwartete viel Kunst von Wallenstein, aber fürchtete ebendeshalb eine gewisse Kälte; desto mehr wurde ich durch das jugendliche, frische Leben überrascht, das in dem ganzen Werk athmet. Jetzt kein Wort vom Einzelnen. — 9. April. — Ich will nun-

mehr versuchen, dir und mir von der Wirkung deines Wallenstein Rechenschaft zu geben; denn eben in der Totalwirkung finde ich besonders einen Vorzug vor deinen frühern dramatischen Werken. Ohne den Behelf der Ueberraschung hast du die Stimmung, die sonst gewöhnlich nur der fünfte Act hervorbringt, durch den ganzen zweiten Theil zu erhalten gewußt, und doch ist das Ununterbrochen-Tragische nicht peinigend; sondern erhebend. Auf Wallenstein's Grab steht ein herrliches Denkmal, aus allem, was er Großes und Liebenswürdiges hatte, zusammengesetzt. Ihn, Thekla und Max betrachten wir mit einer erhabenen Rührung, die uns selbst auf einen höhern Standpunkt versetzt. Das Schmerzliche des Schicksals verschwindet über dem Anschauen des Großen und Edlen der menschlichen Natur. — Sehr weislich hast du daher im zweiten Theil den Seni und die ganze Astrologie in den Hintergrund gebracht. Und selbst diese muß dir zu deinem Zwecke dienen. Die Sehnsucht nach dem Jupiter im ersten Auftritt des fünften Actes ist äußerst charakteristisch und rührend. — Nur in der Scene von Devereux und Macdonald ist vielleicht zu viel Komisches, das — so sehr es dir sonst gelungen ist — die Hauptwirkung stören könnte. Was du brauchtest, war blos ihr Abscheu vor der That bei der höchsten Roheit, und ihre Ehrfurcht vor Wallenstein. — Der erste Theil ist ein reicher Vorwurf zum Tempel. Allein gegeben — endigt er mit einer unaufgelösten Dissonanz. Desto größer ist die Mannigfaltigkeit und Pracht in den einzelnen Theilen. Hier war auch das Komische an seiner Stelle, und Wallenstein selbst konnte hier noch wie in einem Nebel mit unbestimmten Umrissen erscheinen. — Der Charakter des Wallenstein hat mich vollkommen befriedigt, und er war gewiß keine leichte Aufgabe. Sein kalter Ehrgeiz ist anstößig für das Herz, seine Astrologie und das Schwankende in seinem Benehmen für den Verstand. Seine Vielseitigkeit und seine Herrschertalente können in der wirklichen Welt und in einem Zeitraum von mehreren Jahren eine große Wirkung hervorbringen, aber auf dem Theater lassen sie sich nicht so leicht in einzelne Züge zusammendrängen, die uns die Größe seiner Natur anschaulich machen. Um uns für ihn zu gewinnen — war Max schlechterdings nöthig. Wallenstein verklärt sich in seinem Enthusiasmus. Wir ahnen die Hoheit in ihm, die wir im zweiten Theil erscheinen sehen. Er spielt mit dem Spiele der Politik — Herrschsucht füllt seine Seele nicht aus

— er war empfänglich für Freundschaft — war geneigt zum Vertrauen — und eben diese liebenswürdige Inconsequenz stürzte ihn. — Aber im Kampfe mit seinem Schicksal erscheint er im glänzendsten Lichte. — Unerschütterlicher Muth ist mit Weichheit gemischt — er fühlt als Freund für Max und als Vater für Thekla, aber sein Gefühl ist männlich — noch in der letzten Scene sehen wir ihn mild, heiter und ruhig, und fast möchten wir ihm Glück wünschen, daß er in dieser Stimmung gemordet wird. — Max und Thekla konnten dir nicht mißlingen, und haben gewiß wenig Anstrengung gekostet. Aber Octavio hätte leicht widrig werden können. Mir scheint er völlig gerettet, besonders durch das Vertrauen auf seinen Sohn, und durch den Schluß des zweiten Theils. Buttler hatte auch große Schwierigkeiten, und vielleicht bedarf dieser noch einiger Nachhilfe. Daß er im zweiten Theil durch Wallenstein's Vertrauen, durch Gordon's Treuherzigkeit, durch die Erinnerung an das, was ihn ehemals an Wallenstein fesselte, nicht einen Augenblick wankend gemacht wird, hat etwas Empörendes, das die stärksten Motive fordert. Wallenstein's Beleidigung langt dazu noch nicht aus. Auch durfte sie im zweiten Theil nicht sehr erwähnt werden, weil da Wallenstein's Bild keinen solchen Schatten verträgt. Es gehörte noch dazu, daß Buttler ihm ein großes Opfer gebracht hatte. Dies ist zwar im ersten Theil angedeutet, aber vielleicht wird es hier von manchen übersehen, und könnte mehr herausgehoben werden. — Die Gräfin Terzky ist ein sehr brauchbares Werkzeug, um Wallenstein zur Entscheidung zu bringen. Illo und Terzky achtete er zu wenig, um sich von ihnen leiten zu lassen. Auch durften sie nach ihren Verhältnissen nicht in einem solchen Ton mit ihm sprechen. Die Gräfin konnte alles sagen, und ihren Gründen hatte Wallenstein nichts entgegenzusetzen. Er hatte sich durch einen großen Aufwand von Kräften eine außerordentliche Macht erworben, und es schien inconsequent, sie nicht zu gebrauchen. Dieser Inconsequenz schämte er sich vor einem Wesen, dessen Verstand ihm Achtung abnöthigte. Im Innersten seiner Seele lag ein Widerwille gegen jede unwürdige Handlung, dessen er sich selbst nicht bewußt war. Und selbst wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, so würde er doch diesen Grund gegen die Gräfin nicht gebraucht haben. Alle andern Gründe aber waren schwach. Uebrigens behauptet sich die Gräfin sehr gut. Sie wird oft hart, aber nie Caricatur. — Den Cha-

rakter der Herzogin hast du mit vieler Freiheit behandelt. Mitten unter den Aeußerungen der sanften Gattin und Mutter erkennt man die Spuren des Hoflebens. Bei Maxen's Abschied denkt sie noch an eine Protection in Wien. — Von der Astrologie hab' ich weder zu viel noch zu wenig eingewebt gefunden. Nur fragt sich's, ob es bei der Aufführung nicht stören wird, daß im vierten Aufzug so viel Scenen im astrologischen Zimmer gehalten werden. — Gordon ist eine wichtige Rolle im zweiten Theil. Er vertritt gleichsam die Stelle des Chors im griechischen Trauerspiel. Ein theilnehmendes Wesen dieser Art gehörte schlechterdings unter die Nebenfiguren eines solchen Gemäldes. — Was den Dialog betrifft, so finde ich mehr poetische Pracht im ersten Theil, und im zweiten mehr Correctheit des Gedankens, wenn auch der Ausdruck hier und da noch unvollendet ist. Solche Uebergänge ins Lyrische, wo man mehr den Dichter, als die redende Person hört, und die man oft in deinen frühern Werken findet, sind seltener im zweiten Theil als im ersten. Dahin rechne ich aber keineswegs die gereimten Schlüsse an den bedeutenden Stellen. Ein lyrischer Schwung dieser Art, der durch die Situation motivirt ist, thut oft die köstlichste Wirkung. Meine Lieblingsstellen unter dieser Gattung sind der Schluß der siebenten Scene des zweiten Acts im ersten Theil, wo Thekla im Ton einer Kassandra spricht und am Schluß des vierten Aufzugs im zweiten Theil.*)

In der Fortsetzung dieser Kritik (16. Jan. 1800) heißt es weiter: Gäbe es für uns noch Feste der Kunst, wie bei den Griechen, so ließe sich denken, daß alle drei Theile des Wallenstein

*) Ich habe deinen Brief, antwortet Schiller, 8. Mai, mitten unter den weimarischen Zerstreuungen erhalten, und er war mir desto mehr willkommen, da mir das fade Schwatzen über diesen Gegenstand in Weimar eine ernste und gründliche Stimme zum Bedürfniß machte. Erwarte indessen binnen der nächsten drei oder vier Monate nichts Vernünftiges darüber von mir zur Antwort; ich habe mich mit Gewalt aus dieser Materie herauszureißen gesucht, und es thut mir wohl, in einem neuen Element zu leben. — Der Wallenstein hat auf dem Theater in Weimar eine außerordentliche Wirkung gemacht, und auch die Unempfindlichsten mit sich fortgerissen. Es war darüber nur Eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen wird von nichts Anderem gesprochen. — 3. Sept. 1800. — Mit dem Absatz des Wallenstein bin ich recht wohl zufrieden. Eine Auflage von viertehalbtausend Exemplaren ist schon beinahe ganz vergriffen, und Cotta macht Anstalt zu einer zweiten, welches viel Glück ist, da der Wallenstein erst seit zwei Monaten aus der Presse ist.

an Einem Tage aufgeführt würden. Die Totalwirkung in einem solchen Fall kann derjenige ahnen, der sich das Privatfest gemacht hat, das ganze Werk ohne Unterbrechung von Anfang bis Ende durchzulesen. Aber ein solcher Genuß wird selbst dem echten Freund der Kunst jetzt selten zu Theil, und es fragt sich also zuvörderst, ob dein Gemälde für unsre Zimmer nicht zu groß ist. Eine Rücksicht dieser Art ist kleinlich in den Momenten der Production; aber wenn das Werk vollbracht ist, läßt sich vielleicht auf Mittel denken, wie die Wirkung der einzelnen Theile auch für diejenigen befördert werden könne, die das Ganze nicht auf einmal, sondern nur theilweise zu beobachten im Stande sind. Von Wallenstein's Lager kann man nicht verlangen, daß es ein selbständiges Ganze ausmachen soll. Desto wichtiger scheint es mir als Einleitung, und es wäre schade, wenn der Reichthum der Darstellung ein Hinderniß sein sollte, warum es nicht jedesmal vor den Piccolomini aufgeführt würde. Was es von historischer Exposition und von biographischen Zügen Wallenstein's enthält, halte ich allenfalls für entbehrlich für die Wirkung des Ganzen; aber nicht die Stimmung, welche die letzte Scene hervorbringt. In unsern prosaischen Zeiten bedürfen wir eines Uebergangs aus der wirklichen Welt, um für ein Werk der Phantasie empfänglich zu werden. Und hierzu ist nichts tauglicher als militairische Scenen. Das Begeisternde, was sie darbieten, ist noch in den Grenzen der Sinnlichkeit, und darum in einem größeren Umfange wirksam. Eine solche Absicht mußte verhüllt werden. Nur die Wahrheit der Darstellung mußte man anfänglich bemerken, und mit der Situation mußte die Stimmung allmälig steigen. In einem Gemälde von dem größeren Maßstabe des ganzen Werks würde man daher auch manche Nebenfiguren und Nebenzüge ungern vermissen, aber für die Aufführung wünschte ich noch einen Auszug, der wenigstens das Wesentliche enthielte. In den Piccolomini ist allerdings Einheit, die aber nicht auf den ersten Blick einleuchtet. Anfänglich scheinen drei Gegenstände: — Wallenstein's Schicksal — das Verhältniß der beiden Piccolomini gegeneinander — und die Liebe zwischen Max und Thekla, die Aufmerksamkeit zu theilen. Aber Max ist doch eigentlich der Mittelpunkt des Ganzen. Alles um ihn her soll nur der Schauplatz sein, auf dem sich seine hohe sittliche Natur verherrlicht. Vielleicht könnte es aber noch dem Zuschauer erleichtert werden, das Ganze

aus diesem Gesichtspunkt zu fassen! Sollte es nicht vortheilhaft sein, wenn Max' Enthusiasmus für Wallenstein etwas mehr motivirt würde? Wallenstein's liebenswürdigste Seite wird uns erst im zweiten Stück gezeigt. Wie wäre es, wenn schon hier im Anfang des zweiten Acts ein Blick in sein Inneres geöffnet würde? Hierzu könnte eine Scene zwischen ihm und Max dienen, wo dieser ihm das Gesuch der Regimenter eröffnete. Vielleicht ließe sich hier manches aus dem Monolog des vierten Acts benutzen, was nachher wegbleiben könnte. Im vierten Act würde alsdann Max's Anmeldung stärker auf Wallenstein wirken, und, was ich wünschte, nicht so leicht abgefertigt werden können. Auch wäre die Scene zwischen Max und Wallenstein im fünften Act mehr vorbereitet, würde aber vielleicht einige kleine Abänderungen erfordern. Du gewönnest dadurch zugleich den Vortheil, daß Wallenstein im zweiten und dritten Act nicht zu sehr verdunkelt würde. Ein Contrast war nöthig, um ihn im vierten Act mehr herauszuheben; aber sollte nicht vielleicht hier der Schatten zu stark sein? Wir hören von den niedrigen Kunstgriffen, durch die ein Illo und Terzky seine Unentschlossenheit zu endigen hoffen — von seinem blinden Vertrauen gegen seinen gefährlichsten Gegner — von der geringen Wahrscheinlichkeit, daß er eine Liebe begünstigen werde, an der wir aufs innigste theilnehmen. Alles dies bedarf, däucht mich, eines stärkeren Gegengewichts, als ich im ersten Act finde. Wallenstein muß uns immer durch Größe interessiren; aber es muß ihm doch etwas fehlen, wodurch sich Max über ihn emporhebt. Dieses Fehlende ist die Einheit des Charakters. Bei allen Vorzügen des Geistes und Herzens erscheint er als ein sittliches Chaos, in stetem Widerspruch mit sich selbst, und vergebens bemüht, das Unvereinbare zu vereinigen. Daher ist seine Unentschlossenheit ein so wichtiger Zug, der einer baldigen Aufklärung bedarf, um ihn nicht zu verkennen. Bei Max ist die sittliche Harmonie — die Schönheit der Seele — das Werk eines Instincts, wobei er sich keines Verdienstes bewußt ist. Was ihm so leicht wird, setzt er gern da voraus, wo ihn so viel einzelne Trefflichkeiten begeistern. Daher sein Ideal von Wallenstein. — Dies Ideal muß uns in den drei ersten Acten immer begreiflich bleiben, wenn nicht auch Max verlieren soll. In der letzten Scene des fünften Acts sollte Max in seiner ganzen Hoheit erscheinen. Es würde daher wohlthun, däucht

mich, wenn der Gedanke, sich an die Spitze der treuen Regimenter zu stellen und sie aus Pilsen zu führen, von ihm käme. Ein solcher Entschluß wäre das Gegenstück zu dem Benehmen Octavio's in den vorhergehenden Scenen. Ihn zu äußern wurde Max erst durch die Frage veranlaßt: „und trau' ich deinem Herzen auch, wird's immer in deiner Macht auch stehen ihm zu folgen?" — Er spräche davon mit ruhiger Würde, im Gefühl seines persönlichen Ansehens bei dem bessern Theil der Armee. Octavio würde beschämt in ihm die edlere Natur erkennen, und ihn mit Achtung und Zutrauen verlassen. Im zweiten Stück giebt es keinen Helden, sondern das Interesse liegt blos in der tragischen Handlung. Wallenstein's Inconsequenzen befördern gerade hier die hohe Rührung, die dir so trefflich gelungen ist. Sie entstehen oft aus den edelsten Triebfedern, und dienen doch nur, sein Verderben zu beschleunigen. Auch Max's Verzweiflung paßt nicht zu der Höhe, auf der wir ihn im ersten Stück sehen. Aber auch in ihm sollte das Gemisch von Größe und Beschränktheit der menschlichen Natur erscheinen, dessen Darstellung die echte tragische Wirkung hervorbringt. Nur eine Bemerkung erlaube mir im Ganzen über Buttler. Ich wünschte ihn finsterer und verschlossener. Dies würde mehr mit Wallenstein's heitrer Offenheit constrastiren. Auch scheint es nicht nöthig, daß Buttler sich von seiner Handlungsweise so deutlich Rechenschaft giebt. Ich würde ihn daher wenig allein sprechen lassen. —

Schiller, der gerade von einer schweren Krankheit aufstand, antwortet höchst verstimmt, 24. März 1800: — Da die letzte Bearbeitung meines Wallenstein gerade in diese harte Zeit fiel, so wirst du, lieber Körner, dich nicht wundern, wenn von deinen Bemerkungen nicht viel Gebrauch gemacht worden ist. Ueberdem ist ein Kunstproduct ein lebendiges Werk, wo alles mit allem zusammenhängt, wo an nichts gerückt werden kann, ohne alles von der Stelle zu bewegen. Und selbst bei der reinsten Muße und Gemüthsstimmung möchte ich Mühe gehabt haben, deine Wünsche zu befriedigen, da ich in mehreren Punkten quaestionis entgegengesetzte Grundsätze über Poesie, und tragische Poesie insbesondere habe, die ich nicht wohl aufgeben kann. — Körner gesteht zu (10. April), daß man leicht verleitet wird, um doch gegen ein Kunstwerk productiv zu sein, zur Ungebühr daran rücken und künsteln zu wollen. Als er nun das gedruckte Werk erhält, findet

er (29. Juni) sehr glückliche Aenderungen in der Anordnung der Theile. — Besonders scheint es sehr vortheilhaft, daß mit der astrologischen Scene das zweite Stück anfängt. So etwas Fremdartiges versetzt uns auf einmal aus der wirklichen in die poetische Welt und macht uns empfänglicher für das Folgende. Dadurch gewinnst du zugleich, daß im ersten Stück Wallenstein mehr im Hintergrund bleibt, oder die Phantasie ihn großentheils nur durch den Wiederschein in der Idee sieht, die er bei andern von sich erzeugt hat. Er selbst erscheint fast blos in der Audienzscene, und sehr zu seinem Vortheil. Dagegen wird das Unentschlossene in ihm nach der Unterredung mit Wrangel den folgenden Scenen, wo er sich wieder emporhebt, näher gerückt, und die zerstreuten Züge sammeln sich besser zu einem vollständigen Bild. Daß der vierte Act des zweiten Theils nicht mit dem Monolog der Thekla schließt, wollte mir anfänglich nicht gefallen. Indessen begreife ich die Absicht der Scene mit der Mutter, die ihre Wirkung nicht verfehlen kann, wenn beide Schauspielerinnen das Ihrige thun. Die Mordanstalten zu Anfang des fünften Acts haben hier eine bessere Stelle als vorher, und verstärken die Wirkung von der nachherigen Erscheinung Wallenstein's. Besonders gewinnen die Stellen dadurch, wo ich Wallenstein's Stimmung für zu weich gehalten hatte. Die letzten Scenen Wallenstein's haben mich wieder so wunderbar ergriffen, als beim ersten Mal. Außer dir selbst giebt es vielleicht niemand, der so bekannt mit diesem Werk ist, als ich. Ohne in das Manuscript zu sehn, bemerkte ich gleich jede neue Stelle, jede Abänderung. Vieles las ich mit ruhigem Genuß wieder, und oft konnte ich verweilen, um die erste Gestalt mit der neuern zu vergleichen. Aber vom dritten Auftritt des fünften Acts an hattest du mich wieder überwältigt, und ich war ganz der schönen tragischen Wirkung hingegeben — dergleichen noch nie ein dramatisches Kunstwerk bei mir hervorgebracht hat. — Durch die Abkürzung des ersten Stücks ist nun auch der Vortheil erlangt, daß es mit dem Lager zusammen aufgeführt werden kann.

Das Mißverständniß — wenn es ein solches war — klärte sich später auf. — Es ist mir ein großer Trost, schreibt Schiller 13. Juli, daß der Mangel an demjenigen Interesse, welches der Held oder die Heldin einflößen, der Maria Stuart bei dir nicht geschadet hat. Du sagst ganz recht, daß die Hauptpersonen das Herz nicht anziehn — und ich kann nicht leugnen, daß dies der

Punkt war, wo ich beim Wallenstein mit dir dissentirte; denn in deinem Urtheil über den letztern glaubte ich noch etwas zu sehr Stoffartiges zu bemerken, weil du mir auf den Max Piccolomini ein zu großes Gewicht legtest, ja voraussetztest, daß er in den Piccolomini die Hauptperson vorstellen sollte, und den Wallenstein verdunklen. Nach meiner Ueberzeugung hat das moralische Gefühl niemals den Helden zu bestimmen, sondern die Handlung allein, insofern sie sich auf ihn allein bezieht, oder allein von ihm ausgeht. Der Held der Tragödie braucht nur so viel moralischen Gehalt als nöthig ist, um Furcht und Mitleid zu erregen. Freilich macht man schon längst andre Forderungen an den tragischen Dichter, und uns allen ist es schwer, unsre Neigung und Abneigung bei Beurtheilung eines Kunstwerks aus dem Spiel zu lassen. Daß wir es aber sollten, und daß es zum Vortheil der Kunst gereichen würde, wenn wir unser Subject mehr verleugnen könnten, wirst du mir eingestehn. Da ich übrigens selbst, von alten Zeiten her, an solchen Stoffen hänge, die das Herz interessiren: so werde ich wenigstens suchen, das eine nicht ohne das andere zu leisten; obgleich es der wahren Tragödie vielleicht gemäßer wäre, wenn man die Gelegenheit vermiede, eine stoffartige Wirkung zu thun. — Darauf erwiedert Körner 22. Juli: — Daß den Helden der Tragödie der moralische Werth nicht bestimmen darf, bin ich ganz einverstanden; und ich muß mich in meinen Bemerkungen über den Wallenstein nicht deutlich genug ausgedrückt haben, wenn du das Gegentheil darin gefunden hast. Aber einen absoluten persönlichen Werth, eine Hoheit der menschlichen Natur, fordere ich von der Hauptfigur des tragischen Gemäldes. Ohne diesen persönlichen Gehalt würde uns auch die Handlung nicht interessiren. Sie könnte vielleicht Furcht und Mitleid erregen, aber selbst Aristoteles will, daß beide gereinigt sein sollen! Und zur Veredlung unserer Theilnehmung gehört das Idealische der Personen. Auch deine Maria ist idealisirt. Du hast durch die neue Anordnung des Wallenstein auf einem Wege gerade eben das geleistet, was ich vermißte. Der Eindruck von Wallenstein's Charakter, mit dem man am Schluß der Piccolomini entlassen wurde, war ihm nicht günstig. Bei Wallenstein ist nur das Ganze idealisch. In einzelnen Momenten erscheint er nicht immer zu seinem Vortheil. Jetzt sind die Stellen, wo er im Schatten steht, den andern näher gerückt, und der Totaleindruck gewinnt

dadurch. In den Piccolomini bleibt er jetzt eine dunkle große Gestalt im Hintergrund, deren Umrisse wir nicht deutlich erkennen, von der wir aber aus der Wirkung auf andre Personen desto mehr ahnen. Die Stümperei beim Idealisiren besteht — däucht mich — nur in der Personificirung leerer Abstracta. Der echte Künstler giebt seinen Gestalten so viel Bestimmtheit als möglich. Aber bei aller Beschränkung, die mit jeder Bestimmtheit verbunden ist, bleibt in dem unendlichen Gebiet der Phantasie noch Spielraum genug für den Betrachter übrig.

Im Mai 1799 schreibt Schiller an Jemand: — Der historische Wallenstein war nicht groß, der poetische sollte es nie sein. Der Wallenstein in der Geschichte hatte die Präsumtion für sich, ein großer Feldherr zu sein, weil er glücklich, gewaltig und keck war; er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er splendid und königlich freigebig war, und die er auf Unkosten der ganzen Welt in Ansehen erhielt. Aber in seinem Betragen war er schwankend und unentschlossen, in seinen Planen phantastisch und excentrisch, und in der letzten Handlung seines Lebens, der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach, unbestimmt, ja sogar ungeschickt. Was an ihm groß erscheinen, aber nur scheinen konnte, war das Rohe und Ungeheure, also gerade das, was ihn zum tragischen Helden schlecht qualificirte. Dieses mußte ich ihm nehmen, und durch den Ideenschwung, den ich ihm dafür gab, hoffe ich ihn entschädigt zu haben. Es lag weder in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, daß sich Octavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben darstellen sollte. In meinem Stück ist er das nie; er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem Welttheater von Personen wiederholt, die, so wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand aller Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers, und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger. Auch meiner Gräfin Terzky möchte etwas zu viel geschehen, wenn man Tücke und Schadenfreude zu den Hauptzügen ihres Charakters machte. Sie strebt mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, ist aber freilich über die Mittel nicht

verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem politischen Theater, wenn sie Charakter und Ehrgeiz hat, moralischer handelte. — Bei einer andern Gelegenheit schreibt er an Süvern, 26. Juli 1800. — Ich theile mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann, und das lebendige Product einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdrängen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehn und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen. — Dieses stete Schwanken zwischen dem antiken Idealismus und dem historischen Realismus ist charakteristisch für Schiller's späteres Schaffen überhaupt.

Von allen Beurtheilungen Wallenstein's — wenn wir die schroff absprechende in den „Memoiren des Frh. v. S..a" ausnehmen, welche Wallenstein's finstre historische Gestalt poetischer findet als die humanisirende des Dichters — ist die von Tieck die bemerkenswertheste. — „Als Schiller nach einer langen Pause mit dem Wallenstein wieder auftrat, fühlten alle, daß die Erscheinung dieses großen und merkwürdigen Drama eine neue Epoche in unserer dramatischen Literatur beginne. Es schritt damals mächtig in die schwachen Geburten des Tages ein, und plötzlich sah man, wie gebrechlich das innere Wesen dieser Gebilde sei, und wie unzulässig jene Anmaßung, mit welcher sie damals ausschließlich unsere Theater beherrschten. — Unter die blassen Tugendgespenster jener Tage trat Wallenstein's mächtiger Geist, groß und furchtbar. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder heraufgerufen habe. Als ein Denkmal ist dieses tiefsinnige, reiche Werk für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, um zu wissen, was wir sind und vermögen. — Es war eine glückliche Wahl, daß Schiller

einen wichtigen Gegenstand aus der deutschen Geschichte nahm. Die historische Tragödie kann keinen edlern und poetischern Anhalt finden als das eigne Vaterland. — Wenn Schiller damals den Entschluß hätte fassen können, oder wenn sein Enthusiasmus ihm den Muth gegeben hätte, uns, statt des Wallenstein, in verschiedenen Stücken den unglückseligen Krieg jener furchtbaren dreißig Jahre hinzumalen, so hätte er seiner Nation etwas Aehnliches gegeben, wie Shakespeare für alle Zeiten seinen Engländern hinterlassen hat. — Schiller fand den Charakter seines Helden, ja selbst die Ursache seines Unterganges, etwas dunkel und ungewiß. Seine Verschwörung hat nie können erwiesen werden, die Unthat seiner Hinrichtung hat man entschuldigen müssen. Der Feldherr hatte sich auf eine gefährliche Höhe gestellt, sein Amt selbst, seine Vollmacht und Unabhängigkeit waren furchtbar, ihm sowohl wie seinem Herrn. Alles dies hat der Dichter selbst vortrefflich gesagt und entwickelt. Er geht aber weiter, und diese geschichtliche Anschauung verleitet ihn, über die Geschichte hinauszuschreiten. Er zeigt uns den Helden, der endlich gezwungen wird, das zu thun und zu werden, was er sich nur als ein freies Scherzen der Gedanken erlaubte: dieses Spiel mit dem Teufel, wie er es nennt, erzeugt das ernste Bündniß mit diesem. Wallenstein's wunderliche Seelenstimmung, die ungewisse Dämmerung seines Gemüthes, sein Wanken, wie seine Unfähigkeit einen Entschluß zu fassen, soll uns eben die große Lehre einprägen, daß das Leben ein Einfaches, Wahres erstreben müsse, wenn es nicht in Gefahr kommen will, dunklen und räthselhaften Mächten anheimzufallen. Durch diese Aufgabe wird Wallenstein aber selbst ein Räthsel, der Glaube an ihn schwankt, das Interesse für ihn ermattet, er verliert, mit einem Worte, als tragische Person. (?) Jener Begriff, den der Dichter mit vieler Kunst und großer Anstrengung, besonders aber mit klarem Bewußtsein seinem Werke einlegt, ist ein Theil von dem, was er in diesem Gedicht das Schicksal nennt. Diese bewußtvolle Absicht des Dichters macht aber aus jener großen Erscheinung des Schicksals etwas ganz Anderes und Beschränkteres, als sie sein soll. Wallenstein wird von vielen, ja zu vielen Motiven seinem Untergang entgegengetrieben, Selbstständigkeit, Kampf ist nicht mehr möglich, und er erliegt der herbeigeführten Nothwendigkeit; es legt sich dies selbsterregte Schicksal, wie die Schlangen des Laokoon, dicht und dichter um die Brust des Leidenden und er-

drückt ihn. — Das Kriegerische, Politische und Historische ist das Herrlichste in demselben. Wie unvergleichlich ist der Prolog. Alles lebt, stellt sich dar, nirgend Uebertreibung, nirgend Lückenbüßer, so der echte militairische gute und böse Geist jener Tage, daß man alles selbst zu erleben glaubt; kein Wort zu viel noch zu wenig. — Meisterhaft ist die Eröffnungsscene der Piccolomini, trefflich die Audienz im zweiten Act; in jedem Worte spricht der vollendete Meister, man sieht, man glaubt alles, ja sogar der Hintergrund des schon überlebten Krieges wird lebendig und überzeugend, der Zuschauer fühlt sich ganz in jene Zeit zurückversetzt. Die Tafelscene hat wiederum großen Charakter: nur ist es wohl nicht unbedingt zu billigen, daß das Gemälde, wie manche des Veronese, uns so geordnet vorgeschoben wird, daß Schenken und Dienerschaft als Hauptpersonen den Vorgrund füllen, und die wichtigen Charaktere verkleinert mehr in den Hintergrund treten. — Im folgenden Schauspiel steht die Scene Wallenstein's mit Wrangel für meine Einsicht so hoch und einzig da, daß ich sie die Krone des Stücks nennen möchte. Jedes Wort, jede Andeutung und Erinnerung tritt groß und mächtig in die Seele. Dabei das Muster einer schwierigen Unterhandlung. Diese Auftritte müssen studirt werden, um sie gehörig würdigen zu können. Dieser überzeugende Glaube fehlt, bei übrigens großen Schönheiten, der Scene, in welcher Wallenstein die Kürassiere wieder auf seine Seite zu ziehen sucht; man fühlt wieder die Absichten des Dichters zu deutlich. Die letzten Scenen, in welchen sich der Held zeigt, sind ergreifend, sein dunkles Vorgefühl, die Unzufriedenheit, ja Verstörtheit seines Gemüthes sind vortrefflich geschildert; aber dieselbe Mattigkeit, von der Wallenstein niedergedrückt wird, theilt sich auch dem Zuschauer mit, und tiefe Wehmuth, Ueberdruß des Lebens, Verachtung seiner Herrlichkeit, Zweifel an aller Größe und Kraft des Charakters ist es, was uns am Schluß beherrscht und stimmt. — Wer kennt in Deutschland nicht Thekla und die Erhabenheit ihres Schmerzes! Wie viele Thränen sind diesem edlen Bilde schon geflossen! Die Abschiedsscene vom Geliebten, die Erzählung von seinem Tode, ihre Klagen um ihn im ersten wie im zweiten Schauspiel, gehören als einzelne poetische Stellen gewiß zu dem Schönsten, was Schiller je geschrieben hat. Außer der Rührung hat er aber auch eine höhere Absicht mit dieser Gestalt. In dieser reinen Liebe und wahren Natur soll sich die ganze Ver-

werklichkeit jener düster verworrenen Plane spiegeln: bei der großen Frage zwischen dem Freunde, der Leidenschaft und Pflicht spricht sich Thekla's Herz, eben weil es liebt, als ungefälschtes Orakel aus; sie und Max, und selbst Wallenstein's Freude an ihm, muß nun untergehn: und daß diese schönen Naturen ohne alle Schuld auch mit in den Abgrund gerissen werden, ist eben wieder jenes Schicksal, welches der Dichter so bewußtvoll, ja gleichsam in deutlicher Figur auftreten läßt. Es wird aber dadurch, daß Schiller selbst bestimmt und unzweideutig auf diese Einschreitung hinweist, weit mehr ein äußerer Begriff, als daß dieses furchtbare Wesen unmittelbar als Erscheinung mit überzeugender Nothwendigkeit aus der Dichtung selbst emporstiege. — Schiller leiht seinen Männern oft Gesinnungen und Reden, die den Umständen und ihrem Charakter nicht ganz angemessen sind, und in welchen man nur den reflectirenden Dichter vernimmt; aber groß und wahr, selbstständig und lebendig sind die meisten seiner Figuren, und es wäre unnütz, dies noch beweisen zu wollen, da man bei ihnen wohl einzelne Reden tadeln, aber an ihrer Individualität nicht so, wie bei den meisten Weibern des Dichters, zweifeln kann. — Im ersten Schauspiel, als Max die Partei Wallenstein's nimmt, unwillig, ja unartig gegen den gemessenen Questenberg wird: wie charakterisirt jedes Wort den jungen Soldaten, der seinen Feldherrn mit Liebe verehrt; nun aber, als die Rede auf den Frieden kommt, er, wie berauscht, jene schöne, poetische und berühmte Stelle declamirt: — es klingt ganz wie das Gedicht eines tief empfindenden Zuschauers auf das Stück selbst. Dergleichen hat Schiller in allen seinen Werken, und daß diese schildernden Sentenzen, diese gewissermaßen gesungenen Gesinnungen so isolirt stehen, aus dem Werke herausfallen, das ist es gerade, was sie so beliebt gemacht und so viele Nachahmung veranlaßt hat. — Daß Schiller die Liebe ernst und feierlich nimmt, stürmisch und enthusiastisch, niemals im Rausch die edlere Sinnlichkeit, die Grundbasis der Leidenschaft und alles Schönen, anklingen läßt, das ist es allerdings, wodurch er keusch und sittlich erscheint; und da er nie diese Erhebung dramatisch ironisch behandelt, sondern die Erscheinung rein lyrisch, als ein Gedicht im Gedicht, sprechen läßt, so ist er dadurch ausdrücklich des Beifalls derer gewiß geworden, die im Schauspiel nur Rührung und Erschütterung suchen.

Wenn man des Wallenstein gedenkt und sich seiner Herrlich-

keit freut, sollte man auch zuweilen an den trefflichen Fleck in Berlin erinnern, der sein reifes Mannesalter durch das Studium dieser Rolle verherrlichte. Gewiß, wer ihn damals, als das Gedicht zuerst erschienen war, diesen Helden darstellen sah, hat etwas Großes gesehen. Ich habe fast auf allen deutschen Theatern auch der Aufführung dieses Gedichtes zu verschiedenen Zeiten beigewohnt; nirgend ward mir etwas sichtbar, das diesem wahren Heldenspiel nur von ferne wäre ähnlich gewesen. Wenn Fleck sagte: „von welcher Zeit ist denn die Rede, Max? über der Beschreibung da vergeß ich den ganzen Krieg." Oder: „Tod und Teufel! Ich halte, was ihm Freiheit schaffen konnte!" — so sah und fühlte man die tiefste Absicht des Dichters. Wo ist je der große Monolog, und dann die Scene mit Wrangel wieder so gesprochen und gespielt worden! Welche Würde, welche sichtbare Vision, als er den Traum erzählt, die Worte: „mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag, und Roß und Reiter sah ich niemals wieder;" eröffneten einen Blick in eine unendliche wundervolle Weite. Wenn er in der höchsten Seelenbedrängniß sagte: „Max! bleibe bei mir!" — so war in diesem milden, fast gebrochenen Ton so viel Geschichte der ganzen innern Seele, so viel Poesie in den wenigen Worten, daß hier wirklich kein Dichter, auch der große nicht, den großen Schauspieler erreichen kann. Als der Held ohne Erfolg sein Angesicht den wüthenden Truppen gezeigt hat, und er nun wiederkehrt und blos: Terzky! im Zurückkommen ruft, — wer malt oder erzählt wieder, was in diesem einzigen Worte lag! Schiller selbst sagt uns weder, daß er erschüttert, oder vernichtet, oder blaß u. s. w. zurückkehrt (wie manche Dichter nicht Beischriften der Art genug erfinden können), er hatte aber damals in Fleck's Person für einen so schöpferischen Genius gearbeitet, daß er ihm in dieser Scene gern die ganze Poesie überlassen durfte, die er ja hier mit Worten doch niemals schaffen konnte. Glückliche Zeiten, wenn Genien sich so begegnen! — Iffland gab damals den Piccolomini vortrefflich, und wenn die übrigen Darsteller auch mehr oder minder Tadel zuließen, so sprachen doch selber die Schwächeren die Verse in jenen Jahren viel besser, als man es jetzt (1828), sogar von den Guten gewöhnt ist, denn alle, die in Prosa und Charakterstücken gezwungen waren, natürlich zu erscheinen, die individuell zu sein strebten, hatten noch nicht jene ermüdende Monotonie gefunden,

die jetzt die deutsche Tragödie auf der Bühne so sehr entstellt.“*)

Wir entlassen jetzt den Wallenstein und wenden uns zu Schiller's weitern dramatischen Arbeiten. — 26. April 1799 schreibt er an Goethe: Die Zerstreuungen, die ich in Weimar erfahren, klingen heute noch bei mir nach und ich kann noch zu keiner ruhigen Stimmung kommen. Indessen habe ich mich an eine Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth gemacht und den Proceß der Marie Stuart zu studiren angefangen. Ein paar tragische Hauptmotive haben sich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an diesen Stoff gegeben. Besonders scheint er sich zu der euripidischen Methode, welche in der vollständigsten Darstellung des Zustandes besteht, zu qualificiren; denn ich sehe eine Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politischen auf die Seite zu bringen, und die Tragödie mit der Verurtheilung anzufangen. — An Körner, 8. Mai. — Jetzt bin ich gottlob wieder auf ein neues Trauerspiel fixirt, nachdem ich sechs Wochen lang zu keiner Resolution kommen konnte. Diesmal sollst du das Sujet nicht eher als mit dem vollendeten Werk erfahren. Ich hoffe am Ende des Winters allerspätestens damit fertig zu sein; denn für's erste ist der Gegenstand nicht so widerstrebend als der Wallenstein, und dann habe ich an diesem das Handwerk mehr gelernt. —

---

*) Bei dem Ausbruch des östreichischen Krieges schreibt Rahel, 9. Mai 1809: „Die letzten Monate lese ich sehr wenig; die Unruhe erlaubt es mir nicht, die gestörte Lage. Schiller's Wallenstein liegt seit drei Tagen auf meinem Tisch, und was auf dem Tisch liegt, liest man am Ende doch: wie paßt jedes Wort, jede Tragödie in der Tragödie! wie versteh' ich jetzt Welthändel und Dichter erst! Es giebt großartigere Geistesschwingungen, was einen zu bedenken zwingt, daß von je die Welt in Gährung stand, und nicht schlecht hat der Dichter den uns noch wüthenden dreißigjährigen Krieg gegriffen. Es ist die Rede im Grunde von denselben Dingen; die Leidenschaften, dasselbe Wollen setzt sie in Gährung; man hört dieselben Namen fast, für Länder und Familien.“ — Das Zeugniß ist um so bedeutender, je weniger die geistreiche Frau den Dichter liebte. „Thekla, schreibt sie 2. Dec. 1812, ist ganz und gar nur die tragische Gurli, beide ohne Knochen, Muskeln und Mark; ganz ohne menschliche Anatomie; so bewegen sie sich auch, wo gar keine menschlichen Glieder sind. Mir aber zum Erstaunen mit dem Beifall des ganzen deutschen Publicums ... Eben daran ergötzen sich die Leute, diese bei natürlicher Gliederung nicht hervorzubringenden Bewegungen zu sehn, und bei diesem ihrer Moral schmeichelnden Schauspiel der gesunden menschlichen Organisation zu vergessen.“

An Goethe, 31. Mai 1799. — Ich habe Corneille's Rodogune, Pompée und Polyeucte gelesen und bin über die wirklich enorme Fehlerhaftigkeit dieser Werke in Erstaunen gerathen. Handlung, dramatische Organisation, Charaktere, Sitten, Sprache, alles, selbst die Verse, bieten die höchsten Blößen, und die Barbarei einer erst sich bildenden Kunst reicht lange nicht hin, sie zu entschuldigen. Denn der falsche Geschmack, den man so oft auch in den geistreichsten Werken findet, wenn sie in einer rohen Zeit entstanden, dieser ist es nicht allein, nicht einmal vorzugsweise, was daran widerwärtig ist. Es ist die Armuth der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, die Kälte in den Leidenschaften, die Lahmheit und Steifigkeit im Gang der Handlung, und der Mangel an Interesse fast durchaus. Die Weibercharaktere sind klägliche Fratzen und ich habe noch nichts als das eigentlich Heroische glücklich behandelt gefunden; doch ist auch dieses an sich nicht sehr reichhaltige Ingrediens einförmig behandelt. — Racine ist ohne allen Vergleich dem Vortrefflichen viel näher, obgleich er alle Unarten der französischen Manier an sich trägt und im Ganzen etwas schwach ist. Nun bin ich in der That auf Voltaire's Tragödie sehr begierig, denn aus den Kritiken, die der letztere über Corneille gemacht, zu schließen, ist er über die Fehler desselben sehr klar gewesen. — Es ist freilich leichter tadeln als hervorbringen. — Dabei fällt mir mein eignes Pensum ein, das noch immer sehr ungestalt daliegt. Wüßten es nur die allzeitfertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen. — 4. Juni. — Ich habe mich nicht enthalten können, weil das Schema zu den ersten Acten der Marie in Ordnung, und in den letzten nur noch ein einziger Punkt unausgemacht ist, um die Zeit nicht zu verlieren, gleich zur Ausführung fortzugehn. Ehe ich an den zweiten Act komme, muß mir in den letzten Acten alles klar sein. Und so habe ich denn heute dieses Opus mit Lust und Freude begonnen, und hoffe in diesem Monat schon einen ziemlichen Theil der Exposition zurückzulegen. — Ich lese jetzt Lessing's Dramaturgie. — Es ist doch gar keine Frage, daß Lessing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrifft, am klarsten gewesen, am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht, und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefaßt hat. Liest man

nur ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks vorbei sei; denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen? — 11. Juni. — Die Arbeit geht zwar sehr langsam, weil ich den Grund zum Ganzen zu legen habe und beim Anfang alles darauf ankommt, sich nichts zu verderben; aber ich habe gute Hoffnung, daß ich auf dem rechten Wege bin. — Haben Sie die Güte, mir den Aeschylus zu senden, mich verlangt wieder sehr nach einer griechisch-tragischen Unterhaltung. — 14. Juni. — Nulla dies sine linea. Ich fange schon jetzt an, mich von der eigentlich tragischen Qualität meines Stoffs immer mehr zu überzeugen, und darunter gehört besonders, daß man die Katastrophe gleich in den ersten Scenen sieht und, indem die Handlung sich davon wegzubewegen scheint, ihr immer näher und näher geführt wird. An der Furcht des Aristoteles fehlt es also nicht und das Mitleid wird sich auch schon finden. — Meine Marie wird keine weiche Stimmung erregen, es ist meine Absicht nicht, ich will sie immer als ein physisches Wesen halten, und das Pathetische muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung als ein persönlich und individuelles Mitgefühl sein. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist nur, heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden. Blos die Amme fühlt Zärtlichkeit für sie. — 12. Juli. — Mit meiner Arbeit geht es zwar nicht sehr schnell, aber doch seit einiger Zeit ohne Stillstand fort. Die nöthige Exposition des Processes und der Gerichtsform hat, außerdem daß solche Dinge mir nicht geläufig sind, auch eine Tendenz zur Trockenheit, die ich zwar überwunden zu haben hoffe, aber doch nicht ohne viel Zeit dabei zu verlieren, und zu umgehn war sie nicht. Die englische Geschichte von Rapin Thoyras, die ich seit einiger Zeit lese, hat den guten Einfluß, mir das englische Local und Wesen immer lebhaft vor der Imagination zu erhalten. — 19. Juli. — Von der Marie werden Sie nicht mehr als einen Act fertig finden. Dieser Act hat mir deswegen viel Zeit gekostet und kostet mir noch acht Tage, weil ich den poetischen Kampf mit dem historischen Stoff darin bestehen mußte und Mühe brauchte, der Phantasie eine Freiheit über die Geschichte zu verschaffen, indem ich zugleich von allem, was diese Brauchbares hat, Besitz zu nehmen suchte. Die folgenden Acte sollen, wie ich hoffe, schneller gehen, auch sind sie beträchtlich kleiner. — 30. Juli. — Ich bin schon ganz

ernstlich im zweiten Act bei meiner königlichen Heuchlerin. Der erste ist abgeschrieben. — Sie haben wohl recht, daß man sich der theoretischen Mittheilung gegen die Menschen lieber enthalten und hervorbringen soll. Die Empfindung der meisten Menschen ist richtiger als ihr Raisonnement; erst mit der Reflexion fängt der Irrthum an.

An Körner, 9. August 1799. — Mein langes Stillschweigen wird dir ohne Zweifel schon beweisen, daß ich bis über die Ohren in meiner neuen Arbeit stecke; und so ist's auch. Ich habe mich in den letzten zwei Monaten von allen andern Dingen abgezogen, um so rasch als möglich in das Innerste meines Geschäfts zu kommen; und ich bin auch auf gutem Wege dazu. Ein Drittel der neuen Tragödie habe ich schon hinter mir, und das schwerste vom Ganzen. Ich bin nun sicher, daß ich mich im Stoff nicht vergriffen habe, ob man gleich glauben sollte, daß ein so allgemein bekannter und tragischer Stoff, eben weil er noch von keinem guten Poeten benutzt worden, einen geheimen Fehler haben müsse. — Weil ich mich für die nächsten sechs Jahre ganz ausschließend an das Dramatische halten werde, so kann ich es nicht umgehn, den Winter in Weimar zuzubringen, um die Anschauung des Theaters zu haben. Dadurch wird meine Arbeit um vieles erleichtert werden, und die Phantasie erhält eine zweckmäßige Anregung von außen, da ich in meiner bisherigen isolirten Existenz alles, was ins Leben und in die sinnliche Welt treten sollte, nur durch die höchste innere Anstrengung und nicht ohne große faux frais zu Stande brachte. — An Goethe, 16. August. — Wenn nichts dazwischen kommt, so kann ich vor Ende August den zweiten Act zurückgelegt haben. Im Brouillon liegt er schon da. Ich hoffe, daß in dieser Tragödie alles theatralisch sein soll, ob ich sie gleich für den Zweck der Repräsentation in etwas enger zusammenziehe. Weil es auch historisch betrachtet ein reichhaltiger Stoff ist, so habe ich ihn in historischer Hinsicht auch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und instruirten Leser freuen können, die aber bei der Vorstellung, wo ohnehin der Gegenstand sinnlich dasteht, nicht nöthig, und wegen historischer Unkenntniß des großen Haufens auch ohne Interesse sind. Uebrigens ist bei der Arbeit selbst schon auf alles gerechnet, was für den theatralischen Gebrauch wegbleibt.

Körner an Schiller, 14. August 1799. — Da du dich jetzt

auf einige Zeit für's dramatische Fach bestimmt hast, so werde ich darauf ausgehn, dir einen Vorrath von Geschichten zusammenzubringen, aus denen du künftig wählen kannst. Die neuere Geschichte und das Mittelalter haben freilich den Vortheil, daß uns das Costüm weniger fremd ist; daß mancher Nebenzug benutzt werden kann, der die Illusion befördert; daß die Gedanken und Empfindungen sich mehr den unsrigen nähern: — aber in der alten Geschichte giebt es gewisse Züge von einfacher Hoheit, die es wohl verdienten, daß du einmal auch an einem solchen Stoff deine Kräfte versuchtest. — An Stoffen, erwidert Schiller 26. Sept., fehlt's mir gerade am meisten. Vor der Hand bin ich aber die historischen Sujets überdrüssig, weil sie der Phantasie gar zu sehr die Freiheit nehmen und mit einer fast unausrottbaren prosaischen Trockenheit behaftet sind. — Wenn du historische Stoffe, sagt Körner 27. Oct., ganz ausschließest, so wird es dir schwer werden, dramatische Sujets zu finden. Wenigstens muß doch — däucht mich — das Costüm sich an etwas Historisches anschließen, wenn auch die Hauptpersonen nicht historisch sind. So wäre vielleicht manches aus den spanischen und maurischen Ritterromanen zu benutzen, oder Situationen aus den Zeiten der Kreuzzüge. Die Ritterorden sind für das moderne Publicum etwas Analoges von der Heldenperiode der Griechen. Dabei ist dieser Stoff empfänglicher für einen gewissen sentimentalen Gehalt, den wir ungern in einem Drama vermissen u. s. w.

Schiller an Goethe, 20. August. — Ich bin dieser Tage auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie gerathen, die zwar erst noch ganz zu erfinden ist, aber, wie mir dünkt, aus diesem Stoff erfunden werden kann. Unter der Regierung Heinrich's 7. in England stand ein Betrüger, Warbeck auf, der sich für einen der Prinzen Eduard's 4. ausgab, welche Richard 3. im Tower hatte ermorden lassen. Er wußte scheinbare Gründe anzuführen, wie er gerettet worden, fand eine Partei, die ihn anerkannte und auf den Thron setzen wollte. Eine Prinzessin des Hauses York, welche Heinrich 7. Händel erregen wollte, wußte und unterstützte den Betrug; sie war es vorzüglich, welche den Warbeck auf die Bühne gestellt hatte. Nachdem er als Fürst an ihrem Hof in Burgund gelebt und seine Rolle eine Zeit lang gespielt hatte, manquirte die Unternehmung; er wurde überwunden, entthront

und hingerichtet. Nun ist zwar von der Geschichte selbst so gut als gar nichts zu gebrauchen, aber die Situation im Ganzen ist sehr fruchtbar, und die beiden Figuren des Betrügers und der Herzogin von York können zur Grundlage einer tragischen Handlung dienen, welche mit völliger Freiheit erfunden werden müßte. Ueberhaupt glaube ich, daß man wohlthun würde, immer nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Person aus der Geschichte zu nehmen und alles Uebrige poetisch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoff entstünde, welche den Vortheil des historischen Drama's mit dem erdichteten vereinigte. Was die Behandlung des erwähnten Stoffs betrifft, so müßte man, däucht mir, das Gegentheil von dem thun, was der Komödiendichter daraus machen würde: dieser würde durch den Contrast des Betrügers mit seiner großen Rolle und seiner Incompetenz zu derselben das Lächerliche hervorbringen; in der Tragödie müßte er zu seiner Rolle geboren erscheinen, und er müßte sie sich so sehr zu eigen machen, daß mit denen, die ihn zu ihrem Werkzeug gebrauchen und als ihr Geschöpf behandeln wollten, interessante Kämpfe entstünden. Es müßte ganz so aussehn, daß der Betrug ihm nur den Platz angewiesen, zu dem die Natur selbst ihn bestimmt hatte. Die Katastrophe müßte durch seine Anhänger und Lehrsätze, nicht durch seine Feinde und durch Liebeshändel, durch Eifersucht und dergleichen herbeigeführt werden. Wenn Sie diesem Stoff im Ganzen etwas Gutes absehn und ihn zur Grundlage einer tragischen Fabel brauchbar glauben, so soll er mich zuweilen beschäftigen; denn wenn ich in der Mitte eines Stückes bin, so muß ich in gewissen Stunden an ein neues denken können.

27. Aug. — Meinen zweiten Act habe ich gestern geendigt und heute den dritten angefangen. — 3. Sept. — Ich werde nun in meiner dramatischen Arbeit eine Zeit lang pausiren müssen, wenn noch an den Almanach gedacht werden soll. Der Abschnitt ist auch schicklich, ich habe die Handlung bis in die Scene geführt, wo die beiden Königinnen zusammenkommen. Die Situation ist an sich selbst moralisch unmöglich; ich bin sehr verlangend, wie es mir gelungen ist, sie möglich zu machen. — Ich fange an, mich einer größern Freiheit oder vielmehr Mannigfaltigkeit im Silbenmaß zu bedienen, wo die Gelegenheit es rechtfertigt. Diese Abwechselung ist ja auch in den griechischen Stücken, und man muß das Publicum an alles gewöhnen.

Eine schwere Krankheit seiner Frau unterbricht ihn in seiner Arbeit. „Um doch etwas zu thun (22. Oct.), habe ich über die Disposition meiner Malteser nachgedacht, damit ich dem Herzog sogleich bei meiner Ankunft (in Weimar) etwas Bedeutendes vorzulegen habe. Es wird mit diesem Stoff recht gut gehen, das punctum saliens ist gefunden, das Ganze ordnet sich gut zu einer einfachen, großen und rührenden Handlung. An dem Stoff wird es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie, und so wie Sie sie wünschen, daraus wird. Zwar reiche ich nicht aus mit so wenigen Figuren als Sie wünschen, dies erlaubt der Stoff nicht, aber die Mannigfaltigkeit wird nicht zerstreuen und der Einfachheit des Ganzen keinen Abbruch thun. — Die Uebersiedelung nach Weimar erfolgte den 3. Dec. 1799.

An Körner, 5. Jan. 1800. Ich stecke jetzt sehr in Planen, und muß auch fleißig dahinter sein, denn der hiesige Aufenthalt ist sehr viel theurer als ich gedacht. Doch will ich lieber mehr zu verdienen suchen als die Vortheile des Orts missen, die auch für mein inneres Wesen von Bedeutung sind. Jena war kein Platz mehr für mich, nichts war dort, was mich anregen konnte. Es ist hier zwar auch nicht viel Geist in Circulation, weil aber viel müßige Leute da sind, so ist ein Bedürfniß da, den Geist zu reizen; und so kommt denn natürlich die Reihe zuerst an Poesie und Kunst. — 16. Juni. — Ich darf mich diesmal meines langen Stillschweigens nicht schämen; meine Arbeit besaß mich so ganz, daß ich an nichts Anderes denken durfte, und erst jetzt, nachdem ich sie geendigt, darf ich mich meiner alten Schulden erinnern. Ich hatte mich einige Wochen nach Ettersburg zurückgezogen, wo ich blos mit meinem Bedienten in einem weimarischen Schloß lebte und die Marie beendigte. Die vorige Woche kam ich zurück und dirigirte die Proben auf dem Theater; vorgestern ist sie gespielt worden, und mit einem Succeß, wie ich ihn nur wünschen konnte. Ich fange endlich an, mich des dramatischen Organs zu bemächtigen und mein Handwerk zu verstehn.

Die Aufführung dauerte, an einem glühend heißen Abend, bei überfülltem Hause, vier Stunden.*) Me. Vohs gab in der

*) Als ein Symptom von der Stimmung dieser Kreise verdient ein Brief des Frl. v. Knebel Erwähnung, 25. Sept. 1801, nach einer neuen Aufführung der Marie. „Da unsern alten Freund (Wieland) auch die üble Laune gut klei-

Marie nur die Dulderin. Die Jagemann war als Elisabeth ausgezeichnet, aber beiden Königinnen fehlte die imposante Gestalt. Schiller selbst überraschte das auffallende Mißlingen der Haderscene, denn Maria erschien gedemüthigt und Elisabeth triumphirend.

„Nach einem Werk wie der Wallenstein, schreibt Körner 9. Juli, waren meine Forderungen an dich immer höher gestiegen. Zu einem so reichen, vielumfassenden Gemälde konnte Marie Stuart den Stoff nicht darbieten. Desto größer war dein Verdienst in der Behandlung; und mit inniger Freude entdecke ich immer mehr, welche neue Fortschritte du in der dramatischen Kunst gemacht hast, je genauer ich dies Werk betrachte. Du näherst dich hier mehr der Manier der Alten, eine Handlung darzustellen. Es giebt keinen Helden in deinem Stück, selbst die Hauptpersonen sind nicht idealisirt, und keine ihrer Schwächen und gehässigen Seiten verborgen, an denen sie in der Geschichte kenntlich sind. Talbot ist der einzige, den wir ehren und lieben; aber er bleibt immer eine Nebenfigur, und vertritt gleichsam die Stelle des griechischen Chors. Wie sehr ist es dir gleichwohl gelungen, jene hohe Rührung hervorzubringen, die der echten Tragödie eigenthümlich ist! Der Vortheil ist mir recht einleuchtend geworden, wenn die Handlung das Herrschende in dem dramatischen Product ist. Alles vereinigt sich dadurch in einen einzigen Brennpunkt. Die Charakterdarstellung verliert dabei gar nicht, aber jeder Charakter

---

det, so zerstreute er meinen Jammer, den ich am vorigen Montag in Marie Stuart auszustehn hatte. Das Stück ist unmäßig lang, die Hitze unerträglich, und Me. Unzelmann als Marie entschädigte uns keineswegs. Die Aeußerungen von des guten Wieland Heftigkeit und Verzweiflung waren das einzige Angenehme, was mich beim Leben erhielt. In naiven und zierlichen Rollen scheint die Unzelmann besser zu sein, weil sie einen feinen Weltton hat. Auch verträgt ihr gar zu kleiner Wuchs die großen Charaktere nicht." „Marie ist allerdings für das Theater zu lang und zu ermüdend, und bin ich auch darin unsers Wieland Meinung, der sonst viel Gutes von dem Stück hält, mir aber unter andern Aeußerungen der Verzweiflung sagte: wenn ein hübscher Mann von fünf Fuß drei Zoll zu mir ins Zimmer tritt, so kann er mir gefallen; mißt er aber zehn Fuß sechs Zoll, so laufe ich davon. — Man sieht, daß Schiller für das Tragische geboren ist, da er die Menschen so quälen kann, und es ist unbegreiflich, daß er sich gar nichts Arges dabei denkt, und meint, man könnte recht gut bis um elf Uhr des Nachts so dasitzen. Ich kann es ihm nie vergeben, wie er mich schon gemartert hat. Me. Unzelmann, die mir außer dem Theater sehr wohlgefallen hat, ist sehr meiner Meinung."

erscheint durch seinen Antheil an der Handlung des Stücks. Hier gelang es dir sogar, den Hauptzug des damaligen Zeitalters — den Kampf der Hierarchie mit ihren abtrünnigen Unterthanen — an das Schicksal Mariens anzuknüpfen. [?] In der Darstellung erkenne ich deine kräftigste Manier — selbst das Jugendliche der Räuber in einigen Scenen Mortimer's. Für eine glücklich gelöste Aufgabe halte ich besonders die Communionsscene und ich muß Minna und Dora das Zeugniß geben, daß keine dadurch gestört worden ist. Es ist kein Grund vorhanden, religiöse Gegenstände vom Gebiet der dramatischen Kunst auszuschließen; und daß man so etwas auf dem Theater nicht verträgt, beweist blos die noch herrschenden unwürdigen Begriffe von der Schauspielkunst. So lange diese aber noch dauern, ist es recht, eine solche Scene für das Theater abzuändern. Was irgend jemandem heilig ist, hat man jetzt doppelt zu schonen, da es für so wenige Menschen irgend etwas Heiliges giebt.

Sofort nach Abschluß der Marie ging es an die Jungfrau von Orleans. — Mein neues Stück, schreibt Schiller an Körner 13. Juli 1800, wird auch durch den Stoff großes Interesse erregen. Hier ist eine Hauptperson, und gegen die, was das Interesse betrifft, alle übrige Personen, deren keine geringe Zahl ist, in keine Betrachtung kommen. Aber der Stoff ist der reinen Tragödie würdig; und wenn ich ihm durch die Behandlung so viel geben kann, als der Marie Stuart, so werde ich viel Glück damit machen. Sei doch so gut, mir einige Hexenprocesse und Schriften über diesen Gegenstand zu verschaffen. Ich streife bei meinem Stück an diese Materie an und muß einige Hauptmotive daraus nehmen. — An Goethe, 26. Juli. — Ich bin über das Schema meiner Tragödie noch immer nicht in Ordnung, und habe noch große Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Ob man gleich bei jedem neu zu producirenden Werk durch eine solche Epoche hindurch muß, so giebt es doch stets das peinliche Gefühl, als ob nichts geschähe, weil am Abend nichts kann aufgezeigt werden. Was mich bei meinem Stück besonders incommodirt, ist, daß es sich nicht so wie ich wünsche, in wenig große Massen ordnen will, und daß ich es in Absicht auf Zeit und Ort in zu viel Theile zerstückeln muß, welches, wenn auch die Handlung selbst die gehörige Stetigkeit hat, immer der Tragödie widerstrebend ist. Man muß, wie ich bei diesem Stück sehe, sich durch keinen allgemeinen

Begriff fesseln, sondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden, und sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten. — An Körner, 28. Juli. — Mich verfolgt ein böser Geist, bis ich die zwei nächsten Stücke, die ich im Kopf habe, ausgeführt sehe. — Ich habe zur Marie Stuart, nach Abrechnung der Zeit, wo ich nicht daran arbeitete, sieben und einen halben Monat gebraucht, von dem ersten Gedanken an diesen Stoff an gerechnet. Ich kann also hoffen, bei zunehmender Uebung und größerer Sicherheit in der Ausführung in einem halben Jahre ein Stück fertig zu bringen. So hoffe ich das Versäumte einzubringen, und, wenn ich das fünfzigste Jahr erreichen kann, noch unter den fruchtbaren Theaterschriftstellern einen Platz zu verdienen. Ich will dir aus meinem neuen Plan kein Geheimniß machen; doch bitte ich, gegen niemand etwas davon zu erwähnen, weil mir das öffentliche Sprechen von Arbeiten, die noch nicht fertig sind, die Neigung dazu benimmt. Das Mädchen von Orleans ist der Stoff, den ich bearbeite; der Plan ist bald fertig, ich hoffe binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehn zu können. Poetisch ist der Stoff in vorzüglichem Grade, so nämlich, wie ich mir ihn ausgedacht habe, und in hohem Grade rührend. Mir ist aber Angst vor der Ausführung, eben weil ich sehr viel darauf halte und in Furcht bin, meine eigne Idee nicht erreichen zu können. In sechs Wochen muß ich wissen, wie ich mit der Sache dran bin. Auf das Hexenwesen werde ich mich nur wenig einlassen, und so weit ich es brauche, hoffe ich mit meiner eigenen Phantasie auszureichen. In Schriften findet man beinahe gar nichts, was nur irgend poetisch wäre; auch Goethe sagt mir, daß er zu seinem Faust gar keinen Trost in Büchern gefunden hätte. Es ist derselbe Fall mit der Astrologie: man erstaunt, wie platt und gemein diese Fratzen sind, womit sich die Menschen so lange beschäftigen konnten. Das Mädchen von Orleans läßt sich in keinen so engen Schnürleib einzwängen, als die Marie Stuart. Es wird zwar an Umfang der Bogen kleiner sein als dieses letztere Stück; aber die dramatische Handlung hat einen größern Umfang, und bewegt sich mit größerer Kühnheit und Freiheit. — An Goethe 15. Sept. — Mit meiner Arbeit geht es noch sehr langsam, doch geschieht kein Rückschritt. Bei der Armuth an Anschauungen und Erfahrungen nach außen, die ich habe, kostet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand, den Stoff zu beleben. Dieser Stoff ist

keiner von den leichten und liegt mir nicht nahe. — An Körner, 5. Jan. 1801. — Ich habe das alte Jahrhundert thätig beschlossen, und meine Tragödie, ob es gleich etwas langsam damit geht, gewinnt eine gute Gestalt. Schon der Stoff erhält mich warm, ich bin mit ganzem Herzen dabei, und es fließt auch mehr aus dem Herzen als die vorigen Stücke, wo der Verstand mit dem Stoff kämpfen mußte. — An Goethe, im Januar. — Ich habe Ihnen von meiner Jungfrau schon so viel einzelnes Zerstreutes verrathen, daß ich es für das Beste halte, Sie mit dem Ganzen in der Ordnung bekannt zu machen. Auch brauche ich jetzt einen gewissen Sporn, um mit frischer Thätigkeit bis zum Ziel zu gelangen. Drei Acte sind in Ordnung geschrieben; wenn Sie Lust haben, sie heute zu hören, so werde ich um sechs Uhr mich einfinden. — An Körner, 5. März. — Eben bin ich im Begriff, auf einige Wochen nach Jena abzureisen, um dort in der Stille meines Gartenhauses mich zur Beendigung meiner Arbeit zu sammeln. — 27. April. — Seit einigen Wochen habe ich mein altes Jena wieder verlassen, und bin auch mit meiner Tragödie fertig. Mir ist nun wieder ganz unbehaglich; ich wünschte wieder in einer neuen Arbeit zu stecken. Es ist nichts, als die Thätigkeit nach einem bestimmten Ziel, was das Leben erträglich macht. — Da der Macbeth soeben fertig worden, so lege ich ihn bei. Dieses Jahr ist fruchtbar an Werken meiner Feder; denn außer dem Macbeth und der Marie wird eine neue Auflage des Carlos und der niederländischen Geschichte fertig, und im Herbst erscheint die Jungfrau. — An Goethe, 28. April. — Die Jungfrau habe ich vor acht Tagen dem Herzog schicken müssen. Wie er sich gegen meine Frau und Schwägerin geäußert, so hat sie eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht. Er meint aber, sie könne nicht gespielt werden und darin könnte er Recht haben. Nach langer Berathschlagung mit mir selbst, werde ich sie auch nicht auf's Theater bringen... Dann schreckt mich auch die schreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverlust der Proben davon zurück, den Verlust der guten Stimmung nicht einmal zu rechnen. Ich trage mich jetzt mit zwei neuen dramatischen Sujets, und wenn ich sie beide durchdacht und durchgeprüft habe, so werde ich zu einer neuen Arbeit übergehn. — An Körner, 13. Mai. — Deinem Urtheil über meine Jungfrau sehe ich mit großem Verlangen entgegen. Goethe meint,

daß es mein bestes Werk sei, und ist mit dem Ensemble besonders zufrieden. Aber bei Stücken von solcher Breite und Mannigfaltigkeit giebt man sich erstaunlich aus, und es ist Zeit, mehr hauszuhalten.

Diesmal, schreibt Körner 9. Mai, waren meine Erwartungen auf's höchste gespannt. Aber wenn mich nicht die erste Wirkung täuscht, so hast du dich selbst hier übertroffen. Ich bin, wie gesagt, noch lange nicht ruhig genug, um ein Urtheil zu fällen. Auch mag ich mich auf gar keine Vergleichung mit deinen frühern Arbeiten einlassen. Aber dies unterscheide ich doch in der Totalwirkung: daß es nicht deine Manier ist, die mich besticht. Diese Manier war groß, und das Persönliche darin hatte für mich einen unwiderstehlichen Reiz. Aber schon in einem großen Theil von Wallenstein, fast mehr noch in der Maria und, wie mich dünkt, am meisten in diesem Werke habe ich dich ganz vergessen, und an der Darstellung den reinen Kunstgenuß gehabt. Der Stoff ist nun von seinen Schlacken gesäubert, und von der Phantasie in eine Glorie gestellt. An Schwierigkeiten fehlte es dir nicht. Mancher stutzt schon bei dem Namen, der einmal die Pucelle gelesen hat. Aber er mag sie gleich noch einmal lesen — und wenn er sonst durch Frivolität nicht entseelt ist, will ich ihm ohne Bedenken unmittelbar darauf deine Johanna in die Hand geben. Es gab manche andre verborgene Schwierigkeiten — die Verbindung der Weiblichkeit mit dem religiösen Heroismus — die Mischung des Uebernatürlichen mit dem Wahrscheinlichen, so daß die Grenzen von beiden sich ineinander verlieren — u. s. w. — bei allem diesem bleibt mir jetzt auch nach dem zweiten Lesen noch nichts zu wünschen übrig.

Nicht ohne Interesse ist ein Urtheil Otto's über die Jungfrau, an Jean Paul 20. Nov. 1801. — Das hat man doch den bedeutenden Schriftstellern zu verdanken, daß man recht reich in ihrem Tadel sein kann, denn gelobt werden sie am Ende genug. Diese Schillerische Jungfrau brachte mich auf diese Gedanken, die so unselbständig und so tragisch untragisch ist — daß man sie zuletzt nicht anders als schillernd nennen kann, wenn man wie ich denkt, daß Schiller nie ganz über seinen Stoff Herr zu werden im Stande ist. Daher ist seine Jungfrau bald eine Heidin, bald eine Christin, bald eine Griechin, bald katholisch abergläubig, bald eine Tochter des neunzehnten, und bald ein Geschöpf des funfzehnten

Jahrhunderts. Einmal spricht sie gar Schillerisch sentenzreich von den Göttern, was mir unausstehlich affectirt vorkam. Recht muthwillig läßt er den tragischen Stil fallen, der ihm von selber in die Hände gekommen war, und der nun in der Mitte des Werks schwebt, da er in das Ende desselben etwas hineingezogen hat, was hinter dem Ende liegen sollte, und was er, im Stillen gebietend, in den Gedanken der Leser und Zuschauer hätte erwecken sollen. Er würde dann mehr dichterische, aber weniger religiöse Wunder gebraucht haben; aber selber dichterisch religöser geworden sein. Uebrigens könnte man die ungleichartigen Stücke, wie sie, abgesondert von einander, gemacht sind, nachweisen. Der Geschichte treuer, wäre er tragischer geworden. Isabella, die allein einen Charakter hat, ist aus dem neunzehnten Jahrhundert geborgt. Ich wollte noch viel mehr tadeln, blos weil mir diese Jungfrau gefällt; dabei aber würde ich bleiben, daß Schiller nicht über sie Herr geworden ist. Auf dem Theater muß ihr Pomphaftes viel Eindruck machen, und ich möchte es sehen.

Schiller selbst hat sich (Nov. 1801) in einem ausführlichen Brief über das Stück ausgesprochen. — Die Jungfrau ist ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenie der Griechen. Er konnte nur so erfunden werden; darum haben sich auch von jeher so viele Dichter und Dichterlinge an ihm vergriffen und versündigt, und darum versuchte ich ihre Wiedereinsetzung in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört. Der Revisionsproceß schien mir ebenso nöthig mit den poetischen Acten vorzunehmen, als jener wirkliche, der im Jahre 1455 durch Papst Calixtus 3. gegen die sündhaften zwölf Artikel verhängt wurde. Ich hatte anfangs dreierlei Pläne bei der Bearbeitung dieses Stoffes und gestattete es die Zeit und das kurze, drängende Leben, so würde ich die beiden andern gleichfalls ausführen. Besonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchlosen Sitten, und vor allem der gedankenlosen Ausgelassenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und mit der Entschlossenheit des begeisterten Mädchens ganz anders contrastirt hätte, als jetzt, wo ich den Dauphin nur schwächlich, und in dieser Schwächlichkeit liebenswürdig schildern durfte. Dann würde auch die Johanne in Rouen verbrannt worden sein. — Gewiß, es kostete mir keinen geringen Kampf, als ich mit den ersten vier Acten

fast ganz fertig war, von der Geschichte in das romantische Feld der Möglichkeit überzuschreiten. Ich reisete deswegen um diese Zeit von Weimar nach Jena, und erst nach einer wochenlangen Ableitung aller Gedanken von meinen bisherigen Arbeiten kam mir der Geist und Entschluß zu derjenigen romantischen Ausführung, wie sie nun ist. — Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und Landmannes, gegen den Uebermuth und die stolze Gewalt des Adels und der hohen Vasallen. Darum mußte er der Schäferin Johanna schon darum im milden Lichte eines Retters erscheinen, und ich glaube darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen zu haben, daß Johanna, die sich das Reich als ein Abstractum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anstrengungen sich den guten, liebenswürdigen König nur als letzten Zweck dachte. Daraus dürften mehrere Stellen, besonders in den Abschiedsstanzen am Schlusse des Prologs gerechtfertigt werden können. — Nennen Sie es immer eine epische Episode, die Scene mit dem Walliser Montgomery. Sie gehört zur Breite eines historischen Stücks, das die Ketten der Einheit sprengte. Wer seinen Homer kennt, weiß wohl, was mir dabei vorschwebte. Eben um des Alterthümlichen willen wählte ich auch den Senarius des alten Trauerspiels. Dieser ist der Cäsur wegen außerordentlich schwer, aber auch so schön und wohltönend, daß es mir schwer wurde, zu den lahmen Fünffüßlern zurückzukehren. — Montgomery sollte auf allen Bühnen durch ein Frauenzimmer gespielt werden. Das hartnäckige Schweigen der Johanna, als sie vor allem Volk von ihrem Vater der Zauberei bezüchtigt wird, ist in ihrer visionären Schwärmerei vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorstellung, sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. Außer dem allgemeinen Vorurtheil der bezauberten Welt im Mittelalter, dem Pfaffenwitz und Eigennutz so viel Vorschub that, wirkt beim Vater die gemeine Natur, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erscheinungen lieber an ein übermenschlich böses, als gutes Princip zu denken. Dazu ist Thibaut ein schwarzgalliger Mensch, mit dem auch Johanna früher kein Wort spricht. Doch ist sie seine Tochter, und es ist psychologisch, daß gerade von einem solchen Vater eine solche Seherin und Prophetin erzeugt werden konnte. Der Himmel entsühnt Johanna durch dasselbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte. So wie sie es vernimmt, hält sie sich auf einmal wieder

entsündigt und losgesprochen. Es ist noch nicht genug beachtet wie von jeher der Donner das Augurium der ungebildeten Sinnlichkeit war. — Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Band an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten miteinander spielen. Sollte es jemanden, der auf den Gang des Stückes nur einige Aufmerksamkeit richtet, zweifelhaft sein, daß damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint sei, der ja als Atheist der Hölle angehört? Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Fall am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da sie ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt, und wobei sie ihren Auftrag vom Himmel weit überschreitet: „nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England untergeht,“ — für solchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten — ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie. Mehr wollt' ich dadurch nicht ausdrücken noch motiviren. Am Ende ist doch der ganze Handel mit dieser Verliebung, woran sich so viele ärgern, nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend — man erkundige sich nach jedem päpstlichen Proceß von einer Heiligsprechung — erhält die kanonisirende Palme. — An Göschen schreibt er, 10. Febr. 1802: dieses Stück floß aus dem Herzen und zu dem Herzen sollte es auch sprechen. Aber dazu gehört, daß man auch ein Herz habe, und das ist leider nicht überall der Fall. —

An Körner, 13. Mai 1801. — Ich habe in diesen vierzehn Tagen noch zu keinem festen Entschluß in Absicht auf meine künftige Arbeit kommen können. In meinen Jahren und auf meiner jetzigen Stufe des Bewußtseins ist die Wahl eines Gegenstandes weit schwerer: der Leichtsinn ist nicht mehr da, womit man sich in der Jugend so schnell entscheiden kann, und die Liebe, ohne welche keine poetische Thätigkeit bestehen kann, ist schwerer zu erregen. In meiner jetzigen Klarheit über mich selbst und über die Kunst, die ich treibe, hätte ich den Wallenstein nicht gewählt. Ich habe große Lust, mich nunmehr in der einfachen Tragödie, nach der strengsten griechischen Form zu versuchen, und unter den Stoffen, die ich vorräthig habe, sind einige, die sich gut dazu bequemen.. Den einen davon kennst du — die Mal-

theser; aber noch fehlt mir das punctum saliens zu diesem Stück, alles andere ist gefunden. Es fehlt an derjenigen dramatischen That, auf welche die Handlung zueilt, und durch die sie gelöst wird; die übrigen Mittel: der Geist des Ganzen, die Beschäftigung des Chors, der Grund, auf welchem die Handlung vorgeht — alles ist reiflich ausgedacht und beisammen. Ein anderes Sujet, welches ganz eigne Erfindung ist, möchte früher an die Reihe kommen; es ist ganz im Reinen und ich könnte gleich an die Ausführung gehen. Es besteht, den Chor miteingerechnet, nur aus zwanzig Scenen und aus fünf Personen. Goethe billigt den Plan ganz; aber es erregt mir noch nicht den Grad von Neigung, den ich brauche, um mich einer poetischen Arbeit hinzugeben. Die Hauptursache mag sein, weil das Interesse nicht sowohl in den handelnden Personen, als in der Handlung liegt, so wie im Oedipus des Sophokles; welches vielleicht ein Vorzug sein mag, aber doch eine gewisse Kälte erzeugt. Noch habe ich zwei andere Stoffe, die zu ihrer Zeit gewiß auch an die Reihe kommen, aber sich bis jetzt der Form noch nicht haben unterwerfen wollen. Der eine davon ist Warbeck. Das punctum saliens ist gefunden: der Stoff ist aber schwer zu behandeln, weil der Held des Stückes ein Betrüger ist — und ich möchte auch nicht den kleinsten Knoten im Moralischen zurücklassen. Außer einigen anderen, noch mehr embryonischen Stoffen habe ich auch eine Idee zu einer Komödie, fühle aber, wenn ich darüber nachdenke, wie fremd mir dieses Genre ist. Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen — aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen. Du siehst, daß ich an Entwürfen nicht arm bin, aber die Götter wissen, was zur Ausführung kommen wird. — 5. October. — Die Theater, die ich in den letzten drei Wochen gesehn, haben mich nicht gerade zur Arbeit begeistert, und ich muß sie eine Weile vergessen haben, um etwas Ordentliches zu machen. Alles zieht zur Prosa herab, und ich habe mir wirklich im Ernst die Frage aufgeworfen, ob ich bei allen Stücken, die auf dem Theater wirken sollen, nicht lieber gleich in Prosa schreiben soll, da die Declamation doch alles thut, um den Bau der Verse zu zerstören, und das Publicum nur an die liebe bequeme Natur gewöhnt ist. — 16. Nov. (indem er die

Turandot bearbeitet.) — Sorge nicht, daß ich dem Jamben entsagen werde. Ich würde es thun, wenn ich an Erfindungen zu Theaterstücken und in der Ausführung behender wäre: denn der Jambe vermehrt die theatralische Wirkung nicht, und oft genirt er den Ausdruck. Solche Stücke gewinnen am meisten, wenn sie nur Skizzen sind. Aber, wie gesagt, ich finde mich zu diesem Fach nicht berufen. Ich will daher meinen alten Weg fortsetzen und mit meinen Herren Collegen nicht um den erbärmlichen Marktpreis streiten. — An Goethe, 6. Juli 1802. — Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, daß ich mich bei meinen Stücken auf das Dramatischwirkende mehr concentriren sollte. Das ist überhaupt schon, ohne alle Rücksicht auf Theater und Publicum, eine poetische Forderung, aber auch nur insofern es eine solche ist, kann ich mich darum bemühen. Soll mir jemals ein gutes Theaterstück gelingen, so kann es nur auf poetischem Wege sein, denn eine Wirkung ad extra, wie sie zuweilen auch einem gemeinen Talent und einer bloßen Geschicklichkeit gelingt, kann ich mir nie zum Ziele machen, noch, wenn ich es auch wollte, erreichen. Es ist also hier nur von der höchsten Aufgabe selbst die Rede, und nur die erfüllte Kunst wird meine individuelle Tendenz ad intra überwinden können, wenn sie zu überwinden ist. Ich glaube selbst, daß unsere Dramen nur kraftvolle und treffend gezeichnete Skizzen sein sollten, aber dazu gehörte dann freilich eine ganz andre Fülle der Erfindung, um die sinnlichen Kräfte ununterbrochen zu reizen und zu beschäftigen. Mir möchte dies Problem schwerer zu lösen sein, als einem andern, denn ohne eine gewisse Innigkeit vermag ich nichts, und diese hält mich gewöhnlich bei meinem Gegenstand fester, als billig ist. — An Körner, 9. Sept. 1802. — Ich bin nicht unthätig gewesen und arbeite jetzt mit ziemlichem Ernst an der Braut von Messina. Ueber dem langen Hin- und Herschwanken von einem Stoff zum andern habe ich zuerst nach diesem gegriffen, und zwar aus dreierlei Gründen: 1) war ich damit in Absicht auf den Plan, der sehr einfach ist, am weitesten; 2) bedurfte ich eines gewissen Stachels von Neuheit in der Form, und einer solchen Form, die einen Schritt näher zur antiken Tragödie wäre — welches hier der Fall ist, denn das Stück läßt sich wirklich zu einer Aeschyleischen Tragödie an; 3) mußte ich etwas wählen, was nicht de longue haleine ist, weil ich nach der langen Pause nothwendig bedarf, wieder etwas von mir zu sehn. Ich

muß auf jeden Fall Ende des Jahres damit zu Stande sein, weil es Ende Januar zum Geburtstag unserer Herzogin aufgeführt zu werden bestimmt ist. Alsdann geht es hurtig an den Warbeck, wozu der Plan jetzt auch viel weiter gerückt ist, und unmittelbar nach diesem an den Tell. Du hast vielleicht schon im vorigen Jahr davon reden hören, daß ich einen Tell bearbeite; denn selbst vor meiner dresdner Reise wurde deshalb aus Berlin und Hamburg bei mir angefragt. Es war mir niemals in den Sinn gekommen. Weil aber die Nachfrage nach diesem Stück immer wiederholt wurde, so wurde ich aufmerksam darauf und fing an, Tschudis schweizerische Geschichte zu studiren. Nun ging mir ein Licht auf, denn dieser Schriftsteller hat einen so treuherzigen, Herodotischen, ja fast Homerischen Geist, daß er einen poetisch zu stimmen im Stande ist. — Ob nun gleich der Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig scheint, da die Handlung dem Ort und der Zeit nach ganz zerstreut auseinanderliegt, da sie großentheils eine Staatsaction ist und (das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen) der Darstellung widerstrebt: so habe ich doch bis jetzt so viel poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus und ins Poetische eingetreten ist. Uebrigens brauche ich dir nicht zu sagen, daß es eine verteufelte Aufgabe ist; denn wenn ich auch von allen Erwartungen, die das Publicum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoff mitbringt, wie billig abstrahire, so bleibt mir doch eine sehr hohe poetische Forderung zu erfüllen — weil hier ein ganzes, localbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter, und, was die Hauptsache ist, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Nothwendigkeit und Wahrheit soll zur Anschauung gebracht werden. Indeß stehen schon die Säulen des Gebäudes fest, und ich hoffe, einen soliden Bau zu Stande zu bringen. — 6. Febr. 1803. — Die Braut ist seit etlichen Tagen fertig. — Ich habe mich in der Katastrophe viel kürzer gefaßt, als ich erst wollte, überwiegender Gründe wegen. — Was die theatralische Repräsentation betrifft, so habe ich jetzt, nachdem ich das Stück in einer sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern mit großem und übereinstimmendem Effect producirt habe, etwas mehr Hoffnung, es mit sammt dem Chor auch auf die Bühne bringen zu können. Es ist nichts nö-

thig, als daß ich den Chor, ohne an den Worten das Geringste zu ändern, in fünf oder sechs Individuen auflöse, womit ich mich jetzt eben beschäftige. Sie sollen mir das Stück spielen, ohne nur zu wissen, daß sie den Chor der alten Tragödie auf die Bühne gebracht haben.*) — 19. Febr. — Endlich stellt sich die Braut von Messina bei euch ein; laßt sie eine freundliche Aufnahme finden. — An Humboldt, 17. Febr. — Mein erster Versuch einer Tragödie in strenger Form wird Ihnen Vergnügen machen, Sie werden daraus urtheilen, ob ich, als Zeitgenosse des Sophokles, auch einmal einen Preis davongetragen haben möchte. Ich habe es nicht vergessen, daß Sie mich den modernsten aller neuen Dichter genannt, und mich also im größten Gegensatz mit allem, was antik heißt, gedacht haben. Es sollte mich also doppelt freuen, wenn ich Ihnen das Geständniß abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir zu eigen machen könne. Ich will indessen nicht leugnen, daß mir, ohne eine größere Bekanntschaft, die ich indeß mit dem Aeschylus gemacht, diese Versetzung in die alte Zeit schwerer würde angekommen sein. Vielleicht ist Ihnen nicht bekannt, daß eine Uebersetzung des Prometheus, der Sieben vor Theben, der Perser und der Eumeniden von Stolberg, noch in seiner bessern Zeit gemacht, jetzt herausgekommen. Ich kann nicht leugnen, sie hat mir einen hohen Eindruck von Aeschylus gemacht, wie viel auch von seinem Geist mag verloren gegangen sein. Jetzt höre ich, wird Jacobs in Gotha den ganzen Aeschylus in deutscher Uebersetzung liefern. Es ist jetzt ein so kläglicher Zustand in der ganzen Poesie der Deutschen und Ausländer, daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehört, um noch an ein Weiterstreben zu denken und auf eine bessere Zeit zu hoffen. An ein Zusammenhalten zu einem guten Zweck ist nicht zu denken, jeder steht für sich, und muß sich seiner Haut, wie im Naturzustand, wehren. Leider ist Italien und Rom besonders kein Land für mich, das Physische des Zustandes würde mich drücken und das ästhetische Interesse mir keinen Ersatz geben, weil mir der Sinn für die bildenden Künste fehlt. Sie selbst, mein Freund, würden es, ohne bestimmte Berufsgeschäfte, schwerlich lange in Italien aushalten. —

---

*) Schon Goethe hatte Juli 1800 die Idee gehabt, den Tankred mit Chören zu bearbeiten.

Es ist eigen, wie wir seit dem Jahre 1794 und 1795, wo wir in Jena zusammen philosophirten, und uns durch eine Geistesreibung elektrisirten, auseinander verschlagen worden sind. Jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich sein, und ob ich mich gleich in dieser Zeit in die erfreulichere poetische Thätigkeit versetzt habe, und mich im Ganzen auch körperlich gesünder fühle, so kann ich Ihnen doch versichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen, und daß ich mich aus Mangel einer solchen Geistesberührung, als damals zwischen uns war, um so viel älter geworden fühle. — 30. März. — Dieser Brief hat eine schwermüthige Stimmung, ich thäte vielleicht besser, ihn nicht abzusenden, aber er wird Ihnen doch mein Andenken zurückbringen, und mich in Ihre Mitte versetzen.

Körner schreibt, 18. Febr.: — Mir ist kein modernes Werk bekannt, worin man den Geist der Antike in einem solchen Grade fände. Der Stoff geht ganz unter in der Hoheit und Pracht der poetischen Form. Aber ein solches Gedicht wird nur mit unbefangener Seele und im gesundesten, kraftvollsten Zustand des Geistes genossen. Rechne nicht auf lärmenden Beifall der jetzt lebenden Menge. — 28. Febr. Durch dein Werk ist mir zuerst recht anschaulich geworden, wie viel die dramatische Darstellung durch den Chor gewinnt. Es gehört zur Würde der Handlung, daß der Einzelne von einer Gruppe theilnehmender Menschen umgeben wird. Malerei und Musik kennen die Vortheile solcher Gruppen sehr gut, aber die moderne dramatische Poesie stellt ihre Hauptpersonen in den wichtigsten Momenten einem unbedeutenden Vertrauten gegenüber. — Du hast dich nicht begnügt, deinem Chor eine untergeordnete Rolle zu geben. Er wird in einigen Momenten selbst handelnd. Auch gewinnt dein Gemälde an Reichthum durch die Verschiedenheit des Charakters in beiden Chören. In der Behandlung des Chors hast du mehr Aehnlichkeit mit Aeschylus, als mit Sophokles und Euripides. Bei jenem ist mehr Leidenschaft, bei letzteren beiden ist mehr Ruhe in dem Chor. War es vielleicht ein Kunstgriff der späteren dramatischen Kunst, das Lebendige der Handlung durch den Contrast der ruhigen Betrachtung zu heben? Auch war es vielleicht Bedürfniß, bei der wilden Leidenschaft der handelnden Personen, die man besonders in einigen Stücken des Euripides findet, in den Chor ein Gegengewicht zu legen. Bei Aeschylus aber, so wie bei dir, unterscheiden sich die Hauptpersonen durch Hoheit und Würde, nicht durch Hef-

tigkeit des Affects. Dein Cäsar selbst ist nur in einem einzigen entscheidenden Momente von Leidenschaft überwältigt. Auch bei Sophokles findet man bei den handelnden Personen nirgend eine so wilde Mordlust, wie in mehreren Stücken des Euripides. Sollte vielleicht das spätere Athen einen heftigern Reiz bedurft haben? War es etwa nicht mehr empfänglich für einfache Größe? Beim ersten Lesen deines Stückes habe ich gar nicht an eine Aufführung gedacht. Aber wenn man sich länger damit beschäftigt, entsteht die Frage: wie unter den günstigsten Umständen, und bei einem Zusammentreffen der größten Talente der Chor auf dem Theater gegeben werden könnte. Manches könnte gesungen werden, wenn es allein stände. Aber da das ganze Stück gesprochen werden muß, so würde ich auch den Chor sprechen lassen, aber immer eine Person nur auf einmal, außer bei einzelnen Worten und kurzen Sätzen, wodurch der Gedanke der Menge auf einmal laut wird. Drei bis vier Personen, die die vordersten des Chors sind, theilen sich in die Rede. Einer fällt oft dem andern ins Wort und endigt die Phrase. Hauptstellen, wie solche: „wir gehorchen, aber wir bleiben stehen," werden vom ganzen Chor wiederholt. In dem Ideencostüm deines Chors ist etwas Gewagtes; griechische Mythologie findet sich neben katholischen Religionsbegriffen. Wolltest du vielleicht ein allgemeines poetisches Costüm gebrauchen, so wie es ein Malergewand giebt? Die Darstellung gewinnt dadurch an Reichthum in einzelnen Stellen, aber ich weiß nicht, ob die Gestalten des Chors im Ganzen nicht dadurch etwas an Bestimmtheit verlieren. Der Gedanke scheint mir sehr glücklich, daß du im Moment der Begeisterung bei dem Chor griechische Rhythmen eintreten lässest, und den Reim gebrauchst, wo sich die Rede des Chors mehr dem Gespräch nähert. Auch hat mich die Mannigfaltigkeit und Wahl deines Rhythmus gefreut. Unter den einzelnen Figuren fesselt die Mutter — eine echte Niobe — besonders die Aufmerksamkeit. Ihre Hoheit, die im schrecklichsten Moment in eine Art von Trotz übergeht, wird gleichwohl nie unweiblich. Die Fabel ist einfach, aber doch reichhaltig, das ganze Geschlecht ist zu einem tragischen Gemälde ausgesucht, und der harte, kraftvolle Vater im Hintergrund gehörte auch mit zum Ganzen. Schauderhaft ist besonders die Entstehung des größten Unglücks aus löblichen Handlungen. Unter den Fällen, wo ein einfaches Mittel eine große Wirkung hervorbringt, ist mir besonders die Stelle in der

Erzählung des Boten lieb, wie der Einsiedler seine Hütte anzündet.

Schiller antwortet darauf, 10. März: — Was du über mein Werk schreibst, mußte mich sehr freuen, weil ich gerade das hineinlegen wollte, was du dir aus dem Werke herausnahmst. Wegen des Chors bemerke ich noch, daß ich in ihm einen doppelten Charakter darzustellen hatte: einen allgemeinen menschlichen nämlich, wenn er sich im Zustand der ruhigen Reflexionen befindet, und einen specifischen, wenn er in Leidenschaft geräth und zur handelnden Person wird. In der ersten Qualität ist er gleichsam außer dem Stück, und bezieht sich also mehr auf den Zuschauer. Er hat, als solcher, eine Ueberlegenheit über die handelnden Personen; aber blos diejenige, welche der Ruhige über den Passionirten hat, er steht am sichern Ufer, wenn das Schiff mit den Wellen kämpft. In der zweiten Qualität, als selbsthandelnde Person, soll er die ganze Blindheit, Beschränktheit, dumpfe Leidenschaftlichkeit der Masse darstellen. Das Ideencostüm, das ich mir erlaubte, hat dadurch seine Rechtfertigung, daß die Handlung nach Messina versetzt ist, wo sich Christenthum, griechische Mythologie und Mahomedanismus wirklich begegnet und vermischt haben. Das Christenthum war zwar die Basis und die herrschende Religion; aber das griechische Fabelwesen wirkte noch in der Sprache, in den Denkmälern, in dem Anblick der Städte selbst, welche von Griechen gegründet waren, lebendig fort, und der Märchenglaube so wie das Zauberwesen schloß sich an die maurische Religion an. Die Vermischung dieser drei Mythologien, die sonst den Charakter aufheben würde, wird also hier selbst zum Charakter. Auch ist sie vorzüglich in den Chor gelegt, welcher einheimisch und ein lebendiges Gefäß der Tradition ist.

Ausführlicher hat Schiller diese Ideen in der Vorrede zur Braut von Messina entwickelt. — Jeder Mensch erwartet von den Künsten der Einbildungskraft eine gewisse Befreiung von den Schrecken des Wirklichen; er will sich an dem Möglichen ergötzen und seiner Phantasie Raum geben. Der am wenigsten erwartet, will doch sein Geschäft, sein gemeines Leben, sein Individuum vergessen, er will sich in außerordentlichen Lagen fühlen, sich an den seltsamen Combinationen des Zufalls weiden; er will, wenn er von ernsthafterer Natur ist, die moralische Weltregierung, die er im wirklichen Leben vermißt, auf der Schaubühne finden. Aber

er weiß selbst recht gut, daß er sich nur an Träumen weidet, und wenn er von dem Schauplatz in die wirkliche Welt zurückkehrt, so umgiebt ihn diese wieder mit ihrer ganzen drückenden Enge, er ist ihr Raub wie vorher: denn sie selbst ist geblieben, was sie war, und an ihm ist nichts verändert worden. Dadurch ist also nichts gewonnen, als ein gefälliger Wahn des Augenblicks, der beim Erwachen verschwindet. — Die wahre Kunst aber hat es nicht blos auf ein vorübergehendes Spiel abgesehn: es ist ihr Ernst damit, den Menschen nicht blos in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu machen dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objective Ferne zu rücken. — Phantastische Gebilde willkürlich aneinanderreihen, heißt nicht ins Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heißt nicht die Natur darstellen. Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Blos der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen und dadurch wahrer sein als alle Wirklichkeit, und realer als alle Erfahrung. — Auch in der Tragödie hatte man lange und hat noch jetzt mit dem gemeinen Begriff des Natürlichen zu kämpfen, welcher alle Poesie und Kunst geradezu aufhebt und vernichtet. Der bildenden Kunst giebt man zwar nothdürftig eine gewisse Idealität zu; aber von der Poesie und von der dramatischen insbesondere verlangt man Illusion, die, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gauklerbetrug sein würde. — Durch Einführung einer metrischen Sprache ist man der poetischen Tragödie schon um einen großen Schritt näher gekommen. Es sind einige lyrische Versuche auf der Schaubühne glücklich durchgegangen, und die Poesie hat sich durch ihre eigne lebendige Kraft im Einzelnen manchen Sieg über das herrschende Vorurtheil errungen. Aber mit dem Einzelnen ist wenig gewonnen, wenn nicht der Irrthum im Ganzen fällt, und es ist nicht genug, daß man das nur als eine poetische Freiheit duldet, was doch das Wesen aller Poesie

ist. Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entscheidende Schritt — und wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalism in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren. — Die alte Tragödie, welche sich ursprünglich nur mit Göttern, Helden und Königen abgab, brauchte den Chor als eine nothwendige Begleitung; sie fand ihn in der Natur und brauchte ihn, weil sie ihn fand. Die Handlungen und Schicksale der Helden und Könige sind schon an sich selbst öffentlich und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr. Der Chor war folglich in der alten Tragödie mehr ein natürliches Organ, er folgte schon aus der poetischen Gestalt des wirklichen Lebens. In der neuen Tragödie wird er zu einem Kunstorgan; er hilft die Poesie hervorbringen. Der neuere Dichter findet den Chor nicht mehr in der Natur, er muß ihn poetisch erschaffen und einführen, d. h. er muß mit der Fabel, die er behandelt, eine solche Veränderung vornehmen, wodurch sie in jene kindliche Zeit und in jene einfache Form des Lebens zurückversetzt wird. — Der Chor leistet daher dem neuern Tragiker noch weit wesentlichere Dienste, als dem alten Dichter, eben deswegen, weil er die gemeine moderne Welt in die alte poetische verwandelt, weil er ihm alles das unbrauchbar macht, was der Poesie widerstrebt, und ihn auf die einfachsten, ursprünglichsten und naivsten Motive hinauftreibt. Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt. Der Dichter muß die Paläste wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freien Himmel herausführen, er muß die Götter wieder aufstellen, er muß alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben ist, wieder herstellen und alles künstliche Machwerk an dem Menschen und um denselben, das die Erscheinung seiner innern Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen, und von allen äußern Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die

höchste der Formen, die menschliche, sichtbar macht. — Aber wie der bildende Künstler die faltige Fülle der Gewänder um seine Figuren breitet, um die Räume seines Bildes reich und anmuthig zu machen, um die getrennten Partien desselben in ruhigen Massen stetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reizt und erquickt, einen Spielraum zu geben, um die menschlichen Formen zugleich geistreich zu verhüllen und fühlbar zu machen, ebenso durchflicht und umgiebt der tragische Dichter seine streng abgemessene Handlung und die festen Umrisse seiner handelnden Figuren mit einem lyrischen Prachtgewebe, in welchem sich, als wie in einem weitgefalteten Purpurgewand, die handelnden Personen frei und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen. — Wenn die beiden Elemente der Poesie, das Ideale und Sinnliche, nicht innig verbunden zusammenwirken, so müssen sie nebeneinander wirken, oder die Poesie ist aufgehoben. Wo die Wage nicht vollkommen inne steht, da kann das Gleichgewicht nur durch eine Schwankung der beiden Schalen hergestellt werden. Und dieses leistet der Chor in der Tragödie. Der Chor ist selbst kein Individuum, sondern ein allgemeiner Begriff, aber dieser Begriff repräsentirt sich durch eine sinnlich mächtige Masse, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponirt. Der Chor verläßt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Aber er thut dieses mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht — und er thut es von der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet. Der Chor reinigt also das tragische Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung absondert und eben durch diese Absonderung sie selbst mit poetischer Kraft ausrüstet; ebenso wie der bildende Künstler die gemeine Nothdurft der Bekleidung durch eine reiche Draperie in einen Reiz und in eine Schönheit verwandelt. — Aber wie sich der Maler gezwungen sieht, den Farbenton des Lebendigen zu verstärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten, so legt die lyrische Sprache des Chors dem Dichter auf, verhältnißmäßig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben und dadurch

die sinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verstärken. Nur der Chor berechtigt den tragischen Dichter zu dieser Erhebung des Tons, die das Ohr ausfüllt, die den Geist anspannt, die das ganze Gemüth erweitert. Diese eine Riesengestalt in seinem Bilde nöthigt ihn, alle seine Figuren auf den Kothurn zu stellen und seinem Gemälde dadurch die tragische Größe zu geben. — Wie der Chor in die Sprache Leben bringt, so bringt er Ruhe in die Handlung — aber die schöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines hohen Kunstwerks sein muß. Denn das Gemüth des Zuschauers soll auch in der heftigsten Passion seine Freiheit behalten; es soll kein Raub der Eindrücke sein, sondern sich immer klar und heiter von den Rührungen scheiden, die es erleidet. Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, daß er die Täuschung aufhebe, daß er die Gewalt der Affecte breche, das gereicht ihm zu seiner höchsten Empfehlung: denn eben diese blinde Gewalt der Affecte ist es, die der wahre Künstler vermeidet; diese Täuschung ist es, die er zu erregen verschmäht. Wenn die Schläge, womit die Tragödie unser Herz trifft, ohne Unterbrechung aufeinanderfolgten, so würde das Leiden über die Thätigkeit siegen. Wir würden uns mit dem Stoffe vermengen und nicht mehr über demselben schweben. Dadurch, daß der Chor die Theile auseinanderhält und zwischen die Passionen mit seiner beruhigenden Betrachtung tritt, giebt er uns unsere Freiheit zurück, die im Sturm der Affecte verloren gehen würde. Auch die tragischen Personen selbst bedürfen dieses Anhalts, dieser Ruhe, um sich zu sammeln: denn sie sind keine wirklichen Wesen, die blos der Gewalt des Moments gehorchen und blos ein Individuum darstellen, sondern ideale Personen und Repräsentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menschheit aussprechen. Die Gegenwart des Chors, der als ein richtender Zeuge sie vernimmt und die ersten Ausbrüche ihrer Leidenschaft durch seine Dazwischenkunft bändigt, motivirt die Besonnenheit, mit der sie handeln, und die Würde, mit der sie reden. Sie stehen gewissermaßen schon auf einem natürlichen Theater, weil sie vor Zuschauern sprechen und handeln, und werden eben deswegen desto tauglicher, von dem Kunsttheater zu einem Publicum zu reden. — Eine andre Freiheit, die ich mir erlaubt, möchte schwerer zu rechtfertigen sein. Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja, selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist

Messina, wo diese drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein collectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet. —

An Körner, 28. März 1803. — Vor neun Tagen ist die Braut von Messina hier zum ersten Mal gegeben und vorgestern wiederholt worden. Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark; auch imponirte es dem jüngern Theil des Publicums so sehr, daß man mir nach dem Stück am Schauspielhaus ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm. Ueber den Chor und das vorwaltend Lyrische sind die Stimmen natürlich sehr getheilt, da noch ein großer Theil des ganzen deutschen Publicums seine prosaischen Begriffe von dem Natürlichen in einem Dichterwerk nicht ablegen kann. Was mich selbst betrifft, so kann ich wohl sagen, daß ich in der Vorstellung der Braut von Messina zum ersten Mal den Eindruck einer wahren Tragödie bekam. Der Chor hielt das Ganze trefflich zusammen, und ein hoher, furchtbarer Ernst waltete durch die ganze Handlung. Goethe ist es auch so ergangen; er meint, der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden. — Indeß gab ihm eine neue Aufführung in Lauchstädt (3. Juli) doch etwas andere Anschauungen: — Die Ansicht eines neuen Publicums giebt mir viel neue Blicke über das theatralische Wesen, und ich bin ziemlich gewiß, daß ich künftig viel bestimmter und zweckmäßiger für das Theater schreiben werde, ohne der Poesie das Geringste zu vergeben. — Noch wichtiger wurde für seine Vorstudien zum Tell die Aufführung des Cäsar (1. Oct.). — Diesen Vormittag, schreibt er an Goethe, gehe ich nach Jena, ich nehme einen großen Eindruck mit. Es ist keine Frage, daß der Julius Cäsar alle Eigenschaften hat, um ein Pfeiler des Theaters zu werden: Interesse der Handlung, Abwechselung und Reichthum, Gewalt der Leidenschaft und sinnliches Leben vis-à-vis des Publicums — und der Kunst gegenüber hat er alles was man

wünscht und braucht. Alle Mühe, die man also noch daran wendet, ist ein reiner Gewinn, und die wachsende Vollkommenheit bei der Vorstellung dieses Stücks muß zugleich die Fortschritte unsers Theaters zu bezeichnen dienen. Für meinen Tell ist mir das Stück von unschätzbarem Werth; mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Es hat mich gleich gestern in die thätigste Stimmung gesetzt. — Bei der Wahl des Tell wirkte Iffland's Rath mit. Iffland hatte ihm geschrieben, der Oedipus (auch an dieses Thema dachte Schiller!) sei nur für die Auserwählten, der Tell für alle. Es sei mit den griechischen Stücken eine eigne Sache: die hohe Einfalt tauche die leeren Köpfe vollends unter, und deren sei Legion. Der Sturm der Leidenschaften in andern Stücken reiße sie mit fort, mache sie zu handelnden Theilen und erhebe sie gegen Willen und Wissen. Mit den Stücken aus der römischen Geschichte werde wegen der Austerität der Sitten, des Starrsinns in den Charakteren das Publicum vollends ganz zurückgeschreckt. Sollte nicht die deutsche Geschichte aus der Zeit der Reformation oder aus früherer und späterer ein historisches Schauspiel liefern? Bedeutende Vorzüge und Charaktere seien ja genug in ihr vorhanden. — Sodann, 30. April 1803, als Schiller auf diese Bemerkungen geantwortet hatte, wie es scheint nicht ohne Empfindlichkeit: — Gott behüte mich, ein Werk von Ihnen zu verlangen, wozu der Geist Sie nicht geführt hätte, der in Ihnen wohnt! Nur denke ich, ehe man den Stoff erwählt, während der Geist über der Tiefe schwebt, sei eine unmerkliche Richtung, wo er sich niederlasse, noch möglich. Dann wäre das Interesse, welches für die Sinne eine gewisse äußere Herrlichkeit, wie Jeanne d'Arc, darbeut, eher zu wählen als ein anderes, welches abstracte Kenntniß und einen feinen Geist fordert. Das Leidenschaftliche, das Romantische und Phantasiereiche ergreift alle Theile, erhebt die Gefühle der Bessern und beschäftigt die Sinne des Haufens. —

An Humboldt, 18. August 1803. — Wilhelm Tell ist jetzt, was mich beschäftigt, aber dieser Stoff ist sehr widerstrebend und kostet mir große Mühe; da er aber sonst großen Reiz hat und sich durch seine Volksmäßigkeit so sehr zum Theater empfiehlt, so lasse ich mir die Arbeit nicht verdrießen, ihn endlich noch zu überwältigen. — An Körner, 12. Sept. — Daß meine Arbeit es ist, die mich am Schreiben gehindert, hast du wohl errathen, aber deswegen ist noch nicht viel zu Tage gefördert worden, weil ich

leider mit einem verwünschten Stoff zu kämpfen habe, der mich bald anzieht, bald abstößt. Es ist der Tell, an dem ich arbeite, und ich bitte dich, wenn du mir einige gute Schriften über die Schweiz weißt, sie mir zu nennen. Ich bin genöthigt, viel darüber zu lesen, weil das Locale an diesem Stoff so viel bedeutet, und ich möchte gerne so viel möglich örtliche Motive nehmen. Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopf habe, so soll es ein mächtiges Ding werden, und die Bühnen von Deutschland erschüttern. — 7. Nov. — Ich bin jetzt ziemlich in meinem Stück und weiß darum von der übrigen Welt wenig. Es ist von der Idee zur Erfüllung ein solcher Hiatus, daß man wie eine arme Seele im Fegefeuer leidet, bis man den Berg überstiegen hat. — 4. Jan. 1808. — Mein Stück nimmt mir den ganzen Kopf ein, und nun führt mir der Dämon noch die französische Philosophie (Fr. v. Staël) hierher, die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. — Körner antwortet, 15. Jan. — J. Müller wird in diesen Tagen zu dir kommen, eine schlichte, anspruchslose Natur. Vor einigen Monaten würde er dir manche interessante Details haben mittheilen können, um dir die alten Schweizerscenen zu vergegenwärtigen. Jetzt wirst du dir selbst schon deine Welt gebaut haben, und ich fürchte fast Störung von seinem Gespräch, wenn du dich sehr mit ihm ins Einzelne einlässest. Poetisches habe ich eben nicht an ihm gefunden; er scheint mir mehr ein fleißiger Geschichtsforscher, der für seinen Fund eine ernste Form wählt, die ihm die passendste scheint. Ich habe mehrmals angefangen, seine Schweizergeschichte zu lesen, aber sie immer wieder aus den Händen gelegt, nicht blos des stachlichten Vortrags wegen, sondern auch wegen der innern Trockenheit. Eine Menge Namen treten auf und verschwinden, ohne daß sie durch irgend etwas Charakteristisches eine bestimmte Gestalt bekommen. — Den 20. Febr. schreibt ihm Schiller: — Den Tell bin ich nun los... Ich will hoffen, daß das Werk gut gerathen ist; aber die französische Dame, die mir hier in der besten Zeit meines Arbeitens auf dem Halse saß, hab ich tausendmal verwünscht. Die Störung war ganz unerträglich. — 12. April. — Der Tell hat auf dem Theater einen größern Effect als meine andern Stücke, und die Vorstellung hat mir große Freude gemacht. Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen

mächtig werde. — Die Bearbeitung fürs Theater ist wesentlich verkürzt, und z. B. der ganze fünfte Act weggelassen, weil wir des Kaisermords nicht erwähnen wollten. Auch sind viele Personen in wenige verwandelt, viel schwierige oder bedenkliche Stellen weggelassen. Ich gehe wieder frisch auf eine ganz neue Arbeit los, und bin in ganz guter Stimmung dafür.

Den Tell erklärt A. W. Schlegel 1808 in seinen dramatischen Vorlesungen (und daß es seine wirkliche Meinung war, zeigt der Brief an Fouqué von 1806) für Schiller's vortrefflichstes Werk. — Hier ist er ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt; die Behandlung ist treu, herzlich, und bei Schiller's Unbekanntschaft mit der schweizerischen Natur und Landessitte von bewundernswürdiger örtlicher Wahrheit. Es ist wahr, daß er hierin an des unsterblichen J. Müller sprechenden Gemälden eine herrliche Vorarbeit hatte. Im Angesicht von Tell's Kapelle am Ufer des Vierwaldstättersees, unter freiem Himmel (!), die Alpen zum Hintergrund, hätte diese herzerhebende, altdeutsche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darstellung verdient, zur halbtausendjährigen Feier der Gründung schweizerischer Freiheit aufgeführt zu werden. (Wunderlicherweise wurde das in Wien gesagt!) — Anders urtheilt Tieck (Deutsches Theater 1828). Im Tell — spricht wieder völlig ein echter deutscher Geist, ein großer und reiner Sinn für Freiheit, Recht und Sitte. Diese Gesinnung hat die Herzen der Deutschen gewonnen und ihren Enthusiasmus für den Dichter aufs neue entzündet. Wenn aber manche, selbst bedeutende Kritiker dieses Werk für die Krone Schiller's haben erklären wollen, so kann ich so wenig mit diesem Urtheil übereinstimmen, daß ich vielmehr das Schauspiel im Schauspiel vermisse, und daß, wie ich glaube, die ganze Virtuosität und Erfahrung eines gereiften Dichters dazu gehörte, um aus diesen einzelnen Scenen und Bildern, aus diesen Reden und Schilderungen, fast unmöglichen Aufgaben und Begebenheiten, die meist undramatisch sind, scheinbar ein Ganzes zu machen. Wallenstein und Maria Stuart sind Kunstwerke in einem viel höheren Sinn, und das Fragmentartige des Tell beweist sich schon darin, daß man ohne Nachtheil, vielleicht mit Gewinn den Schluß weglassen und die Liebesscene ausstreichen könnte, die durchaus nicht mit dem Ton des Ganzen zusammenstimmen will. Dieses Werk ist eben ein Beweis, wie leicht wir Deutschen, vorzüglich die Deutschen der neuern Zeit, uns an Ge-

sinnung und Schilderung begnügen. In England und noch weniger in Frankreich könnte der Tell, selbst mit Veränderungen und Beschränkungen, kein Glück machen. —

Wir eilen zum Ende, da der Raum bereits weit überschritten ist. Mitten in seiner Arbeit am Demetrius, wenig Tage vor seinem Tode, schreibt Schiller an Humboldt, 2. April 1805: — Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillstand mit gleichem Vertrauen, wie da wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir doch beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge. — Daß ich in dieser Zeit unsers stockenden Briefwechsels auf meine Art thätig war, wissen Sie. Ich möchte wissen, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch jetzt noch, und wenn ich mich, um aus meinem Subject herauszukommen, mir selbst gegenüberzustellen versuche, so geschieht es gern in Ihrer Person und aus Ihrer Seele. — Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben; einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet sein kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. — Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andern vom Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen sein, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfülle, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe. — Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerstreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen ... An

Vorsätzen und Entwürfen fehlte es nicht, aber ich schwankte zu lange hin und her, und habe mich erst seit einigen Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis Ende dieses Jahres beschäftigen wird. Um diesen Winter doch nicht ganz unthätig zu sein, habe ich, da ich nichts Eigenes machen konnte, die Phädra des Racine übersetzt und spielen lassen, und diese nicht so ganz leichte Arbeit hat mir eine angenehme Uebung gegeben. — Von unserer literarischen Welt kann ich Ihnen wenig berichten, denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben. Um die poetische Production in Deutschland sieht es aber kläglich aus, und man sieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächsten dreißig Jahre herkommen soll. Auch nicht ein einziges neues Product der Poesie weiß ich Ihnen seit langer Zeit zu nennen, das einen neuen Namen an der Spitze trüge und einem Freude machte. Dagegen regt sich die unselige Nachahmungssucht der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung, die blos in einem idealischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbilds besteht. Solcher Nachahmungen hat auch mein Wallenstein und meine Braut von Messina vielfach hervorgebracht. —

Das Urtheil über Schiller in der nächsten Folge war manchen Schwankungen ausgesetzt. Seit der Vollendung des Wallenstein galt er der Menge als der größte Dichter Deutschlands. Diese Verehrung steigerte sich durch das Mitgefühl über seinen frühzeitigen Tod, sie wurde genährt durch die jüngern Theaterdichter, die, so weit sie im Uebrigen voneinander abwichen, sämmtlich Schiller's Schule durchgemacht hatten; sie steigerte sich zum Enthusiasmus durch die patriotischen Lyriker, die in der Periode der Freiheitskriege nach dem Vorbild des Wallensteinschen Reiterliedes die deutsche Jugend gegen die fremden Eroberer in die Waffen riefen.

Aber schon war im Stillen gegen diese Stimmung eine Reaction vorbereitet, die, zuerst von der romantischen Schule hervorgerufen, sich im Anfang auf die ästhetischen Theezirkel der soge-

nannten feinen Welt beschränkte, dann aber, als die Restauration alle freieren Regungen des Volksgeistes unterdrückte, zur Signatur der Zeit wurde. Dieser Richtung war Schiller nicht vornehm, nicht aristokratisch genug, er ging ihr zu unbesonnen, zu rücksichtslos auf die Gemeinplätze des Tages ein, und weil seine glühende Beredtsamkeit dem Instinct der Menge huldigte, glaubte sie wohl gar, ihm den Namen eines Dichters absprechen zu dürfen, da der echte Dichter sich nur in höheren, der Welt unverständlichen Gefühlen bewege. Wenn diese Ansicht während der ganzen Restaurationszeit die tonangebende blieb, so war auch das neue Geschlecht, das nach der Julirevolution die Führung der Literatur übernahm, ihr keineswegs abhold; nur wußte es ihr eine andre Wendung zu geben. War man früher bedenklich gegen den Demagogen Marquis Posa, so zuckte man jetzt über den moralischen Pedanten Max Piccolomini die Achseln; man fand den Dichter zu sehr in den sittlichen Vorurtheilen der Vergangenheit befangen, man vermißte bei ihm jene liebenswürdige Frivolität, die man in der jüngern Schule Frankreichs so sehr bewunderte, und von der Goethe's Schriften so erfreuliche Spuren zeigten.

Als nun das Vaterland wieder zu Ehren kam, änderte sich damit die öffentliche Stimmung über den Dichter. Es wurde wieder viel von Freiheit, Tugend und Vaterland gesprochen, man machte darauf aufmerksam, daß Goethe ein Fürstendiener, daß er der Dichter der Philine gewesen sei und daß er auf die Erhebung des Volks in den Freiheitskriegen nicht viel gegeben habe. Was man früher Schiller zum Vorwurf gemacht, wurde jetzt der Grundstein seines Ruhms. Schriftsteller der verschiedensten Farbe waren darin einig, z. B. Wolfgang Menzel, Börne, und wie es bei Stichwörtern zu geschehen pflegt, die man häufig wiederholt, ohne sie gerade näher zu erörtern: zuletzt war die Masse davon überzeugt, daß Schiller der Dichter der Freiheit, der Tugend und des Vaterlandes sei, und je nachdem man für diese Begriffe schwärmte oder nicht, rechnete man sich unter die eifrigen Jünger oder Gegner des Dichters.

Es ist ganz merkwürdig, wie bei einem Schriftsteller, dessen Balladen jeder Quartaner, dessen Trauerspiele jeder Tertianer auswendig weiß, ein solcher Mythus sich einem Nebel gleich so weit ausbreiten konnte, daß man seine wirkliche Physiognomie

gar nicht wiedererkennt. Wer unsern Dichter ohne Brille liest, wird freilich bald gewahr, daß es sich bei ihm nicht blos um Freiheit, Tugend und Vaterland handelt, daß der Dichter des Marquis Posa nicht blos über die französische Revolution, sondern über das politische Wesen überhaupt in einer Zeit, wo seine Kraft am vollsten blühte, sich sehr geringschätzig aussprach, daß Laura nicht blos früher, sondern auch natürlicher bei ihm auftritt als Thekla, und daß vom Vaterland bei ihm überhaupt keine Rede ist. Aber es war schwer, die Brillen zu vermeiden, da gefeierte Volksredner, wenn sie die politischen Leidenschaften aufstachelten, unablässig auf Schiller's Vorbild hinwiesen, während die entgegengesetzte Richtung sich über diesen Dichter sehr bedenklich aussprach.

Schiller war kein abstracter Tugendspiegel, kein einseitiger Patriot, kein blinder Freiheitsenthusiast; er hat, ehe er das wurde, was er war, mit schweren Verirrungen zu kämpfen gehabt; er hat in seinen Ansichten über die wesentlichsten Glaubenspunkte häufiger gewechselt als sein großer Freund, und ihn vom Anfang seines Lebens bis zum Schluß desselben als Vorbild aufzustellen, würde ein gewagtes Unternehmen sein. Aber er war mehr als das, was seine Partei von ihm aussagt, er war eine echt lebendige, starke und gewaltige Natur, die gleich den griechischen Heroen sich immer stärkte und läuterte durch die Ungeheuer, die ein scheinbarer Unstern ihr zu bekämpfen gab; er war nicht blos ein liebenswürdiger Idealist, sondern ein großer Dichter, dessen Größe freilich nicht da liegt, wo man sie gewöhnlich sucht.

Den Dichter von dem Menschen zu scheiden, als ob der Lebensgehalt des einen von dem, was der andere hervorbringt, wirklich verschieden sein könnte, ist ein falsches Vorurtheil. Welchen Reichthum ihm auch die Sinne zuführen, den wahren Gehalt kann der Dichter nur aus seinem Busen schöpfen. Nur bei einer unvollständigen Kenntniß entsteht der Anschein, als ob die beiden Erscheinungen kein wesentliches Verhältniß zueinander haben könnten. Goethe's und Schiller's Dichtungen finden wir ganz in ihrem Leben wieder, und der Eindruck, den ihre Persönlichkeiten auf ihre Zeitgenossen machten, entspricht demjenigen, den ihre Dichtungen in uns hervorgerufen.

Goethe's Dichtung wird eigentlich nur verstanden, wo ihr bereits eine gewisse Innigkeit des Gemüths entgegenkommt. Sie

entdeckt uns die innern Geheimnisse des Herzens, und diese haben nur für denjenigen Reiz, der bereits Aehnliches durchgemacht. Wo das der Fall ist, möchten sie durchweg eine ähnliche Empfindung hervorbringen, wie der Anblick einer friedlichen Landschaft, die noch manche Tiefen versteckt, manches ahnungsvoll andeutet, aber doch mehr beschwichtigt als aufregt. Von den Werken seiner classischen Periode, d. h. derjenigen, in welcher die Classiker seine Vorbilder waren, ist das augenscheinlich: Iphigenia, Hermann und Dorothea, die drei großen Idyllen sind von einem Zauber der Ruhe und Stille durchhaucht, dem man kaum etwas Aehnliches an die Seite setzen dürfte. Aber im Ganzen stimmt auch der Eindruck der frühern leidenschaftlich erregten Stimmungen damit überein. Im Faust, im Werther, theilweise auch im Götz und Egmont sind einzelne Scenen der ergreifendsten Tragik, man wird heftig bewegt, tief gerührt, aber durch das Ganze doch nicht eigentlich erschüttert, denn der Dichter erregt das Gefühl eines Naturprocesses, der uns freilich ein ungelöstes Räthsel entgegenbringt, aber kaum die Begierde erweckt, dieses Räthsel zu lösen.

Ganz anders ist die Stimmung, die Schiller hervorbringt. Der Dichter hat ein bestimmtes Verhältniß zu dem Lebensräthsel, und er dominirt unser Gefühl, Haß und Liebe sondern sich ganz bestimmt und man verläßt das Stück mit einem gehobenen d. h. sittlich aufgeklärten Gefühl. Gewöhnlich wird das als ein Fehler des Dichters bezeichnet, der nicht ganze Menschen, sondern nur gewisse Charaktereigenschaften gezeichnet habe, und es ist in der That nicht abzuleugnen, daß Goethe's Figuren im Ganzen vielseitiger und concreter durchgeführt sind. Aber es liegt in jener Herrschaft über unser Gefühl zugleich das Zeugniß einer mächtigeren Willenskraft. So unförmig zuweilen die Masse ist, die Schiller bearbeitet, so beherrscht er in dieser Beziehung seinen Stoff doch mehr als Goethe. Goethe wird von den Inspirationen der Natur bestimmt und darum ist seine letzte Weisheit die Resignation, denn wer wollte gegen die ewige Nothwendigkeit ankämpfen! Schiller dagegen setzt der Naturgewalt einen bestimmten Willen entgegen und seine Dichtungen fallen unter das Schema der Freiheit. Für ein kräftig aufstrebendes Geschlecht wird seine Weise immer die anregendere sein.

Bei Goethe werden uns die einzelnen Menschen lieb und werth, vor allem der Dichter selbst, den man lieben muß, sobald

man nicht blind ist; für das sittliche Ganze hat er keinen rechten Sinn. Wie er im wirklichen Leben als unbefriedigter Faust von einer Liebe zur andern stürmte, während Schiller sich schon in seinen ersten unruhigen Lebenswirren nach einer sittlich geordneten Existenz in der Familie sehnte, so bleibt bei Goethe auch in Beziehung auf die geschichtlichen Mächte alles individuell; sein Götz, sein Egmont sind liebenswürdige und interessante Persönlichkeiten, aber ihre Beziehung zu der allgemeinen Geschichte ihrer Nation ist mehr eine zufällige. Die Erscheinung Clärchens als einer Freiheitsgöttin ist charakteristisch für sein historisches Gefühl. Im Wallenstein dagegen, im Tell steht das Besondere zum Allgemeinen in einem ganz nothwendigen Verhältniß. Man kann nicht sagen, daß einer von seinen Schweizern für sich betrachtet ein erhebliches Interesse erregt, die ganze Gruppe dagegen ist ein wunderbar vollendetes Gemälde, aus welchem man eindringlicher als aus jedem beliebigen Geschichtsbuch die historische Wahrheit entnimmt: und die historische Wahrheit ist von einem höhern Standpunkt gefaßt auch die allgemeine, weil was in einer großen Umwälzungsperiode als bewegende Kraft auftritt, doch nur eine wesentliche Eigenschaft der menschlichen Natur sein kann.

Schiller's Persönlichkeit — und wir glauben wohl, daß auch bei unserer Erzählung das hervorgetreten sein wird — erregt keine unmittelbare Liebe, sondern das Gefühl der Liebe wird erst durch das Gefühl der Achtung, der Ehrfurcht vermittelt; und zwar gilt das ebenso von der Persönlichkeit, wie sie uns aus seinen Dichtungen entgegentritt. Wo Goethe auftritt, fliegen ihm alle Herzen entgegen, Liebe im reichsten Maß, aber ebenso Freundschaft; Charaktere der verschiedensten Art werfen sich um seinen Hals, denn sie fühlen, „es läßt sich an seinem Busen ruhn". Schiller hat, abgesehn von untergeordneten Naturen, die ihm blindlings huldigten, wie Streicher, nur drei Freunde gehabt, Körner, Humboldt und Goethe; und auch bei diesen ist es die Achtung, welche die Liebe vermittelt. Freilich muß man nun hinzusetzen, daß bei Goethe Liebe und Freundschaft vorüberging wie sie kam, und keine andere Spur zurückließ als die eines holden Dichtertraums; während bei Schiller Liebe und Freundschaft Epoche machten. Bei ihm gliedert sich überall das einzelne Erlebniß zu der großen Kette seines ganzen Schicksals zusammen; Goethe's Befriedigung blieb im Einzelnen. Es ist kein Zufall, daß Goethe die Frauen so schön

zu schildern wußte, denn in dieser Beziehung lag in seinem Charakter etwas Weibliches.

In Schiller's Leben, auch in den wildesten Perioden, empfindet man immer den guten und edlen Menschen heraus, aber was er selber recht gut wußte, es fehlte den Bewegungen seiner Seele die Grazie; und das ist es doch eigentlich, was man liebt. Von der frühesten Zeit ging Schiller ganz in seinem Beruf auf, zum Theil freilich durch äußere Umstände gezwungen, aber die Hauptsache war doch der innere Trieb, rastlos zu schaffen. Jede Höhe, die er erreichte, galt ihm nur als Vorstufe zu einem weitern Schritt und war ihm bald verächtlich. Goethe hat sehr ernsthaft an sich studirt und gearbeitet, und doch herrscht auch in seiner Arbeit eine gewisse Bequemlichkeit. Es klingt stark, wenn man sagt, daß seine Arbeit nur ein Spiel war, aber es verhält sich in der That so. Die meiste Zeit verwandte er auf Grillen und Steckenpferde, freilich Grillen und Steckenpferde eines Geistes erster Ordnung. Bei Schiller dagegen ist der innigste Zusammenhang. Philosophie, Geschichte, Dichtkunst greifen ineinander, er sucht in der einen die Zwecke, in der andern die Stoffe für seinen Beruf, und sein Beruf war, die echte Humanität zur Darstellung zu bringen. Widersprüche finden sich bei ihm viel häufiger als bei Goethe, weil er nicht ruhig und bedächtig fortschritt, sondern in hastigen Sprüngen, aber auch jeder Seitensprung führte ihn dem Ziele näher. Es ist ein mäßiges Lob, wenn man Schiller den tugendhaften, den sittlichen Dichter nennt, aber einen Sinn hat es doch, denn wir fühlen heraus, daß er sein sittliches Bewußtsein sich erkämpft, es mit Freiheit sich erworben hat. Der bittere Vergleich in Anmuth und Würde, der Goethe so sehr verdroß, trifft wirklich den Kern des Gegensatzes.

Schiller's Leben geht ganz in sein Schaffen auf, und der hohe Ernst, mit dem er dasselbe betrieb, trotz seiner gelegentlichen leichtsinnigen Bemerkungen über das Publicum, dieser Ernst war es, der die Nation ihm zuführte, der ihm Goethe's Bewunderung, endlich Goethe's Freundschaft erwarb. Auch ihn mußte man erst erobern; jede Natur, die ihm nicht Achtung abzwang, stieß er hart und kalt von sich, wie wir an zahlreichen Beispielen gesehen haben. Es war ein schweres Unglück, daß gerade in dem Augenblicke, wo er sein Gemüth völlig geläutert, jene Krankheit eintrat, die seine Kräfte aufrieb, und doch ist die Geschichte seiner letzten

Jahre ein erhabenes Bild. Jeder Tag mahnte ihn an die Grenze seiner Kraft, an das nahe Ziel seines Lebens, aber er empfand das nur insoweit es ihn bei der Arbeit störte oder insoweit es seine Frau und Kinder betrübte, ihn selber ging es nichts an; er hatte seinen Wallenstein, seine Jungfrau, seinen Tell zu dichten, er hatte über den innern Gang der Vorsehung in dem Schicksal der Welt und in dem Schicksal der Einzelnen nachzudenken, er hatte das Glied in der großen Kette der Cultur einzufügen, wozu er bestimmt war; um seine Gesundheit mochte der Arzt sich kümmern. Es ist nicht Ergebung, nicht Resignation, was sein Schaffen in dieser Periode bezeichnet, sondern eine innere Freudigkeit des Herzens, ein Gefühl des Jubels, daß der Geist über den Körper triumphirt. In den Briefen seiner letzten Jahre tritt recht deutlich hervor, daß er glücklich war, und daß er sein Glück sich erkämpft hatte.

Daß seine Erscheinung für die Geschichte unserer Literatur entscheidend war, ist bekannt. Auf den Irrthum in seinen Kunstprincipien haben wir schon mehrfach hingewiesen. Nachdem seine Sturm- und Drangperiode im Don Carlos und in den Göttern Griechenlands ihr Ende erreicht, war sein Streben, das durch eine falsche Cultur gestörte Ideal der Menschheit mittelst der Kunst wieder herzustellen, die Kunst zu diesem Beruf durch speculative und historische Studien zu kräftigen und in ihr gleichsam den Ersatz jener Religion zu finden, die einst das griechische Leben verklärt hatte. Es ist in späterer Zeit, da das Weltbürgerthum in den französischen Kriegen bankerott machte, das Ungenügende dieser Humanitätsrichtung erkannt worden, und man hat sich wieder einem erträumten Deutschthum und dem Katechismus zugewandt: mit welchem Erfolg, das lehrt jeder beliebige Hinblick auf die Geschichte der Literatur seit Schiller's Tod. Schiller's Irrthum liegt nur darin, daß er im Verdruß über den Naturalismus der gewöhnlichen Romanschreiber und Bühnenfabrikanten von der Kunst einen reinen Formeindruck verlangte, und jede stoffliche Wirkung verurtheilte. Wie groß sein Irrthum war, zeigt sein Urtheil über seine eignen Werke. Bei Wallenstein und Tell erklärte er wiederholt den Stoff für einen widerstrebenden, der ihn ganz kalt lasse und dem er nur durch die Behandlung Reiz verschaffen wolle, während ihn bei der Jungfrau von Orleans und der Braut von Messina der Stoff innerlich ergriff. Und doch

ist bei den beiden letzteren der sehr geistreich ausgedachte Stoff im eigentlichsten Sinn des Worts gehaltlos. Weder in den griechischen Orakeln, noch in den sonderbaren Visionen der Jungfrau liegt etwas allgemein Menschliches. Es sind prachtvoll ausgeführte Kunststücke, die aber das Herz nicht berühren, während im Wallenstein und Tell unsere volle Theilnahme gewonnen wird. Hier war die Form aus dem Stoff, dort der Stoff aus der Form hervorgegangen.

In einen viel größeren Irrthum fielen seine Nachfolger, als sie, um recht vaterländisch und recht deutsch zu sein, die Grillen, den Aberglauben und die Barbarei des Mittelalters verherrlichten. Der echte Stoff des Dichters ist derjenige, der uns verwandt und unserer sittlichen Bildung verständlich ist, der zur Läuterung derselben beiträgt und dem Dichter Gelegenheit giebt, echten und ewigen Lebensgehalt zu entwickeln. Die Poesie soll uns den Blick in die Tiefen des Lebens eröffnen, aber nicht in die geheimen Abgründe, die nur die Willkür ausspäht. Was echt menschlichen Lebensgehalt entwickelt, fördert auch das nationale Bewußtsein, läutert auch das religiöse Gefühl; die Namen sind gleichgültig und gar die Gespenster einer wüsten Vergangenheit heraufzubeschwören, weil wir noch ihren Namen gewöhnt sind, ist ein Verbrechen an der Menschheit. Wenn Schiller in den Göttern Griechenlands der alten Mythologie zu viel Gutes nachsagte, so war das nur ein Irrthum der Erkenntniß; wenn aber die romantische Schule, um doch christlich zu sein, die verruchte Bigotterie des spanischen Christenthums mit einem falschen poetischen Schimmer verklärte, so war das eine Verderbniß des Herzens. Hätte es Schiller in der Maria Stuart verstanden, ebenso wie im Wallenstein den Stoff geschichtlich zu vertiefen, und aus jener Geschichte das Resultat einer religiösen Krisis zu entwickeln, anstatt ein bloßes Intriguenstück daraus zu machen, so wäre es für die Wirkung sehr gleichgültig gewesen, ob sie in England oder in Deutschland spielte, denn was echt menschlich ist, versteht jede Nation.

Es wird mit der Geschichte unsrer großen Dichter viel Mißbrauch getrieben. Von dem frühern Fehler, uns durch sie entmuthigen zu lassen und das goldene Zeitalter als ein vergangenes zu betrachten, sind wir jetzt ziemlich frei, im Gegentheil tritt die junge Poesie der alten gegenüber nicht selten mit einem Selbst-

gefühl auf, das ihr wenig ansteht. Statt dessen bezieht man sich gern auf ihr Beispiel, um nachzuweisen, daß der Genius immer von der platten Wirklichkeit unterdrückt wird. Schiller's Beispiel sollte uns etwas Anderes lehren. Er hat in der That vom Anfang seines Lebens mit schweren Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, aber durch die Kraft seines Geistes hat er sie nicht nur überwunden, sondern jede Ueberwindung hat die Kraft und den Adel seines Geistes gestärkt. Wenn man seine Erscheinung heraufbeschwört, so geschehe es nicht, um ein Klagelied anzustimmen; er weist vielmehr auf eine schönere Zukunft hin. Was ihm unter ungünstigen, ja unter verkommenden Zuständen gelang, wird eine verwandte Kraft in besseren Zeiten glänzender ausführen. Aber nur dann wird diese bessere Zeit kommen, wenn die Dichter nach seinem Vorbild sich ernstlich und unablässig bemühn, das Bild der idealen Menschheit, durch das sie ihr Zeitalter reinigen wollen, erst in ihrem Innern herzustellen. Die geniale Liederlichkeit hat ihre Periode gehabt; wahrhaft schöpferische, der Weltgeschichte angehörende Gestalten sind nur diejenigen gewesen, die den sittlichen Kern ihres Volks und ihres Zeitalters zu ergreifen und zu vergeistigen verstanden.







